



Ingomar Senz

DIE DONAU- SCHWABEN

Langen Müller

Die Donauschwaben siedelten nach den Türkenkriegen hauptsächlich im 18. Jahrhundert an der Südflanke des damaligen Habsburgerreiches und bestimmten fortan wirtschaftlich und kulturell die Entwicklung in einem multiethnisch geprägten Raum. In der Folge des Zweiten Weltkrieges verloren sie ihre Heimat in Ungarn, Rumänien sowie Jugoslawien und bauten sich in Deutschland und Österreich eine neue Existenz auf. Dabei zeigten sie meist eine erstaunliche Leistungsdynamik. Heute, nach dem Sturz des Kommunismus in ihren Heimatstaaten, verstehen sie sich in erster Linie als »Brückenbauer« und Vermittler im neuen Europa.

Mit zahlreichen Abbildungen und Dokumenten

»Der vorliegende Band aus der Feder von Ingomar Senz, eines profunden Kenners der Materie, ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert ... Die Darstellung ist sehr geschlossen und einheitlich.«

Prof. Dr. Friedrich Prinz, Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Nicht ausschließlich eine politische Geschichte – Sozial-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte nehmen einen breiten Raum ein.«

Franz Hutterer, Kulturpolitische Korrespondenz

»Der mit Bilder und Tabellen ausgestattete Band bietet einem breiteren Leserkreis sachliche Informationen aus erster Hand.«

Prof. Dr. Edgar Hösch, Das Historisch-Politische Buch

ISBN 3-7844-2522-4



9 783784 425221

Vertreibungsgebiete und vertriebene Deutsche

Eine Studienbuchreihe zur Zwischenbilanz der Umsiedlung, Flucht, Deportation, Vertreibung und Aussiedlung

Im Auftrage der Stiftung
Ostdeutscher Kulturrat (OKR), Bonn herausgegeben
von Professor Dr. Wilfried Schlau, Universität Mainz

Band 5

Ingomar Senz

DIE DONAU- SCHWABEN

Mit 67 Abbildungen, Karten und Statistiken

Langen Müller

Abbildungsnachweis

Alle Abbildungen aus den Archiven des OKR, der Buchverlage Ullstein/Langen Müller und der Verfasser, mit Ausnahme von Abb. 18 (aus Freihoffer «Der Kriegsdienst der Banater Schwaben»); Abb. 36 und 37 (Haus der Donauschwaben, Sindelfingen); Abb. 38 (aus «Der Donauschwabe» II, 1984); Abb. 39 und 40 (aus Kronfuss «Joseph da Ponte»); Abb. 41 (Frau Hetzel); Abb. 43 (Jens Dietrich)

Für Walther, Rotraud, Volkmar
Gerhard und Monika

Besuchen Sie uns im Internet unter
<http://www.langen-müller-verlag.de>

2. Auflage 2005 (Sonderproduktion)

© 1994 by Langen Müller
in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Marianne Hartkopf-Grafikdesign, Köln
Umschlagfoto: SV-Bilderdienst, München
Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten
Gesetzt aus der 9,2/11,2 Century expanded
auf Apple Macintosh in QuarkXPress
Druck und Binden: Ueberreuter Buchproduktion, Korneuburg
Printed in Austria
ISBN 3-7844-2522-4

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort des Herausgebers.....	10
-------------------------------	----

Teil I: Die Entwicklung der Donauschwaben von der Ansiedlungszeit bis zum Ende des Ersten Weltkriegs

1. Das Ansiedlungszeitalter	14
a) Die Wiederbesiedlung Ungarns	14
b) Neue Siedlungs- und Hausbauformen	19
c) Der wirtschaftliche Fortschritt	23
d) Das Handwerk	26
2. Kolonistenstolz und bäuerliches Gemeinschaftsgefühl	28
a) Die Akkulturation	28
b) Schwäbisches Selbstbewusstsein und beginnende Magyarisierung.....	29
3. Das deutsch-ungarische Bürgertum während der Ansiedlungs- und Reformzeit.....	31
a) Das deutsch-ungarische Bürgertum um 1800	31
b) Die unterschiedliche Entwicklung Ofen-Pests, Temeswars und Fünfkirchens während der Reformzeit	32
c) Allgemeine Entwicklungstendenzen des deutschungarischen Bürgertums ...	36
d) Bedeutende deutschungarische Persönlichkeiten.....	38
4. Zwischen Revolution und Reaktion	42
a) Die ungarländischen Deutschen während der Revolution 1848/49	42
b) Die Autonomiewünsche der ungarländischen Deutschen.....	43
c) Die Eingliederung in den neoabsolutistischen Staat.....	45

5. Das deutschungarische Bürgertum zwischen Assimilation und nationaler Rückbesinnung.....	46
a) Der neue Mittelstand	46
b) Die Ausbildung des Proletariats	47
c) Das ambivalente Bildungsbürgertum.....	48
d) Das deutschbewusste Bürgertum in Ungarn.....	51
6. Das Ringen um nationale Identität bei den Donauschwaben.....	52
a) Wirtschaftliche Voraussetzungen	52
b) Die soziale Differenzierung.....	54
c) Das nationale Erwachen der ungarländischen Deutschen	55
d) Die nationale Bewegung der ungarländischen Deutschen.....	59
e) Die Bewährungsphase der deutschen Bewegung.....	61
f) Die Donauschwaben im Ersten Weltkrieg	63
Anmerkungen.....	65

Teil II: Die Entwicklung der Donauschwaben in den Nachfolgestaaten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs

1. Allgemeines.....	70
2. Das Ringen der Donauschwaben um ihre nationale Autonomie in den einzelnen Nachfolgestaaten.....	71
a) Die Donauschwaben in Trianonungarn 1918-1940	71
Revolutionäre Umwälzungen 1918-1920	71
Jakob Bleyer und der «Ungarländische Deutsche Volkbildungsverein» (UDV)	72
Die «Volksdeutschen Kameradschaft»	76
b) Volkstreu und staattreu-die Donauschwaben in Jugoslawien 1919-1939	80
Die schwierige Anfangsphase.....	80
Die dreissigerJahre-die Volksgruppe zwischen Tradition und Erneuerung . .	83
Kulturelle und wirtschaftliche Aktivitäten der Jugoslawiendeutschen	85
c) Die Banater und Sathmarer Schwaben im Rumänien der Zwischenkriegszeit . .	87
Allgemeiner Überblick	87
Politische und kulturelle Aufbauarbeit	88
Von der jungschwäbischen Opposition zur Volksgemeinschaft.....	90
3. Die Donauschwaben im Zweiten Weltkrieg	92
a) Im Bannkreis des Dritten Reiches	92
Die volkspolitischen Ziele des Dritten Reiches	92
Die Frage der Umsiedlung	94

Die Arbeit der «Volksdeutschen Mittelstelle» (VOMI)	94
Die Kriegsteilnahme der Volksdeutschen	95
b) Das Schicksal der Ungarndeutschen während des Zweiten Weltkrieges	97
Ungarn an der Seite des Dritten Reiches	97
Der Ausbau der Volksbundorganisation	99
Die «Heimatfront» der Ungarndeutschen.....	101
Der Anschluss der Südgebiete.....	102
c) Das Schicksal der Donauschwaben in Jugoslawien während des Zweiten Weltkrieges	103
Der Ausbau des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes zur Volksgruppen- organisation	103
Der Balkanfeldzug und seine Folgen	105
Die deutsche Volksgruppe im Banat und in Serbien	106
Das Schicksal der Deutschen Volksgruppe im «Unabhängigen Staat Kroatien» (USK).....	110
d) Das Schicksal der Rumäniendeutschen während des Zweiten Weltkrieges ...	114
Die Annäherung Rumäniens an das Dritte Reich	114
Die Lancierung des neuen Volksgruppenführers Andreas Schmidt	115
Der Aufbau der neuen Volksgruppenorganisation und ihre Arbeit	116
Anmerkungen	120

Teil III: Die Donauschwaben nach dem Zweiten Weltkrieg

1. Die Kriegsoffer und die Zerstreung der Donauschwaben im Spiegel der Zahlen	126
Die Kriegsoffer der Donauschwaben (in 1000).....	126
Die Zerstreung des Donauschwabentums	126
Bilanz der Zivilopfer in Jugoslawien	126
2. Das Schicksal der Donauschwaben in den Ländern ausserhalb des deutschen Sprachraumes	128
a) Jugoslawien	128
Die psychologischen und geistigen Wurzeln des grossserbischen Nationalismus .	128
Der «blutige Herbst» 1944	129
Die Deportation	130
Die Internierung der Donauschwaben in jugoslawischen Arbeits- und Konzen- trationslagern	130
b) Ungarn	132
c) Rumänien.....	137
d) Die donauschwäbische Kolonie Entre Rios in Brasilien	142
Die Ansiedlung	142

Die Aufbauleistung	142
Neue Arbeitsformen	143
Die Sozialstruktur.....	144
Schulwesen und Kulturarbeit	146
e) La-Roque-sur-Pernes, ein donauschwäbisches Dorf in Südfrankreich	148
f) Die Donauschwaben in Nordamerika	150
3. Die wirtschaftliche und soziale Integration der Donauschwaben in Deutschland und Österreich	152
a) Überwindung der Kriegsfolgen.....	152
b) Die Siedlung St. Stephan als Beispiel für eine gelungene Gruppenintegration . .	152
Der Aufbau.....	152
Die wirtschaftliche Leistung.....	154
Die «Durchsetzungsdynamik» der Donauschwaben in St. Stephan	158
c) Weitere donauschwäbische Siedlungen.....	159
München-Trudering	159
Stadl-Paura in Österreich.....	159
d) Die Durchsetzungsdynamik am Beispiel von donauschwäbischen Einzelpersonen	161
Anmerkungen.....	167

Teil IV:

Am Ende eines Zeitalters:

Aufblühen und Vergehen einer donauschwäbisch geprägten Kultur

1. Landsmannschaftliche und kulturelle Organisationen der Donauschwaben	172
a) Die Entstehung von Landsmannschaften.....	172
Bundesrepublik Deutschland.....	172
Österreich	174
b) Gesamtdonauschwäbische Einrichtungen.....	174
Die Patenschaft des Landes Baden-Württemberg und das Haus der Donauschwaben	174
Das «Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde» in Tübingen	176
Das Südostdeutsche Kulturwerk.....	178
Das St. Gerhardswerk	179
Die Donauschwäbische Kulturstiftung	179
Die «Arbeitsgemeinschaft donauschwäbischer Lehrer» (AdL).....	180
2. Bedeutende Persönlichkeiten des donauschwäbischen Kulturlebens	181
a) Eins mit den Dingen und doch auf Distanz – Hans Diplich, der bedeutende Lehrer, Dichter und Kulturpolitiker aus dem Banat	181

b) «Zwischen Himmel und Erde» – der Graphiker, Glas- und Freskenmaler Josef de Ponte.....	184
c) «Das Beste auf die beste Weise» – der Geigenvirtuose und Konzertmeister Gerhart Hetzel	188
3. Literatur einer Zeitenwende: Das Endzeitalter donauschwäbischer Existenz in Südosteuropa im Spiegel seiner literarischen Erzeugnisse (Helmut Erwert)	194
a) Der historische Zeithintergrund dieses Endzeitalters	194
b) Die Literatur donauschwäbischer Autoren auf geschichtlichem Erlebnishintergrund	194
c) Das Schicksal der Donauschwaben aus Jugoslawien im Spiegel ihrer Literatur	195
Kurzer Gesamtüberblick	195
Der Autor Johannes Weidenheim und seine Werke	195
Thematische Schwerpunkte des Autors.....	197
d) Das Schicksal der Ungarndeutschen im Spiegel ihrer Literatur	203
Kurzer Gesamtüberblick	203
Der Autor Marton Kalász und sein Roman «Winterlamm»	203
Thematische Schwerpunkte des Romans	204
e) Das Schicksal der Donauschwaben in Rumänien im Spiegel ihrer Literatur	207
Kurzer Gesamtüberblick	207
Die Autorin Herta Müller und ihre frühe Prosa.....	208
Inhaltliche Aspekte dieser Prosa	209
f) Vergleichende Schlussbetrachtung	214
Anmerkungen	215

Anhang

Dokumente	220
Literaturverzeichnis	229
Personenregister	236
Ortsregister	238

Vorwort des Herausgebers

Unter den im Zuge des Zweiten Weltkrieges und seiner Folgen vertriebenen Deutschen gehören die Donauschwaben zu den grösseren Gruppen:

Mit fast zwei Millionen Angehörigen vor Beginn des Ersten Weltkrieges im Jahre 1910 hatte die Volksgruppe im 18. und 19. Jahrhundert einen stürmischen zahlenmässigen und wirtschaftlichen Aufstieg erlebt und das trotz laufender Magyarisierung und erheblicher überseeischer Auswanderung, vor allem in den Jahren 1900-1914.

Die letztere zeigt, dass der Raum bzw. der Boden für die noch immer grossenteils mittel- bis kleinbäuerliche Bevölkerung knapp zu werden begann und die Realteilung an ihre natürlichen Grenzen gestossen war, während die erforderliche industriell-gewerbliche Entwicklung auf sich warten liess.

Nach den Schlesiern, den Ost- und Westpreussen, den Ostpommern und Ostbrandenburgern sowie den Sudetendeutschen rangieren jedenfalls nach der Zahl ihrer Angehörigen die Donauschwaben auf dem fünften Platz noch vor den Russlanddeutschen; hinsichtlich ihrer Verluste im Gefolge des Zweiten Weltkrieges jedoch steht die donauschwäbische Gruppe der Jugoslawiendeutschen mit ca. 25 Prozent ihres Bestandes an zweiter Stelle nach den Ostbrandenburgern.

Die Aufteilung der donauschwäbischen Siedlungsgebiete im Vertrag von Trianon auf drei Staaten – Rumpfungarn, Südslawien und Rumänien – und das unterschiedliche Schicksal der drei Teilgruppen liess eine vergleichende Gesamtdarstellung angezeigt erscheinen, für die dem Verfasser Ingomar Senz herzlich zu danken ist, ebenso seinem «Kooperator» Helmut Erwert, der das Kapitel «Literatur einer Zeitenwende» beisteuerte.

Insgesamt hat die Volksgruppe der Donauschwaben ein Alter von rund 300 Jahren erreicht. Sie entspricht darin den «Umsiedlern aus Ostpolen und Rumänien» sowie den Russlanddeutschen und gehört zu den «Schlusssteinen» der deutschen Ostsiedlung in ihrer neuzeitlichen Phase.

Von ihrer Entstehungsgeschichte eng mit der Habsburger Monarchie verbunden und von dieser im sog. Ausgleich des Jahres 1867 der schonungslosen Magyarisierung in der nunmehrigen ungarischen Reichshälfte überlassen, hatten die Donauschwaben um ihren Bestand heftig zu ringen. Das «Überlaufen» des städtischen Deutschtums hatte zur Folge, dass ihnen die Entwicklung einer Oberschicht versagt blieb und die Gruppe bis zuletzt ihren ländlich-bäuerlichen Charakter behielt.

Die Folgen des Zweiten Weltkrieges haben – ähnlich wie bei den Russlanddeutschen – ihre soziale Struktur grundlegend verändert. So sind die Donauschwaben heute in der Vertreibung und auch in ihrem Restbestand in Rumpfungarn eine überwiegend industriellgewerbliche Gruppe geworden, aus der sich langsam – sozusagen in später Stunde – eine akademisch gebildete Schicht emanzipiert und im bundesdeutschen wie im österreichischen geistigen Leben Konturen gewinnt.

Gerade auch diesen Prozess sollte die vorliegende Arbeit fördern, die wie die gesamte Studienbuchreihe in erster Linie für die Abschlussklassen der höheren Schulen, Studenten aller Fachbereiche und Lehrer aller Schularten, aber auch für interessierte «Normalverbraucher» bestimmt ist, d.h. für Personen, die sich ein eigenes Bild von diesen Menschen, ihrer Geschichte und Gegenwart erarbeiten wollen.

Ihren Schwerpunkt haben die Donauschwaben heute im süddeutschen Raum – in Baden-Württemberg, Bayern und Österreich, und die Patenschaft des Landes Baden-Württemberg für die Gesamtgruppe dokumentiert diese Tatsache in besonderer Weise. Insofern hat die Vertreibung für viele von ihnen ja zu einer weitgehenden Heimkehr geführt, und einer von ihnen hat diesen Ablauf – wie folgt – interpretiert¹: *«Ich bleibe freilich bemüht, das Wesentliche nicht zu übersehen: Die Freiheit nämlich, die da war, als wir dieses ersehnte Land in Frankfurt am Main betraten mit drei kleinen Kindern und der kranken Mutter. Wir waren heimgekehrt in unsere Sprache, ins Abendland, in die Freiheit, die wir meinten, ohne Angst und mit grosser Zuversicht. Es waren nicht nur die Autobahnen, die uns beeindruckten, nicht nur die vollen Läden, sondern auch das schön gewachsene Korn auf den Feldern, das Läuten der Kirchenglocken und auch, dass Wort und Handschlag noch etwas galten. Es war vor allem eine sentimentale Heimkehr nach Deutschland – wenn das Wort heute noch gestattet ist.*

Wir waren auf Hilfe angewiesen und haben sie erhalten; wir wollten arbeiten, und niemand hinderte uns daran; wir wollten sein wie die anderen, und keiner hatte etwas dagegen. Wir kamen ausgeplündert an und erhielten eine reale Chance. Heute sind wir normale Steuerzahler, und unsere Söhne leisten mit Selbstverständlichkeit ihre Dienstzeiten ab. Wir sind integriert, wir gehören dazu. Wir haben allen Grund, dankbar zu sein. Aber glücklich waren wir nur ganz am Anfang, und manchmal fragen wir uns, was mit uns geschehen ist. Haben wir uns so verändert, oder ist Deutschland heute anders?

Gewiss – die Zeit ist härter geworden und die Euphorie der Ankunft ist übergegangen in den deutschen Alltag. Wir haben Enttäuschungen hinnehmen müssen und Demütigungen, und wir haben unsere kleinen, zählebigen Feindschaften. Wir haben Probleme, obwohl wir uns sagen, dass es vergleichsweise gar keine sind. Denn wer, wie wir, aus Ceausescus Rumänien nach Deutschland kam, wird nicht vergessen, dass die Not viele Namen hat: Unrecht, Enteignung, Deportation, die Vertreibung aus der Identität.

Vielleicht haben wir uns in den fünfzehn deutschen Jahren zu sehr den Verhältnissen angepasst und dabei die Gabe verloren, im Selbstverständlichen das Besondere zu sehen. Oder sind wir nur helllichtiger geworden für die gesellschaftlichen Mängel in Deutschland? Für die Rücksichtslosigkeit der Selbstverwirklicher, die Eitelkeit der Selbstgefälligen, die Schamlosigkeit der Heuchler, die Brutalität der Überheblichen; wir bedauern, dass die einst von uns so ersehnte westliche Freiheit unsere Kinder kaum bewegt, und wir selbst sind anfällig geworden für Zweifel und Überdross. Dieses Land, so meinen wir, geht mit seinem Wohlstand nicht richtig um; die davon erhoffte qualitative Aufwertung der Gesellschaft blieb aus. Und der Rechtsstaat, befürchten wir, ist zum guten Teil eine Selbstrechtfertigung für Unbewältigtes.

Wir beginnen unsere Väter zu verstehen, die vor Jahrhunderten aus Deutschland ausgewandert sind. Sie hatten ihren Traum und meinten, ihn woanders verwirklichen zu müssen. Wir scheiterten in der siebten Generation an der Fremde, und unser Traum kehrte zurück an den Rhein.»

Im Januar 1994

Wilfried Schlau

¹ Heinz, Franz: Alte Heimat, neue Heimat. In: Stiftung Ostdeutscher Kulturrat (Hsg.): Kulturpolitische Korrespondenz, Ausgabe 864 vom 5. Mai 1993, S. 14-16.

Teil I
Die Entwicklung der Donauschwaben
von der Ansiedlungszeit
bis zum Ende des Ersten Weltkriegs

1. Das Ansiedlungszeitalter

a) Die Wiederbesiedlung Ungarns¹

Nach dem Entscheidungssieg des kaiserlichen Heeres 1683 am Kahlenberg gelang es den Habsburgern nach zahlreichen weiteren wichtigen Siegen bei Ofen 1686, Harsany bei Mohatsch 1687, Belgrad 1688, Slankamen 1691, Zenta 1697, sowie nach einer Atempause in einem erneuten Krieg mit der Eroberung Temeswar 1716 und Belgrads 1717 die Türken bis weit in den Balkan zurückzudrängen. Der Friede von Karlowitz 1699, vor allem aber der von Passarowitz 1718 regelte den Grenzverlauf im Wesentlichen für die nächsten 150 Jahre: Ungarn, Siebenbürgen, das Banat sowie Gebiete bis zur Donau-Save-Linie gehörten jetzt zum österreichischen Herrschaftsbereich.

Zwar liess der Gebiets- und Machtzuwachs Österreich zur Grossmacht im Südosten aufsteigen, aber das Antreten des türkischen Erbes erwies sich auch als eine starke Belastung: die Habsburger übernahmen die Herrschaft in einem weitgehend entvölkerten Gebiet – die Einwohnerzahl Ungarns war zwischen 1500 und 1720 von 4,5 auf 2,5-3 Mill, abgesunken, das Siedlungsspuren im Wesentlichen nur in den Pusztastädten (oft anstelle von 25-30 ehemaligen Dörfern entstanden mit einem Grundbesitz von 200'000-300'000 Joch²) aufwies und von Wäldern, verödeten, versandeten sowie versumpften Regionen geprägt war.

Daher konnte Österreich aus den eroberten Gebieten nur dann Gewinn ziehen, wenn es den pannonischen Raum wieder mit Menschen auffüllte, ihn urbar machte und wirtschaftlich aufbaute. Die vordringlichste Aufgabe bestand zunächst darin, das Land militärisch zu sichern. Dies gelang durch die östliche Erweiterung der seit dem 16. Jahrhundert bestehenden Militärgrenze. Als Grenzer siedelten sich in diesem Bereich v. a. Serben und Kroaten an, die seit 1688 – allein unter Führung ihres Patriarchen Arsenije etwa 80'000 Serben – aus den türkischen in die kaiserlich gewordenen Gebiete einwanderten. Sie unterstanden direkt dem Wiener Hofkriegsrat, der nur die militärischen und verwaltungsmässigen Führungspositionen mit Deutschen besetzte. Als Ergänzung zur Militärgrenze gründete er ein ganzes Netz befestigter Städte als Stützpunkte der Landesverteidigung. Sie entstanden im Anschluss an ganz oder weitgehend verfallene und entvölkerte mittelalterliche Landeszentren, wie Raab, Komorn, Gran, Erlau, Ofen, Pest, Fünfkirchen, Grosswardein u.a.

Bei ihrer Wiederbesiedlung achtete die kaiserliche Verwaltung – Hofkriegsrat und Staatliche Hofkammer – mehr aus merkantilistischen, siedlungstechnischen und politischen als aus nationalistischen Gründen darauf, dass sich in erster Linie deutsche Siedler in den neuen Gemeinwesen niederliessen.

Sie entstammten zunächst dem Kreis der Zivilbegleitung des kaiserlichen Heeres, waren also Marketender, Kaufleute und handwerkliche Fachleute. Später, als der Wiederaufbau fortschritt, wanderten die neuen Bürger v.a. aus den österreichischen Erblanden zu, stammesmässig dominierte dabei das bayerisch-österreichische Element, standesmässig die Handwerkerschaft. Um

den alten bürgerlichen Geist dieser Städte wieder zu beleben, legten die kaiserlichen Behörden Wert darauf, die Stadtkerne innerhalb der Mauern als deutsche Gemeinwesen unter deutschen Magistraten auszugestalten.

Neben die Aufgaben der militärischen Grenzsicherung trat von Anfang an die Notwendigkeit, das Land wiederzubesiedeln. Unmittelbares Interesse an seiner Rekultivierung hatten zunächst die privaten Grundherren. Viele der alten adeligen Grundbesitzer kehrten ja nach dem Abzug der Türken auf ihre Besitzungen zurück, herrenloses Gebiet wurde als kaiserliches Gut neu vergeben, häufig an bewährte Heerführer der Türkenkriege, wie z.B. die Güter Belye, Promontor und die Insel Tschepel an den Prinzen Eugen von Savoyen oder die Herrschaft Siklos an General Veterani; berücksichtigt wurde aber auch die Kirche, so ging die Abtei Földvár an Josef Landgraf von Hessen oder die Abtei Pecsvarad an den Kölner Domherrn Philipp Graf von Zinzendorf. Zur Bewirtschaftung strömten anfangs die in die Randgebiete Ungarns geflüchteten Menschen in das Landesinnere zurück: Magyaren ins Theisstiefland, Slowaken und Ukrainer rückten weiter nach Süden, Rumänen weiter nach Westen, Kroaten und Serben weiter nach Norden vor, schliesslich bildeten auch zuwandernde deutsche Bauern aus den österreichischen Erbländern und Bayern Sprachinseln im Bakonywald und im Ofner Bergland.³ Doch reichte diese spontane Wanderungsbewegung nicht aus, Ungarns Bedarf an Menschen aufzufüllen. Die privaten Grundherren mussten selbst für eine Ansiedlung werben, wollten sie ihre Besitzungen wieder hochbringen. Entsprechend den Richtlinien des kaiserlichen Impopulationspatentes von 1689 versprachen sie günstige Grundstückspreise, Steuerfreiheit während der ersten Jahre, Mautfreiheit für den Import von Baumaterialien, Förderung von Handwerk und Industrie u.a. So kamen noch in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts die ersten privaten Kolonisten nach Ungarn und besiedelten zunächst besonders die nördlichen Gebiete Innerungarns, allen voran das Ofner Bergland (z.B. Budakeszi 1699 durch Stefan Graf Zichy), später, nach einer Unterbrechung durch den Kuruzenkrieg 1703-1711, stärker die Schwäbische Türkei mit den Komitaten Baranya, Schomogy (Schomodei) und Tolna (Tolnau) sowie das Komitat Sathmar. Während zunächst das bayerisch-österreichische Element überwog, dominierten zuletzt die Schwaben, Franken und Lothringer.

Nachdem die notwendigen Privatbauern für die adeligen Grossbetriebe wieder zur Verfügung standen, strebten die besitzmässig saturierten Gutsbesitzer vor allem nach rationaler Bewirtschaftung. Daher regelten sie nach Ablauf der Freijahre die weitere Zusammenarbeit durch Urbarialverträge, die sich an den staatlichen Vorgaben orientierten. Die Bauern besaßen als Nutzniesser der Felder den Status von Erbpächtern. Daraus ergab sich eine Abgabeverpflichtung auf alle «Erdgewächse», vor allem auf den neunten Teil der Ernte an Körnerfrüchten. Ferner mussten sie, abgestuft nach Feldgrösse, Zug- oder Handroboten leisten und den Zinsgulden auf das Haus entrichten. In josephinischer Zeit betrug der Handrobot für einen Halbsessionsbauern einen Tag pro Woche: die eine Hälfte in natura, die andere durch acht Kreuzer pro Tag ablösbar, das von der Gutsherrschaft begünstigte Verfahren. Darüber hinaus flossen der Herrschaft noch Einkünfte aus der Verpachtung der Fleischbänke, des Weinausschanks, der Mühlen und Kaufläden zu.⁴

Der grösste Grundbesitzer in Ungarn freilich war der Staat, der den vielfach herrenlosen Boden in Besitz nahm und durch die Staatliche Hofkammer verwalten liess. So beteiligte auch er sich nach der Wiederherstellung geordneter Verhältnisse im Donauraum (Friede von Passarowitz 1718, Landtag von Pressburg 1723) an dem grossen Siedlungswerk. Dreimal riefen die Habsburger durch Kolonisierungspatente zu umfassenden Ansiedlungsbewegungen auf: man spricht von der karolinischen, theresianischen und josephinischen Ansiedlungsperiode. Zielgebiete waren vor allem das bis 1779 unter kaiserlicher Verwaltung stehende Banat und die Batschka.



Karte 1: Mittel- und Südosteuropa mit den donauschwäbischen Siedlungsgebieten

Kaiserliche Werber machten in den westlichen österreichischen Erblanden und in benachbarten Gebieten – oft in Konkurrenz mit anderen Ländern (z.B. Preussen, Russland, Frankreich oder USA) – die Ansiedlungsbedingungen bekannt. Die Kolonisten mussten ihre persönliche Freiheit und den Besitz von mindestens 200 Gulden nachweisen, führten aber häufig wesentlich mehr Geld mit sich, ein Hinweis darauf, dass nicht in erster Linie existentielle Not die Menschen zur Auswanderung trieb. In der Regel sicherte ihnen die österreichische Hofkammer eine kostenfreie Reise, fünf (Maria Theresia) bzw. zehn (Joseph II.) abgabenfreie Jahre sowie Haus, Hof, Acker und Wiese als kostenfreien Besitz zu, Bedingungen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für die Anwerbung von Kolonisten üblich waren.

Zur Zeit Josephs II., als der Menschenbedarf Ungarns nach Ansicht des einheimischen Adels schon weitgehend gedeckt schien, stoppte der Staat auf dessen Intervention hin die von ihm geförderte Auswanderung mehrfach und liess schliesslich nur Siedler zu, die den Weg nach Ungarn auf eigene Kosten antraten.

In der karolinischen Ansiedlungsperiode (1722-1726) fanden 15'000 Kolonisten vornehmlich aus Schwaben, Franken, Hessen und der Pfalz in einzelnen Inseln rings um das zentrale Theisstiefland ihre neue Heimat. Kolonisationsschwerpunkt war neben der Schwäbischen Türkei (v. a. private Ansiedlung, z.B. durch Graf Mercy, aber häufige Abwerbung staatlicher Kolonisten) das Banat, wo sich neben Pfälzern und Lothringern auch Spanier, Franzosen und Bulgaren, allerdings in weit geringerer Zahl, niederliessen.

Während die Ansiedlung in der frühtheresianischen Zeit (1749-1762) wegen aussenpolitischer Schwierigkeiten (Siebenjähriger Krieg!) nur stockend vorankam, erreichte sie in der hochtheresianischen Phase (1763-1771) ihren absoluten Höhepunkt. Der Staat erkannte jetzt in der « Impopulation» eine seiner Hauptaufgaben, da nach damaliger Vorstellung die grosse Menschenzahl eine Grundlage für Wohlstand und Macht bedeutete.

Demzufolge bemühte er sich, Kolonisten gerade ausserhalb der österreichischen Erbländer für Ungarn zu gewinnen. Hier beschränkte sich die Ansiedlung auf die kaiserlichen Domänen, zumal die adeligen Grundbesitzer an deutschen Siedlern kein Interesse mehr zeigten. Hauptherkunftsgebiete waren diesmal Lothringen, die Pfalz, Luxemburg und Südwestfalen, die Zahl der deutschen Auswanderer betrug etwa 50'000. Die Kolonisation konzentrierte sich auf die Banater Heide und die Batschka, Regionen, die sich bald aus verödeten oder versumpften Weidegebieten zu einer geschlossenen Ackerbaulandschaft wandelten.

Die josephinische Kolonisation (1784-1787) gestattete entsprechend dem Toleranzedikt auch Protestanten die Fahrt nach Ungarn, daher befanden sich viele evangelische und reformierte Menschen aus der Pfalz unter den 45'000 Auswanderern. Sie erhielten ihre neue Heimat vor allem auf den staatlichen Kameralgütern der Batschka und des Banats, auch Slawoniens. Obwohl die offizielle staatliche Siedlungspolitik 1787 ihr Ende fand, setzte sich der Zuzug deutscher Kolonisten punktuell auch unter Kaiser Franz II. bis ins erste Drittel des 19. Jahrhunderts fort.

Ziel des Merkantilismus war neben der Binnenkolonisation aber auch die Förderung der Industrie, die mit ihren Erzeugnissen Geld ins Land bringen sollte. Dafür schienen einige ungarische Gebirgsregionen geeignete Grundlagen aufzuweisen. So entstanden während der Regierungszeit Josephs II. parallel zur bäuerlichen Siedlung die Bergbaugemeinden des Banats sowie die Glashüttenorte im Bakonywald, im Mecsekgebirge, in der Slowakei und im Sathmarer Raum. Heimatgebiet der genannten Siedler waren der Böhmerwald, Tirol, das Salzkammergut und die Steiermark.

Ergebnis dieser über 100 Jahre dauernden privaten und staatlichen Siedlungstätigkeit waren eine neue Existenzgrundlage für etwa 150'000 (ca. 35'000 private und etwa 115'000 staatliche) deutsche Kolonisten in Ungarn, der Wiederaufbau des ungarischen Städtewesens und die Rekultivierung des stark verödeten Landes.

Die ältesten Siedlungsgebiete deutscher Ungarneinwanderer waren das ungarische Mittelgebirge und die Schwäbische Türkei. So siedelten bereits unmittelbar nach der Zurückdrängung der Türken durch die Kaiserlichen aufgrund der Initiative privater Grundherren Kolonisten an, nach den Rückschlägen durch die Kuruzenkriege in grösserem Umfang jedoch erst nach 1712.

Das Banat und die Batschka waren die bevorzugten Zielregionen der staatlichen Kolonisation, sie nahmen hauptsächlich die Siedlerströme der drei «grossen Schwabenzüge» auf, so dass hier in Südungarn die Deutschen in der Folgezeit ungefähr die Zahl der Serben und Rumänen erreichten. Ansätze einer deutschen Kolonisation entstanden ferner in Slawonien und Syrmien, vor allem in Märkten und Städten, weniger in Landgemeinden, diese verstärkten sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Etwas abseits von diesen durch die Donau und andere Verkehrswege miteinander in Verbindung stehenden Hauptsiedlungsgebiete entstand auf den Gütern des Grafen Károlyi die Kolonie der «Sathmarer Schwaben». Mehrere Generationen der Grafenfamilie siedelten hier zwischen 1712 und 1838 an, insgesamt 2'072 schwäbische Familien in 32 Gemeinden.⁵ Den Anfang machte Alexander Károlyi, der den Sathmarer Frieden zur Beendigung der Kuruzenkriege vermittelt hatte. Zur Belohnung erhielt er den Grafentitel und die im Komitat Sathmar liegenden Güter des flüchtigen Fürsten Franz II. Rákóczy, die er den seit 1712 in die Region strömenden Siedlern aus Oberschwaben als neue Heimstätte zuwies. Ihr Mittelpunkt wurde die Stadt Grosskarol, in der 1808 3'325 deutsche Bauern und Handwerker innerhalb eines Viertels um die «Schwäbische Gasse» dicht beieinander wohnten.⁶

Dem Vorteil des grösseren und freien Besitzes sowie der gewonnenen Freizügigkeit standen für die Kolonisten ein teilweise verödetes Land, das ungewöhnliche Klima, fremde Lebensverhält-

nisse sowie Krankheiten und Seuchen (Sumpffieber, ja Pest und Cholera) als Nachteile gegenüber und ein fast 100 Jahre dauernder ständiger Kleinkrieg mit den Türken, der nicht selten – vor allem im Banat – die Erfolge der Aufbauarbeit wieder zunichte machte.

Selbstverständlich zeigten sich diesen Widrigkeiten nicht alle Einwanderer gewachsen. Der Kolonistenpruch «Die ersten fanden den Tod, die zweiten die Not und die dritten erst das Brot» darf nicht zeitlich, also generationenweise, verstanden, sondern muss so ausgelegt werden, dass nur die lebenskräftigsten, fortschrittlich denkenden und anpassungsfähigen Neubürger sich behaupten konnten. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Kolonisten hatte sich von den kaiserlichen Vergünstigungen anlocken lassen, kam als gelernte Handwerker in der Landwirtschaft nicht zu recht, erlag den furchtbaren Seuchen oder konnte sich von einer traditionalistisch gebundenen Wirtschaftsweise nicht auf die geforderten modernen Betriebsformen umstellen.

Das Fussfassen in fremder Umwelt, die Anpassung an neue Wirtschaftsformen und das ungewohnte südliche Kontinentalklima waren nur anfangs eine Belastung. Ein gewinnbringendes Wirtschaften – so dass die Schuldbelastungen getilgt werden konnten – gelang in der Regel bereits innerhalb einer Zeitspanne von 10-15 Jahren.

In der Absicht, die Verdienste der SiedlerInnen besonders herauszustreichen, tun manche Autoren in der drastischen Schilderung der extremen Anfangsschwierigkeiten mitunter des Guten zuviel: das Antreffen völlig verwahrloster, verödeter, versumpfter, zudem menschenleerer Gebiete hätte die «creatio ex nihilo», eine Aufbauleistung aus dem Nichts, erfordert, wie sie jene Verfasser gerne behaupten.⁷

Dem widersprechen aber die Tatsachen. Die Ansiedlungsgebiete waren zwar äusserst dünn besiedelt, aber nicht menschenleer. In der Schwäbischen Türkei lebten 1692 3'221 Familien (d. i. ca. 13'000 Einwohner), davon die Hälfte in Fünfkirchen; Ofen umfasste 1688 91 bewohnte Häuser (dies entspricht etwa 400 Einwohnern); die Batschka wies zwischen 1683 und 1699 (Friede von Karlowitz) 3'292 Haushalte (d.h. höchstens 15-16'000 Einwohner), das Banat 1717, im letzten Jahr unter türkischer Besatzung, 80'000, schliesslich Ungarn 1722 ca. 3 Mill. Einwohner auf.⁸

Da die bäuerlichen Ansiedler den Grund und Boden nach den merkantilistischen Vorstellungen der Zeit gewinnbringend bewirtschaften sollten, wies man ihnen nicht die unfruchtbarsten, sondern in der Regel ertragreiche Fluren zu. So stellte z.B. der Statthaltereirat von Revay auf seiner Inspektionsreise im Sommer 1786 durch die Batschka fest, dass die Böden des neuangelegten Kolonistendorfes Neu-Werbass nach ihrer Lage und Güte, «wenn der Besitzer seine Mühe nicht sparet, immer reiche Ernte und den Lohn seiner Mühe versprechen».⁹ Andererseits wiesen die privaten Grundherren Innerungarns die deutschen Siedler vor allem in bergige Gebiete mit schlechter Bodenqualität ein.¹⁰

Natürlich gab es im Banat und in der Schwäbischen Türkei grössere Sumpfgebiete, aber in der Batschka waren sie z.B. nicht vorhanden. Hier machte den Kolonisten in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts das emporquellende Grundwasser zu schaffen, aber das war keine oft wiederkehrende und für das Land typische Erscheinung.

Sicher, viele Prädien (zugewiesene staatliche oder private Dorfplätze) bestanden anfänglich aus festen, verfilzten Weiden- und Steppenböden, die seit dem 16. Jahrhundert, als die magyarische Bevölkerung vor den Türken nach Norden geflüchtet war, nicht mehr als Ackerland Verwendung fanden; ferner behinderten Dornen und andere Sträucher, Schilf und Rohr an Feuchtstellen vielfach das Aufreissen der Grasnarbe mit den Holzpflügen. Doch rechtfertigen diese regional und zeitlich begrenzt auftretenden Schwierigkeiten nicht die auch bei anderen Kolonisationsvorgängen auftauchende stereotype Formel von einer «creatio ex nihilo».

b) Neue Siedlungs- und Hausbauformen

Überlieferte Karten, Ortspläne und Skizzen weisen aus, dass der dominierende Dorftyp im süd-östlichen Donauraum das Haufendorf war. Alle deutschen Dorfneugründungen sind jedoch Strassendörfer mit fast ausschliesslich schachbrettförmiger Anlage.¹¹

Diese völlig geometrisierte Form bildete sich seit der Theresianischen Kolonisationsperiode aus und tauchte zum ersten Mal z.B. in Filipowa/Batschka auf. Durch verschiedene Bestimmungen der Impopulationshauptinstruktion für das Banat vom 11. Januar 1772¹² vorgegeben, blieb der Grundplan dieses Schachbrettdorfes trotz mancher mit Entstehungszeit, späterem Innenausbau und Bodenverhältnissen zusammenhängenden Unterschieden in Grösse und innerer Struktur immer der gleiche.

Danach war die äussere Form der Siedlung quadratisch oder rechteckig, das Innere so aufgeteilt, dass sich zwei Gruppen von parallel verlaufenden Strassen im rechten Winkel schnitten. Mit Ausnahme von älteren, enger gebauten Siedlungen konnten die Strassen eine Breite von 40 m erreichen und waren beidseitig von Maulbeer- oder Akazienbäumen gesäumt. Durch Aussparen des mittleren Blocks des Strassenschachbretts entstand ein freier Platz für den Dorfanger mit der Kirche und den wichtigsten Gemeindebauten.¹³ Diese Schachbrettform war das Ergebnis der von rationalen Erwägungen geleiteten planvollen Ingenieurkolonisation des 18. Jahrhunderts, die Dörfer auf dem Reissbrett entwarf. Sie erweist sich als eine im Verlauf der Südostkolonisation allmählich entwickelte konstruktive Fortbildung des in Westungarn vorherrschenden Strassendorfes zum Grossdorf. Nach damaligen Vorstellungen galt es als die geeignetste Form zur Erschliessung der Ebenen des südungarischen Ansiedlungsgebietes.

Im weiteren Verlauf der Kolonisation entwickelte man diese Formen fort, manchmal sogar bis zu künstlerischer Höhe, z.B. bei Alexanderhausen im Banat. Daher ist es verständlich, dass sich die Dorfanlagen der nichtdeutschen Nationalitäten oft nach dem deutschen Vorbild richteten oder dass private Grundherren von ihnen die Umgestaltung nach deutschem Muster verlangten. Trotzdem unterschieden sich aber die deutschen Dörfer mit ihrer mustergültigen Reinlichkeit und Ordnung auf den gut gepflasterten Gehsteigen und den sauber gehaltenen Höfen sowie durch eine aus der innigen Beziehung zum Besitz erwachsenden Liebe zur Detailkultur von ihrer andersnationalen Umgebung.

Die bei der Ansiedlung angewandten Bauformen und die auf sorgfältige Pflege sowie liebevolle Ausgestaltung des Besitzes angelegte Grundhaltung prägten das donauschwäbische Dorf bis zum Untergang dieser Kultur am Ende des Zweiten Weltkrieges. Doch mehr noch als die von «oben» angeregten und von natürlichen Gegebenheiten bestimmten Dorfformen offenbart sich die donauschwäbische Volkskultur im Hausbau.¹⁴

Die kaiserlichen Impopulations-Instruktionen wiesen den Siedlern rechteckige Grundstücke zu, die 60-70 m lang und etwa 25 m breit waren. Sie boten somit genügend Platz zur Errichtung eines Wohnhauses mit Stallungen und Schuppen sowie zur Anlage eines Hofes und Gartens. Diese Parzellen gliederten sich mit den auf ihnen stehenden Bauelementen in den vorderen Hof, den die Wohngebäude umgaben, den hinteren Hof, den die Stallungen, Schuppen und zum vorderen Hof hin häufig ein Lattenzaun begrenzten, und den Gemüse- und Obstgarten, der sich hinter Schuppen, Kleintier- und Schweinestall an die gesamte Breite des Hauses anschloss.

Für das Kolonistenhaus bildete sich ein Baustil heraus, der sich von den Traditionen der Urheimat, wie etwa dem Fachwerkbau (spielte nur in der Schwäbischen Türkei eine Rolle¹⁵), genauso löste, wie er sich von den Hausbauformen der neuen Heimat unterschied. Zunächst in besonderem Masse bodenständig, weil er von den Verhältnissen der neuen Umgebung wie dem Reichtum an Erde, Schilf und Rohr sowie dem Fehlen von Holz und gebrannten Ziegeln geprägt war,

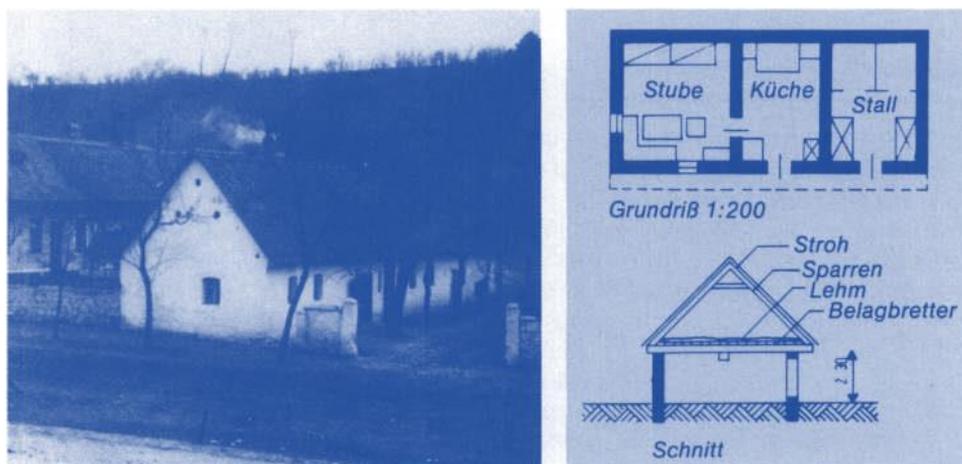


Abb. 1: Ansiedlungshaus in Wudigess/Budakeszi, errichtet im Auftrag des Grafen Zichy

formte er sich zu einem typisch donauschwäbischen Stil aus, den in auffälliger Weise ein Zug zu breit ausladender Erdverbundenheit auszeichnete. Seine Urform war das Ansiedler- und Kolonistenhaus, dessen Mauern man buchstäblich aus der Erde stampfte. Ein massiver Durchzugs- und einige Querbalken bildeten das Gerüst für den Bretterboden, der den Mauern auflag. Dach und Giebel bestanden aus Rohrstäben, die man innen und aussen mit Lehm bewarf und weiss kalkte.

Mittelpunkt des Dorfes war bereits um diese Zeit eine Art Bethaus, das sich die Ansiedler aus Latten, Brettern und Pfosten selbst zimmerten und mit einem einfachen Rohrdach eindeckten.¹⁶ Unter der Patronatsherrschaft der ungarischen Hofkammer entstanden die meisten vollwertigen, grossen Dorfkirchen der Batschka in der Zeit zwischen 1800 und 1820: in Batsch-Sentiwan 1788, Kernei 1797, Apatin 1798, Filipowa 1804, Bukin 1812, Palanka 1814, Milititsch 1811-1824, Rigitza 1817, Parabutsch und Batsch-Brestowatz 1818, Tschonoppel 1819, Tscheb 1822 und Kolut 1825. Die Pfarrkirchen von Nowoselo, Stanischitz und Tscheb errichteten private Patronatsherrschaften.

«Diese Gotteshäuser sind geprägt vom abklingenden Barock, wovon auch das religiöse Leben der Donauschwaben geformt war. Man denke u.a. an die Bruderschaften, Volksmissionen und den St. Nepomuk-Kult. Die Gotteshäuser waren zweckmässig angelegt und eingerichtet. Sie wurden stets als Zweckbauten aufgefasst, wie es die Auftraggeber der Wiener Hofkammer und die Gemeinden selbst haben wollten. Letztere verfügten über keine umfangreichen Geldmittel. Deshalb war häufig die künstlerische Ausgestaltung vernachlässigt worden und blieb anfangs unbedeutend. Eine gewisse Kunstfertigkeit ist den Stukkateuren und Malern aber nicht abzuspüren, aber sie war nicht besonders hochstehend. Es galt vielmehr, in kurzer Zeit viele Gotteshäuser zu erstellen. Erst mit dem zunehmenden Wohlstand wurden Kunstmaler engagiert, welche die Dorfkirchen künstlerisch anspruchsvoller ausgestalteten...

Die planerischen Vorschläge kamen aus Wien. Dort kristallisierte sich um 1770 ein zweckmässiger Kirchentypus heraus, (der) in seiner Grundform eine breite einschiffige Anlage mit Tonnengewölbe und hohem Turm. Dieser war obligatorisch und kann als Eigenart des südosteuropäischen Spätbarocks betrachtet werden. Gerne wurden auch ionische Säulen als Pfeiler oder Pilas-

ter dem Eingangsportal vorgebaut. Teilweise ist die ganze Fassade mit ionischen Pilastern, die zugleich konstruktiv genützt sind, geziert. Das Äussere ist häufig auch mit zwei symmetrisch angeordneten Statuen geschmückt. In der halbkreisförmigen bzw. vieleckigen oder rechteckigen Apsis ist der Chor mit dem Heiligtum angeordnet. Der Grundriss weist in der Regel im Schiff vier Fenster mit Halbkreis- bzw. Stichbogen, die Apsis zwei ovale Fenster auf. Häufig finden wir zwei weitere Fenster im gleichen Format wie am Schiff auch im Bereich des Chorgestühls. Die Sakristei ist neben dem Chor, manchmal auch hinter demselben angeordnet, in der Regel auf der Epistelseite. Von hier aus besteht auch eine direkte Verbindung zur Kanzel mittels einer Wendeltreppe. Mit Anfang des 19. Jahrhunderts folgt auch in unserer Heimat eine stilistische Hinwendung zum Klassizismus. Es sind allerdings nur wenige Gotteshäuser, in denen wir keine übersteigerten Stukkaturen- und dafür eine reine klassizistische Formsprache finden. Um 1860 werden – dem Zeitgeist entsprechend – mehrere Kirchen in neuromanischem Stil und 20 Jahre später auch in neugotischem Stil erbaut. Typisch dafür sind die Pfarrkirchen in Betschkerek und Werschetz. Auch die Romanik und der Historismus hielten in unsere alte Heimat Einzug.»¹⁷ Höhepunkte des Kirchenbaus im donauschwäbischen Raum waren die schöne, der hl. Theresia von Avila geweihte Pfarrkirche von Maria-Theresiopel/Subotica, 1798 geweiht und von der kgl. Freistadt erbaut sowie die Kathedrale von Kalotscha, 1776 vollendet und von der Erzdiözese errichtet.

Um 1800, als der härteste Existenzkampf der Ansiedlungsperiode ausgestanden war und sich die alten Kolonistenhäuser als zu eng erwiesen, entwickelte sich daraus über das sog. Kleinhaus das Langhaus. Seine starken Ziegelmauern umgaben vier bis fünf Zimmer, Kammer, Küche, Speisekammer, Keller, Waschküche, Schuppen und Stallungen. Auch das Dach wurde jetzt mit Ziegeln gedeckt. Den Giebel schmückte an jeder der drei Ecken ein Sonnenmotiv, unter dem Dachbodenfenster stand der Name des Hausbesitzers. Das anfangs geradlinige Giebeldreieck erhielt später eine unterbrochene, zart geschwungene barocke Linienführung. Auch die untere Gassenfront war formschön gestaltet.



Abb. 2: Donauschwäbische Dorfgasse mit barockisierenden Hausgiebeln

Der breite und offene Laubengang an der Hofseite des Hauses schützte vor Hitze und Kälte und bildete überdies einen beliebten Aufenthaltsort für Familienmitglieder und Gäste. Seine schlanken, mit Drechslerarbeit verzierten Holzsäulen, kunstvoll gestaltete Bodenplatten und farbenfrohe Wandmalereien legten beredtes Zeugnis ab von einem über das handwerkliche Geschick hinausgehenden Sinn für schöne Formen als Überhöhung des nüchternen Alltagslebens. Das einflügelige Türchen, das schöngeformte zweiflügelige Hoftor und die weissgetünchte oder farbige, etwa zwei Meter hohe Ziegelmauer bildeten die Gassenfront.

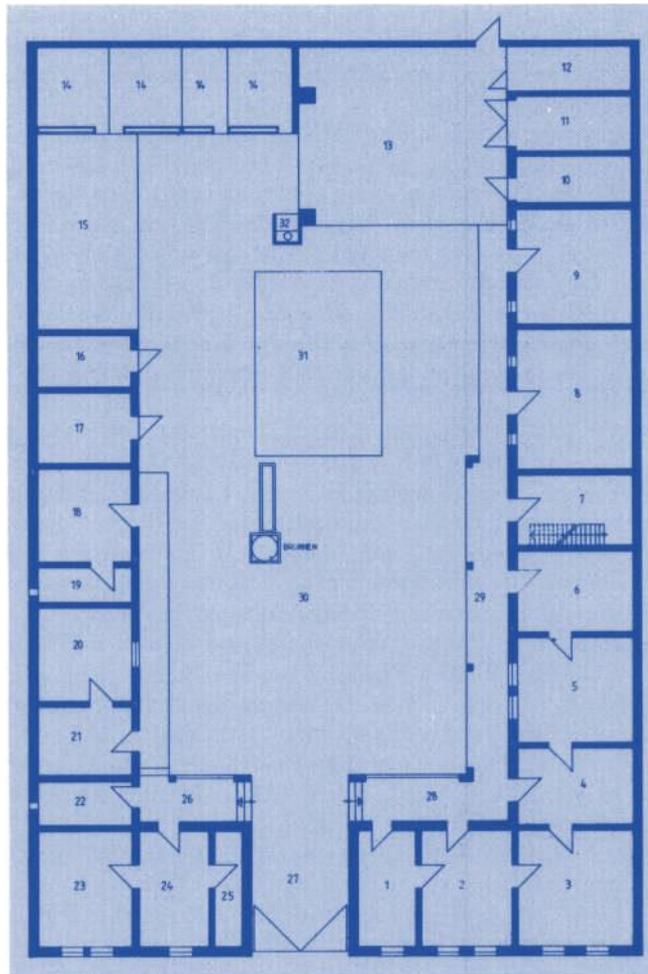
Auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes stand, gleichlaufend mit dem Hauptgebäude, das zur Altersaustragswohnung bestimmte Kleinhaus, bis zur Übertragung des Hofes an den Erben als «Sommerhaus» genutzt. Es befriedigte den wachsenden Raumbedarf und war zugleich Ausdruck einer differenzierten, klugen Wohnkultur.

Als Zeichen ihres zunehmenden Wohlstands errichteten wohlhabendere Bauern ab etwa 1830 das Halbquerhaus, das sich gegenüber dem Langhaus durch Querstellung auf der halben Gassenseite vergrösserte. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung seit den siebziger Jahren führte man in den schwäbischen Siedlungsgebieten den Gedanken des Querhauses konsequent zu Ende. In dieser aufwendigeren Bauform errichtete man nun die Gemeindehäuser, Schulen und grösseren Wirtshäuser. Vorbild war das traufständige Bürgerhaus mit mittlerer Toreinfahrt in Ungarns Städten. Das Repräsentationsbedürfnis reicherer Bauern und Handwerker sorgte bald dafür, dass dieser Haustyp als bäuerliche Villa in die schwäbischen Dörfer einzog. Im Gegensatz zum Halbquerhaus verbaute man jetzt die gesamte Gassenfront, die Einfahrt teilte das Gebäude in zwei Teile. Das Ganze ähnelte nunmehr einem Vierkanter.



Abb. 3: Donauschwäbischer Laubengang. Das Bedürfnis der wohlhabenden Bauern, ihre zunächst nur nach Zweckmässigkeitsgesichtspunkten errichteten Häuser schöner und luxuriöser zu gestalten, liess jene anheimelnden Säulengänge entstehen, die an Vorbilder aus ungarischen Herrschaftssitzen erinnern

Abb. 4:
 Querhaus (Alter «Dreieckel»),
 gezeichnet nach dem Haus der
 Familie Martin Pertschy, Fili-
 powa, Klostersgasse.
 1 Gastzimmer; 2 Gastzimmer;
 3 Paradesstube; 4 Vordere
 Küche; 5 Kammer; 6 Hintere
 Küche (unterkellert); 7 Abstell-
 raum (unterkellert); 8 Pferde-
 stall; 9 Kuhstall; 10 Futter-
 kammer; 11 Fässerlager (leere
 Fässer); 12 Brennmaterial;
 13 Wagenschuppen, darüber
 Maislager; 14 Schweinestall;
 15 Geräteschuppen; 16 Hühner-
 stall; 17 Abstellraum
 (Kammerli); 18 Sommerküche
 (Waschküche); 19 Speise-
 kammer; 20-22 Dienstwohnung:
 Zimmer; Küche; Abstellraum;
 23-26 Altenteil: Zimmer;
 Küche; Speis; Gang;
 27 Einfahrt; 28 Gang (Flur);
 29 Gang (Flur); 30 Hofraum;
 31 Dungstätte; 32 Abort.



c) Der wirtschaftliche Fortschritt

Wie sich aus der Entwicklung der Baukultur herauslesen lässt, besserten sich die Lebensbedingungen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Siedler ständig. Die weiten Grassteppen mit «wilder Viehzucht», die zwar nur minimale Betriebskosten verursachte, aber eine ungeheure Landverschwendung bedeutete, wich einer deutsch geprägten Kulturlandschaft mit schachbrettförmig angelegten Grossdörfern, Dreifelderwirtschaft und Futterpflanzenbau. Im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung, die bis dahin von Viehzucht, vom Fischfang und von der Jagd auf Kleintiere gelebt hatte, sicherten die kaiserlichen Ansiedlungspatente den deutschen Kolonisten erhebliche Vorteile zu: sie erhielten die zumeist ganzen oder halben Sessions in Erbpacht, die Freizügigkeit und die weitgehende Befreiung von der Leibeigenschaft als unmittelbare Untertanen des Staates. Trotzdem blieben sie zu bestimmten Robotarbeiten und Abgaben verpflichtet, wie es das Urbarium Maria Theresias vorsah. Entscheidend war, dass die persönliche und mit

geringer Beschränkung die wirtschaftliche Freiheit eine enorme Motivation für die zu leistende Arbeit bewirkte. Die deutschen Kolonisten in Ungarn erkannten, dass ihr Fleiss, ihr Arbeitseinsatz und ihr Vorwärtstreben sich für sie selber lohnen, sich in einem höheren Lebensstandard niederschlagen würde.¹⁸

Hemmend wirkte sich die politische Entrechtung aus. Da die ungarischen Komitate das Selbstverwaltungsrecht besaßen, bildeten sie sich zu Hochburgen bürokratisch durchgesetzter Standesinteressen des Gentryadels aus, eine Entwicklung, gegen die der Wiener Hof machtlos war. Das Abgabewesen wurde von ihnen so praktiziert, dass es den deutschen Bauern über die Komitatssteuer zur «Melkkuh» machte.

Eine Entlastung brachte erst das Urbarial-Gesetz von 1836. Es verbot die bis dahin übliche Prügelstrafe bei Robotdiensten, rechnete jetzt die Hin- und Rückfahrt in diesen ein und liess eine Geldablösung für etwa 60 Prozent seiner Gesamtdauer (58 Tage) zu. Wie ein Chronist feststellte, war es von nun an «auch dem Untertan möglich, ein menschenwürdiges Leben zu führen.»¹⁹

In den älteren Gemeinden (z.B. des Ofner Berglandes) herrschte von Beginn der Ansiedlungszeit an für einige Jahrzehnte die ertragsarme Ein- und Zweifelderwirtschaft vor, die als Ernährungsgrundlage jedoch nicht ausreichte, so dass man den Schwerpunkt auf die Viehzucht legen musste.²⁰ Als nach dieser Zeit die wichtigste Kultivierungsarbeit geleistet war (die Trockenlegung von Sümpfen v. a. im Banat und in der Schwäbischen Türkei; das Eindämmen des Hochwassers in den Siedlungsgebieten an Donau und Theiss; das Roden von Wäldern im Ungarischen Mittelgebirge und das häufige Urbarmachen von undurchdringlichem Gestrüpp), verzeichneten die Kolonisten dank ihrer grossen Anpassungsfähigkeit und der ausserordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens einen spektakulären Aufschwung. Die dunkle Humuserde bildete die Voraussetzung für fruchtbarstes Ackerland, das oft nicht einmal der Düngung oder anderer Investitionen bedurfte.

Ende des 18. Jahrhunderts ging man allgemein zur Dreifelderwirtschaft über. Man teilte die zu bearbeitende Fläche in drei Teile und baute einmal Wintergetreide (Roggen, Weizen und Gemenge aus Roggen und Weizen), eine Flur mit Hafer sowie eine Flur zur Hälfte mit Mais an, die andere nutzte man als Weide. Dann wieder baute man im ersten Jahr (auf z.T. gedüngter Brache) ein Sechstel Hanf, zwei Sechstel Weizen und drei Sechstel Halbfrucht an, im zweiten Jahr Hafer und im dritten Jahr ein Viertel Mais, zwei Viertel Hafer, während ein Viertel zum Düngen brach blieb.²¹ Die Saat wurde also nach Plan gewechselt. Den brachliegenden Teil bearbeitete man wie das bepflanzte Ackerland (ackern, eggen). In Gebieten mit weniger fruchtbaren Böden bestand während der Brache genügend Zeit zur Stallmistdüngung. Dieses System bestimmte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts den Arbeitsgang.

Das überall weitaus am meisten bevorzugte Anbauprodukt war der Weizen, gefolgt vom Mais. Schwerpunkt des Hanfanbaus, der für die Selbstversorgung mit Webstoffen bis ins 20. Jahrhundert hinein eine wichtige Rolle spielte, war die Batschka, in weitem Abstand folgte das Banat. Wein wurde in allen donauschwäbischen Siedlungsgebieten angebaut, er diente meist dem Eigenverbrauch. Eine überregionale Bedeutung als Handelsgut erlangte er in der Umgebung von Ofen, in der Schwäbischen Türkei und im südwestlichen Banat um Werschetz. Einen beachtlichen Wirtschaftsfaktor stellten der regionale Tabakanbau, die Seidenerzeugung des Banats und der Schwäbischen Türkei sowie der Obst- und Gemüseanbau dar (Pflirsiche und Aprikosen im Ofner Bergland sowie Tomaten, Melonen und Kürbisarten in allen schwäbischen Siedlungsgebieten), der sich allerdings erst seit der Jahrhundertmitte intensiver entfaltete.

Auf allen schwäbischen Gehöften war schliesslich die Viehzucht zu Hause, und zwar sämtliche Zweige: Pferde, Rinder, Schweine und Geflügel. Über den Eigenbedarf bzw. die Selbstversor-



Abb. 5: Das «Weisse Gold» der Batschka, der Hanf, brachte Geld und Wohlstand ein. Das «Hanfreeze» in Tümpeln, Sümpfen und «Kaule» gehörte zu den schwersten Arbeiten



Abb. 6: Mostkeltern im Banater Weingebiet bei Kudritz

gung hinaus züchtete und produzierte man nur in der Schwäbischen Türkei (Bonyhader Rinder- rasse, Fleisch- und Milchversorgung von Budapest seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts). Die Ernteergebnisse standen, dem fruchtbaren Boden und dem günstigen Klima entsprechend, auf einer erstaunlichen Höhe: um 1848 in der Batschka 10,5 dz pro Joch, d.h. 18,2 dz pro ha²², während innerhalb des Deutschen Reiches 1848 12,3 dz pro ha im Durchschnitt erzielt wurden.²³

d) Das Handwerk

Handwerker erhielten bei ihrer Ansiedlung in Ungarn einen kleineren Feldanteil und sechs Jahre Steuerfreiheit. Der Staatlichen Hofkammer kam es darauf an, die extensive, insgesamt auf Selbstversorgung angelegte Weidewirtschaft auf einen relativ intensiven Feldbau umzustellen, um aus der Landwirtschaft wirtschaftlichen Gewinn zu ziehen. Daher versuchte sie die Zahl der auswanderungswilligen Handwerker zugunsten der Bauern auf ein notwendiges Mass zu beschränken. Die Impopulations-Hauptinstruktion Maria Theresias von 1772 schrieb vor, in jedem Ort nur die Grundbedürfnisse mit entsprechenden Handwerkern abzudecken, also v. a. Schmieden, Wagnern, Schustern, Webern und Schneidern die Niederlassung zu gestatten.

Aber durch die Verleihung bestimmter Privilegien bildeten sich trotzdem regionale Handwerkerzentren heraus.²⁴ So entwickelten sich im Banat neben den städtischen Zentren Temeswar, Arad, Lugosch, Werschetz, Grossbetschkerek, Grosskikinda und Weisskirchen die Marktflecken Hatzfeld, Perjamosch, Gross-St.-Nikolaus und Neu-St.-Anna zu Handwerkshochburgen, die mitunter sogar die städtische Konkurrenz übertrafen.

In der Batschka errang von seiner Gründung an Apatin eine gewisse Vorrangstellung, die es bis 1944 behaupten konnte. Grundlage war der günstige Verkehrsstandort an der Donau, Ausgangspunkt die von Anton von Gothmann 1764 gegründete Tuchfabrik mit der Verarbeitung von Schafwolle, Hanf, Flachs und Naturseide aus der Region. Auf den Hanfanbau ging das Apatiner Seilergewerbe zurück. Bereits 20 Jahre nach seiner Gründung wies Apatin 23 Schuster, 20 Schneider, 17 Maurer, 13 Zimmerleute, zwölf Korbflechter, zehn Schmiede, neun Wagner und 30 Handwerker anderer Sparten auf.²⁵

Als zweites Zentrum der Batschka ragte Hodschag heraus, das 1813 Jahrmarktsrecht für den Hanfmarkt und 1819 das Zunftrecht für 30 Handwerksbetriebe erhielt.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ging die Zahl der Zünfte in der Batschka bereits in die Hunderte; sie entstammten dem deutschen Handwerk, waren aber national gemischt.

Der führende Handwerksort der Schwäbischen Türkei war Deutschbohl in der Branau (Baranya). Das Dorf wies von seiner Gründung an eine grosse Zahl von Handwerkern auf, erhielt vor 1800 das Privileg für die Abhaltung von sechs Jahrmärkten: das bedeutete Marktbetrieb für Vieh und für die handwerkliche Produktion wie Kleider, Geschirr und landwirtschaftliche Geräte. 1820 liess Graf Batthyany, der Grundherr von Bohl, die Gründung von Zünften zu, so dass sich bis 1823 73 verschiedene Handwerker in der Bau-, Nadler-, Müller- und Bäckerinnung zusammenschlossen.

Die ersten Handwerker des Sathmarer Gebietes liessen sich in der «Schwäbischen Gasse» von Karol nieder, 1784 lebten im Ort 370 Gewerbetreibende in etwa 50 Handwerks- und Gewerbezweigen, die in der Folgezeit auch ihre Zunftprivilegien erhielten.

Während dem Bauernstand nach dem Wegfall seiner Vergünstigungen die ganze Härte der Primärkultivierungsarbeit – noch durch Anpassungsschwierigkeiten gesteigert – traf, konnte die Handwerkerschaft ein eher leichtes und sorgenfreies Leben führen. Doch dann wendete sich das



Abb. 7:
Der Hanfbauer mit
gesundem Ge-
schäftssinn entwi-
ckelte sich zum
Hanfhändler. Die
Hanfbörse Jugosla-
wiens war in
Hodschag

Blatt. Bereits während der ungarischen Reformzeit (1825-1848) mussten sich die Handwerker um ein zweites wirtschaftliches Standbein entweder als Nebenerwerbsbauer oder als Saisonarbeiter bemühen. Dies lag vor allem daran, dass die schwäbischen Bauern über die meisten handwerklichen Fertigkeiten selbst verfügten und sich daher nur für wenige Betriebe ein Dorfhandwerk lohnte. Ein weiterer Grund bestand darin, dass die Siedler ihr zunächst zugewiesenes Areal durch Kultivierungsarbeit, Aufkauf von fremdnationalem Grundbesitz und Vorstoss auf die Höter andersnationaler Nachbargemeinden beträchtlich erweitern konnten. Auf diese Weise war es möglich, auch die nachgeborenen Söhne mit Grund und Boden zu versorgen. Erst als diese «natürliche» Landerweiterung etwa in der Jahrhundertmitte auf naturgesetzte Grenzen stiess, erlernten die jüngeren Söhne häufig ein Handwerk. Dabei kam ihnen der stetig steigende Wohlstand der Bauern, die soziale Auffächerung im Dorf und der verfeinerte Geschmack eines «höheren» Konsumbedarfs entgegen.

Im Gegensatz zu den Städten bestanden in den Landgemeinden «allgemeine» Zünfte, denen alle ortsansässigen Handwerker angehörten. Ausnahmen bildeten Grossgemeinden wie Apatin oder Handwerkszentren wie Deutschbohl oder Neu-St.-Anna mit einer differenzierteren Zunftordnung. Im Laufe des 19. Jahrhunderts erwies sich die Zunftgliederung angesichts der sich mächtig entfaltenden Industrialisierung immer weniger als zeitgemäss. Schliesslich löste ein kaiserliches Patent von 1859 die Zünfte auf und führte Gewerbefreiheit ein.

2. Kolonistenstolz und bäuerliches Gemeinschaftsgefühl

a) Die Akkulturation

Von der wirtschaftlichen Anpassung, begleitet und gefördert von entsprechenden Adaptionen im Rechts- und Familienbereich, führte die Linie direkt zur kulturellen Angleichung, zur Akkulturation²⁶. Trägerin war in erster Linie die Frau, die über natürliche «hausfrauliche Interaktionen» eine enge Verbindung mit der nachbarlichen Umwelt herstellte. Bei diesem Vorgang ergab sich bald eine Vorreiterrolle für die «Ankleiderin», die «Kochfrau», die «Vorsängerin» und die «Brauchweiber», die bei dem nun einsetzenden kulturellen Mischungs-, Ausgleichs- und Anpassungsprozess innerhalb des Dorfes die tonangebende Rolle spielten.

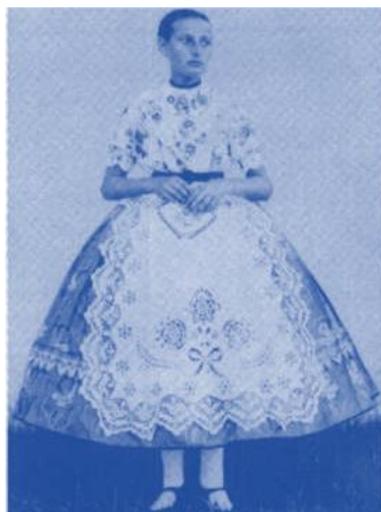


Abb. 8: Glockenrock und Spitzenschürze – «modern» stilisierte donauschwäbische Tracht

Bei der Kleidung setzte eine fortschreitende Angleichung der aus den verschiedensten Herkunftsregionen und Nationalitäten zusammengesetzten Dorfbewohnerschaft zu einer Art gemeinsamer Dorftracht ein. Verschiedene deutsche, slawische und ungarische Trachtenelemente, Versatzstücke einer übernationalen Stadtmode und eigene «Kreationen» der «Ankleiderin» flossen ineinander. Die schwäbische Männertracht orientierte sich mit ihren Paspeln und Verschnürungen am Leitbild der ungarischen Honvéd-Uniform.

Zur Leitfigur bei der Ausformung der «schwäbischen Küche» wurde die «Kochfrau», die dank reicher Kenntnisse und grosser Erfahrung bei Hochzeiten und beim Leichenschmaus aufkochte sowie die Wöchnerinnen versorgte. Dabei vermittelte sie Rezepte und Zubereitungsmethoden, «standardisierte» Gerichte und setzte Qualitätsmassstäbe.

Als ein den Frauen besonders nahestehender Bereich galt der Gesang. Sie bewahrten und übermittelten älteres und jüngeres deutsches Liedgut und produzierten es aus dem Gedächtnis. In eine Art Vorbildfunktion wuchsen dabei die Vorsängerinnen der einzelnen dörflichen Gassenbezirke hinein, voll Ehrgeiz, ihr Repertoire ständig zu erweitern und an die Gruppe weiterzugeben. So nahmen sie in einem durch Bräuche geordneten Lebenskreis ihren festen Platz ein.

Der dörfliche Kulturkreis schloss sich mit dem Wirken der «Brauchweiber». Den alten Traditionen verpflichtet, fühlten sie sich berufen, das Wissen um altes Brauchtum und Glaubensgut zu hüten. Die Fähigkeit und Pflicht, alle Sitten und Gebräuche des Dorfes «nach Vorschrift» abzuwickeln, die entsprechenden Reime und Sprüche sowie das Ritual für Kindstauen, Hochzeiten und Begräbnisse zu beherrschen und über populärmedizinische sowie magische Kenntnisse zu verfügen, verlieh ihnen eine ausserordentliche Autorität im Dorfe.

Der Prozess der Akkulturation fand seinen Abschluss in der Herausbildung eines einheitlichen Dorfdialekts. In der Regel vollzog sie sich über Dialektmischung und -ausgleich²⁷, wobei der der Hochsprache am nächsten stehende Dialekt oder die Mundart der sozialaktiven Dorfelite den Ausschlag für die Präpotenz einer bestimmten Mundart geben konnte.

Diese Art von Akkulturation bestand also weniger in der Abgabe und Aufnahme konkreter Kulturgüter, sondern traf aufgrund bestimmter Reizwirkungen und Anregungen eine bestimmte Auswahl für ein der Gruppe gemässes Neues. Sie lief nicht ohne Spannungen ab und beanspruchte die geistig-seelischen Energien der zusammenwachsenden Gemeinde ganz für sich. Am Ende stand eine neue Dorffidentität, unverzichtbar für den sich jetzt breit machenden Kolonistenstolz der Schwaben: man hatte sich in der neuen Umwelt nicht nur existentiell behauptet, sondern man war mit ihr und den hier lebenden Menschen eins geworden, kurz, man fühlte sich beheimatet.

b) Schwäbisches Selbstbewusstsein und beginnende Magyarisierung

Während in den schwäbischen Gemeinden die Akkulturation zum ersten Mal ein Gemeinschaftsgefühl unter den Siedlern ausbildete, rief die ungarische Romantik schon wieder Gegenkräfte hervor, diese mühsam errichteten Pfeiler eines ortsgebundenen Identitätsbewusstseins zu erschüttern. Der als Reaktion auf die Josephinischen Sprachgesetze um 1790 beginnende, in der Folgezeit sich stetig verstärkende magyarische Nationalismus setzte auf den Landtagen von 1836 und 1840, vor allem aber im Sprachgesetz von 1843/44 das Magyarische als Staatssprache durch. Dies bedeutete die Einführung des Magyarischen als Unterrichtssprache an allen Schulen und seine Verwendung im Gottesdienst. Damit schien über diese beiden elementaren Ansatzpunkte einer Assimilierung der schwäbischen Dorfbevölkerung Tür und Tor geöffnet.

Doch im Gegensatz zu den Städten, in denen sich liberaler Geist, reformerischer Eifer und romantische Begeisterung zu einer einheitlichen Bewegung, dem romantischen Nationalismus, zusammenfanden, gab es im Dorf praktisch keine Kristallisationspunkte für diesen neuen Geist. Zwar gingen Schule und Kirche entsprechend den Vorschriften der zweiten «Ratio educationis» von 1804 auf deutliche Distanz zum Liberalismus, hatten aber gegen Magyarisierungsversuche nichts einzuwenden.

Diese setzten offenbar bereits nach der Jahrhundertwende in Kirche, Schule und Verwaltung ein. Jedenfalls protestierte der Tolnauer Dechant Josef Puksch in einer Denkschrift aus dem Jahre 1809 gegen solche Massnahmen.²⁸ Allerdings fehlten den genannten Institutionen die nötigen Fachkräfte, die Sprach Verordnungen von 1805 und der vierziger Jahre in die Praxis umzusetzen. Ausserdem entsprachen Kenntnisse in einer Fremdsprache keinesfalls den auf die Rezeption des einfachsten Grundwissens und der notwendigen Kulturtechniken ausgerichteten Elementarbedürfnissen der deutschen Dorfbewohner.

Gegen vereinzelte Versuche, mit den Verordnungen ernst zu machen, erhob sich hier und da wohl auch Widerstand, da man angesichts der neuentdeckten Identität für Umnationalisierungsversuche keinen Sinn hatte. Soziale Verhaltensmuster, nämlich das Streben nach Besitz als



Abb. 9: Die «Spinnreihe» bot in den Abendstunden Frauen und heiratsfähigen Töchtern Gelegenheit zur Unterhaltung und zog daher auch die Burschen an



Abb. 10: Das Kirchweihfest: Dank für die Ernte und festlicher Höhepunkt im Jahreskreis. Der vom Mädchen geschmückte Hut des Burschen ist Ausdruck für die Zusammengehörigkeit des Paares

höchstem Wertfaktor, fielen jetzt mit dem Festhalten an eigener Nationalität zusammen. Eine Assimilierung hätte die eigene Individualität ausgelöscht, deren Wert ja gerade die wirtschaftliche Lebensbewältigung erwiesen hatte.

Überdies betrachtete man die magyarische oder assimilationsbereite Dorfintelligenz als Fremdkörper, zu dem eine Verbindung herzustellen keine Veranlassung bestand. Das änderte sich erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, als man seine eigenen Kinder auf auswärtige weiterführende Schulen schickte und jene aus den «Magyarisierungsschmieden» als «herrische» Ungarn häufig in die gehobenen Dorfpositionen nachrückten.

3. Das deutschungarische Bürgertum²⁹ während der Ansiedlungs- und Reformzeit

a) *Das deutsch-ungarische Bürgertum um 1800*

Während des ausgehenden 17. und des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts ergoss sich der deutsche Einwandererstrom hauptsächlich in die ungarischen Städte. Diese hatten nach ihrer mittelalterlichen Blütezeit während der Türkenherrschaft meist ihr deutsches Bürgertum verloren und bis auf wenige Ausnahmen (Bedeutung als Versorgungsstation und Heeressammelpunkt) ihre wirtschaftliche Bedeutung eingebüsst. Zum allmählichen Verfall kamen noch die Zerstörungen während der Befreiungskriege.

Den Wiederaufbau geboten also vor allem militärische Gründe: als Festungen, militärische Stützpunkte und Zentren der Logistik spielten sie zunächst eine wichtige Rolle im militärischen Planspiel. Nach dem Abflauen der Kämpfe traten aber immer deutlicher merkantilistische und rationalistische, insgesamt also ökonomische Gesichtspunkte in den Vordergrund. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, also bedarf es kultureller, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Impulse, um ein Land wieder zum Leben zu erwecken. Diese Impulse konnten nur von den Städten ausgehen. Daher siedelten sich aufgrund kaiserlicher Privilegien und Patente zunächst neben zivilen Begleitpersonen des Heeres besonders viele Handwerkerbürger an.

Mit der Niederlassung deutscher Bürger bildeten sich in Ungarns Städten wieder Ansätze für eine bürgerliche Autonomie: neben freier Richter- und Pfarrerwahl, eigener Gerichtsbarkeit und dem Recht der Freizügigkeit besaßen sie das Marktrecht und waren von öffentlichen Arbeitsleistungen befreit. Andererseits unterstanden die rund 50 königlichen Freistädte unmittelbar der königlichen Hofkammer, mussten eigene Steuern und einen Beitrag zur Landesverteidigung leisten und durften mit ihren jeweils zwei Deputierten auf dem ungarischen Landtag nur korporativ mit einer Gesamtstimme votieren.

Um 1800 lebte die städtische Bürgerschaft noch hauptsächlich von der Landwirtschaft, nur ein Viertel waren echte Bürger, d.h. Handwerker, Kaufleute und sog. bürgerliche «honorationes», also Ärzte, Professoren, Schriftsteller, Journalisten und protestantische Pastoren. Trotzdem blühte unter den grösstenteils deutschen Bürgern im neuen Jahrhundert das Gewerbe und der Handel wieder auf, Manufakturen öffneten ihre Tore und zahlreiche Betriebe arbeiteten arbeits-teilig. Druckereien entstanden, Zeitungen erschienen, Theater und weiterführende Schulen wurden eröffnet, viele Prachtbauten im Barock- und Rokokostil setzten die städtebaulichen Akzente.

Während der Ansiedlungs- und Reformzeit besaßen die grösseren ungarischen Städte mit deutscher Bürgerschaft folgende Einwohnerzahlen:³⁰

	1785	1828	1840	davon Deutsche
Ofen	23919	30001	40400	72%+ 7%*
Pest	20704	56577	86800	29%+ 34%
Stuhlweissenburg	11816	20069	25612	1% + 8%
Raab	13421	13472	18000	4%+32%
Fünfkirchen	8853	11322	13000	31%+ 7%
Sombor	13236	17534	19336	22%+ 9%
Neusatz	11054	20231	17332	12%+ 24%
Arad		13824	20132	24%+ 24%
Temeswar	9479	11942	15692	26%+ 22%
Werschetz		15788	16221	% + 13%

* = Magyarisierte (ehemalige Deutsche)

Deutsche Bevölkerung in den Städten entsprechend ihrem Prozentanteil an Deutschen und Magyarisierten 1840:

	Deutsche	Magyarisierte	Summe
Pest	25100	29500	54600
Ofen	29000	2500	31500
Stuhlweissenburg	200	2000	2200
Raab	700	5700	6400
Fünfkirchen	4000	?	
Sombor	4200	1500	5700
Neusatz	2000	4000	6000
Arad	4800	4800	9600
Temeswar	4000	3400	7400

b) Die unterschiedliche Entwicklung Ofen-Pests, Temeswars und Fünfkirchens während der Reformzeit

Die Situation des deutschungarischen Bürgertums während der Reformzeit lässt sich anhand der Beispiele Ofen und Pest (Landesmetropole), Fünfkirchen (Hauptort der Schwäbischen Türkei) und Temeswar (Zentrum des Banats) zwar nur punktuell, insgesamt aber doch einigermaßen repräsentativ für dessen Gesamtentwicklung aufzeigen.

In Ofen war das im Weinbau beschäftigte Agrarbürgertum zusammen mit dem einer strengen Zunftordnung unterliegenden Kleingewerbe tonangebend, daher gab es kaum Anstösse für die Herausbildung eines echten Bürgergeistes als Voraussetzung für politisches Selbstbewusstsein oder wirtschaftlichen Aktivismus. Eine moderne Entwicklung verhinderte ebenso die bis ins 19. Jahrhundert hineinreichende mittelalterliche Stadtanlage, die den Klein- und Mittelbetrieben schon räumlich enge Grenzen steckte und so ein Weiterwachsen zum industriellen Grossbetrieb fast unmöglich machte. Zudem gab sich das Ofener Gewerbe mit der Weiterverarbeitungsrolle für die Landwirtschaft weitgehend zufrieden. Die räumliche und geistige Enge, das Fehlen jedes unternehmerischen Schwunges vermochten somit keine fortschrittlichen Kräfte zu wecken.



Abb. 11: Die Wasserstadt in Ofen mit dem Pfarrhaus und der Pfarrkirche St. Anna.
Nach einer Lithographie aus dem Jahre 1835 von Ignaz Weisenberg

Das Weiterleben alter Strukturen und Traditionen, die nur geringe Bereitschaft der Ofner Bürger, sich Neuem zu öffnen, förderte den biedermeierlichen «Dornröschenschlaf». Das bedeutete Rückzug aus der Politik ins «Private» und angesichts der aufkommenden Reformbewegung mit ihren liberalen und nationalen Tendenzen ein eher unbewusstes Festhalten an eigener Sprache und Art. Das führte dazu, dass Ofen von allen Städten Ungarns seinen hohen Anteil an deutschen Bürgern am längsten behaupten konnte. 1842 waren noch 72 Prozent seiner Einwohner Deutsche, nur sieben Prozent hatten sich magyarisieren lassen, bloss 19 Prozent waren Magyaren und zwei Prozent Slawen und andere.

Ganz anders verlief die Entwicklung in Pest.

Da es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts politisch im Schatten Ofens stand, konnte sich ein deutschbestimmtes bürgerliches Leben nicht so wie in Ofen ausprägen. Als die Stadt mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts aus dem Schatten der Schwesterstadt heraustreten konnte, kam ihr bei der Weiterentwicklung die jetzt ausgesprochen günstige Handelslage zugute. Ohnehin weniger von verhärteten Strukturen und Traditionen beeinflusst, erwies es sich als «Stadt der Ebene» offen für viele neue Einflüsse. Es wurde daher schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts Mittelpunkt der ungarischen Romantik, zog alle fortschrittlichen Kräfte magisch an, wurde Wohnsitz des Adels und bald die «heimliche Hauptstadt». Pest atmete eine regelrechte Aufbruchsstimmung, seine führenden Kreise waren die Träger des politischen Liberalismus, der sich für eine verfassungsmässige Umgestaltung des Landes einsetzte und deshalb gegen den habsburgischen Absolutismus wandte. Kein Wunder, dass sich das deutsche Bürgertum von Pest aus seinen kleinbürgerlichen Fesseln befreite, im reformerischen Adel eine bewunderte Bezugs-

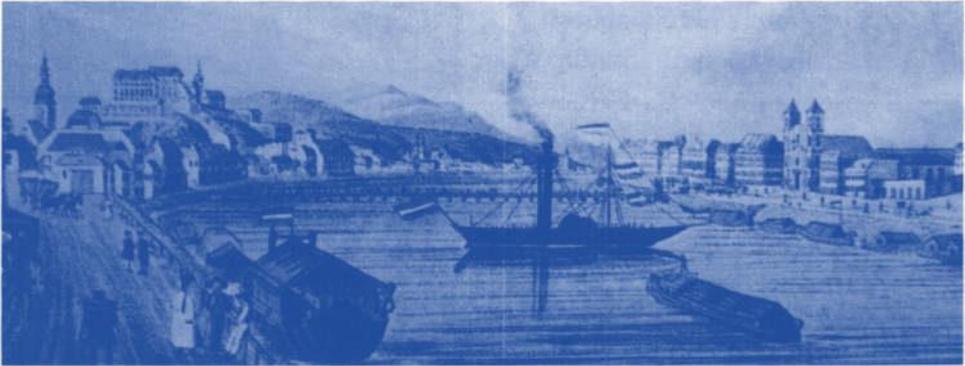


Abb. 12:
Budapest – Mitte des 19. Jahrhunderts eine Doppelstadt: Ofen und Pest auf einer Vedute von 1838

gruppe und in der Mitarbeit am Reformwerk eine seiner bürgerlichen Rolle gemässe Aufgabe fand. Entsprechend anders sah 1842 die Sprachzugehörigkeit von Pest aus: Magyaren und Magyarisierte standen sich mit 34 Prozent gleich stark gegenüber, Deutsche lebten 29 Prozent in diesem Stadtteil.³¹

Eine von der ungarischen Metropole abweichende Entwicklung bedingte schon die besondere geographische Lage von Temeswar³². Als Hauptort des Banates im Grenzbereich der türkischen Einflusszone gelegen, erhielt es eine der stärksten Festungsanlagen der Monarchie und somit eine umfassende Garnison. Gleichzeitig war das Banat bis 1779 kaiserliches Kronland und damit unabhängig vom ungarischen Komitat. Auch wenn die militärischen Gesichtspunkte nach 1779 nicht mehr ganz die Rolle von vorher spielten und die Komitatsbehörde nunmehr in die Stadt zog, behielt die Bürgerschaft des jetzt zur königlichen Freistadt erhobenen «Klein-Wien» ihren ausgeprägt reformerisch-liberalen Geist bei, der die Stadtentwicklung aktiv mitzugestalten



Abb. 13: Stadtplan von Temeswar in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

trachtete. Da Temeswar kein Bischofssitz war, gelangte die Kirche nie zu einem bestimmenden Einfluss.

Das selbstbewusste Temeswarer Bürgertum, durch ständigen Zuzug von Militärs und Beamten aus der gesamten Monarchie inspiriert, leitete in der Stadt eine liberale Entwicklung ein und setzte vor allem im Theater- und Pressewesen beachtliche Akzente. Es war unausweichlich, dass es Ende der dreissiger und während der vierziger Jahre sich immer mehr dem Liberalismus, den Reformideen der Zeit verschrieb und damit allmählich dem Magyarentum zuneigte. Bereits 1790 hatte sich der Leiter der Temeswarer Normalschule und Direktor des Banater Schulwesens Albert Karlitzky gegen den Beschluss des Temeswarer Komitats, an weiterführenden Schulen



Abb. 14: Temeswar in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

künftig nur noch die lateinische und magyrische Sprache zu verwenden, allerdings erfolgreich, zur Wehr gesetzt.³³ Die Assimilierung ging aber nie so weit, dass man die eigene Mitte verloren hätte: man war Landespatriot und Reformanhänger, die Umstellung und Anpassung entsprang eigener Initiative, war weniger von aussen bestimmt. Daher fiel es einem Teil der Bürgerschaft nach 1848 relativ leicht, sich wieder stärker auf ihr Deutschtum zu besinnen.

Wieder andere Bedingungen herrschten in Fünfkirchen.³⁴ Zwar lässt sich seine Bevölkerungsstruktur mit dem überwiegenden Agrarbürgertum Ofens vergleichen, doch bestimmten in Ofen vielfältige Kräfte den Gang der Stadtentwicklung, während diese in Fünfkirchen eindeutig von der Kirche beherrscht wurde. Demzufolge bildete sich ihr Charakter als Bischofs- und Schulstadt aus, starke geistige Autoritäten also, die aber die Ausformung eines echt bürgerlichen Geistes mit Reformbereitschaft und liberalen Lebensformen als Gefahr ansahen. Daher konnte sich in der Stadt ein bürgerliches Standesbewusstsein kaum entfalten. In einer Zeit beginnender Technisierung und Umstellung von Hand- auf Maschinenfertigung blieb ihre agrarische Ausrichtung erhalten, und auch auf kulturellem Sektor hielt der Hauptort der Baranya trotz eigenen Theaters und eigener Musikschule nicht mit vergleichbaren Städten Schritt. Von einer in alte Traditionen



Abb. 15: Fünfkirchen in der Baranya, die alte Bischofsstadt

und Ordnungen eingebundenen Einwohnerschaft konnten weder Impulse für bedeutsame wirtschaftliche, politische und kulturelle Innovationen ausgehen noch ein nennenswerter Widerstand gegen die von Kirche und Schule propagierte Magyarisierung.

Bereits zu Beginn der vierziger Jahre war das in der Innenstadt um die 19. Jahrhundertwende eindeutig dominierende deutsche Bürgertum zum grösseren Teil magyarisiert. Den gegenüber anderen Städten deutlicher ausgeprägten Konservativismus verdeutlicht auch ein Vergleich der Einwohnerzahlen: in Fünfkirchen verdoppelte sie sich bis 1848, in Ofen wuchs sie um das Zweieinhalbfache, in Temeswar deutlich um das Zweieinhalbfache, in Pest steigerte sie sich hingegen auf das Sechseinhalbfache.

Das deutschsprachige Bürgertum spielte also anfangs des 19. Jahrhunderts kulturell und wirtschaftlich die absolut führende Rolle im Lande und bestimmte eindeutig das Gepräge der ungarischen Städte.

c) Allgemeine Entwicklungstendenzen des deutschungarischen Bürgertums

In der Epoche nach 1815, die von den Prinzipien Legitimität und Solidarität der Herrschenden sowie einem reaktionären Grundzug bestimmt wurde, blieben die deutsche Sprache und die Dominanz der deutschen Bürger in Ungarns Städten unangefochten. Das Metternichsche System mit seinen antiliberalen und antinationalen Tendenzen förderte gerade beim Deutschungarntum die Verbreitung des Biedermeier: den unpolitischen «Resignationsmenschen», den Rückzug ins Private, die Pflege der eigenen Kultur in literarischen und musikalischen Zirkeln; er zeigte sich ferner in der Herausgabe von Zeitschriften, in der Freude an Oper und Theater sowie einem jetzt aufblühenden und intensiv gepflegten Vereinsleben.

Doch einige wenige Einzelgänger schlossen sich damals schon der national orientierten Bewegung der ungarischen Romantik an: die Literaturwissenschaftler Franz Schedel-Toldy (1805-1875) und Georg Stettner-Zadar sowie der Popularphilosoph und Ästhetiker Gustav Szontágh. In der Zeit nach 1830, als die romantische Bewegung die Gleichberechtigung der ungarischen Sprache bereits erkämpft hatte und die Reformbewegung unter Führung Graf Stefan Széchenyis (1791-1860) in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses trat, lockerte sich das einheitliche Gefüge des deutschungarischen Bürgertums stärker auf. Dank der nationalen Rückbesinnung des ungarischen Adels und seiner Identifikation mit der Reformbewegung wurde dieser zum vielbewunderten Vorbild des deutschungarischen Bürgers. Da ihm eine auf Expansion zielende bürgerliche Unternehmerschicht fehlte, besass er kein Standesbewusstsein und orientierte sich daher ganz an der gesellschaftlichen Stellung, dem Prestige und der Lebensweise des Adels.

Angesichts der Fesseln einer veralteten Zunftordnung begrüßten viele deutsche Bürger das Reformzeitalter in der Hoffnung, dass ihnen selbst bei der Verwirklichung der Reformen eine entscheidende Rolle zufallen werde. Diese Schlüsselstellung anerkannte später sogar Kossuth: «...und woher können wir am ehesten jenen (für die Entwicklung Ungarns notwendigen, d. Verf.) Mittelstand zu erhalten hoffen? ... aus den (deutschen) Bürgern der königlichen Freistädte...»³⁵ Der Einsatz für die Sache des Magyarentums bedeutete nicht nur Kampf für ein besseres, fortschrittlicheres Ungarn, sondern auch Absage an den reaktionären Staat mit seinem Polizei- und Zensurdruck sowie seiner Beschneidung des persönlichen Freiheitsspielraumes. Die Begeisterung für die Ideale der ungarischen Freiheit führte eine zweite Generation angesehener Deutschungarn auf die Seite der Magyaren. Zu den bekanntesten von ihnen gehören der Kunstkritiker und Archäologe Franz Pulszky (1814-1897), der Kunstkritiker Emmerich Henszlmann, der Kulturpolitiker und spätere Minister August Trefort (1817-1888), der Komponist Gabriel Rothkrepf-Mátray und Adolf Frankenburg.

Um bei den glühenden adeligen Patrioten als gleichwertig anerkannt zu werden, begann sich unter den bürgerlichen Deutschen die Tendenz durchzusetzen, ihre Namen zu magyarisieren oder zumindest ihren Kindern magyarische Vornamen zu geben. Dieser Gesinnungswandel vom Landespatriotismus zu offener Sympathie für das Magyarentum vermochte allerdings nicht alle Traditionen von heute auf morgen auszulöschen. In den dreissiger Jahren traten volksbewusste Deutsche auf den Plan und warnten vor einer fortschreitenden Assimilierung. Davon zeugen die Briefwechsel der Gebrüder Genersich und von Tobias G. Schröer genauso wie Zeitschriftenaufsätze im Kaschauer «Boten von und für Ungarn» oder in den «Gemeinnützigen Blättern», der Beilage der Ofen-Pester Zeitung sowie die Flugschriften jener Jahre.³⁶

Wieder eine halbe Generation später, etwa Mitte der vierziger Jahre, beschleunigte sich die Entwicklung zur Revolution hin. Unter dem bestimmenden Einfluss ihres populären Führers Kossuth entschied sich die magyarische Nationalbewegung für den revolutionären Weg.

Ähnlich der magyarischen Entwicklung während der vierziger Jahre verlief die des deutschungarischen Bürgertums: es bildeten sich nun zwei Richtungen heraus. Die grössere Gruppe zog aus Solidarität mit Ungarn und dem Magyarentum die politischen Konsequenzen. Es hielt zwar häufig zwangsläufig – in Ermangelung von Magyarischkenntnissen – an deutscher Sprache fest, vertrat politisch aber eindeutig die magyarischen Anliegen gegen Wien und kämpfte dann während der Revolution Schulter an Schulter mit den Aufständischen für die Idee der «Freiheit».

Entsprechend dem Beispiel, das ein grosser Teil der deutschungarischen Intelligenzschicht gab, setzte sich innerhalb der deutschbestimmten ungarischen Städte die Magyarisierung als Modeerscheinung durch. Es war damals modern, magyarisch zu sprechen, sich magyarisch zu kleiden und ungarische Sitten anzunehmen. Wer das tat, rechnete zur tonangebenden Gesellschaftsschicht und galt als fortschrittlich. Diese dritte Generation prägte eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die alles daransetzten, ihre deutsche Herkunft vergessen zu machen und innerhalb der allgemein herrschenden Geistesrichtung eine führende Rolle zu spielen.

Besonders von sich reden machten dabei der Lyriker und Epiker Friedrich Kerényi-Christmann, der Ästhetiker August Greguss, der Sprachwissenschaftler und Ethnograph Paul Hunfalvy-Hundsdorfer (1810-1891), magyarisiert 1842, der Politiker Daniel Iranyi-Halbschuh (1822-1892), die Novellisten Karl Stand-Bérczy und Gustav Lanka sowie der Spielbuchautor J osef Tripammer-Szigeti.

Die ausgeprägte Assimilationsbereitschaft eines Teils des deutschungarischen Bürgertums förderte andererseits, die Gruppe, die so tief in ihrer deutschen Tradition wurzelte, dass ihr deren Pflege ein hochwertiges Anliegen bedeutete. Sie begeisterte sich zwar auch für liberale Reformen, aber Magyarisierungsbestrebungen lehnte sie ab.

So gab es in Pressburg den deutschen Kreis um Tobias Schröer (1791-1850), im westungarischen Oberschützen sammelte der evangelische Prediger und Schriftsteller Gottlieb August Wimmer (1791-1863) einen Kreis fortschrittlicher deutscher Erzieher um sich und seine Bildungsstätte aus dem Geiste Pestalozzis.

Die grösste Wirksamkeit ging jedoch vom Pester Kreis aus. Nach seiner Übersiedlung in die neue ungarische Metropole wurde Eduard Glatz (1812-1889) die Seele dieses Zirkels³⁷, dem ausserdem Franz Koller, 1843-1848 Vertreter der Stadt Pest im ungarischen Landtag, Georg Tretter von Jary, Stadtdirektor von Pest, vorübergehend der Banater Schriftsteller Karl Wilhelm Martini³⁸ und der Siebenbürger Sachse Josef Marlin angehörten.

Vorreiter des deutschen «Widerstandes» war Georg Tretter von Jary, geistiger Sprecher Eduard Glatz, von 1848-1852 Schriftleiter der «Pesther Zeitung». In verschiedenen anonym in Leipzig verlegten Schriften, darunter «Das Deutsche Element in Ungarn und seine Aufgabe», Leipzig 1843, wandte er sich gegen die Magyarisierungsversuche der vierziger Jahre und vertrat einen gemässigt deutschnationalen Standpunkt.

d) Bedeutende deutschungarische Persönlichkeiten

Zu den bekanntesten Persönlichkeiten des deutschungarischen Bürgertums gehören Gustav Heckenast (1811-1878), Verleger, Buchhändler und Druckereibesitzer in Pest, Ignaz Philipp Semmelweis (1818-1865), Arzt und Entdecker des Kindbettfiebers in Pest und Wien sowie Nikolaus Lenau aus dem Banat (1802-1850), der Dichter des Weltschmerzes und Besinger der pannonischen Landschaft und ihrer Menschen.

Gustav Heckenast³⁹ verkörpert den im deutschungarischen Bürgertum häufig anzutreffenden Typ des Geschäftsmannes. In vorbildlicher Weise vereinigte er nüchternen Geschäftssinn und unternehmerischen Wagemut auf sich. Dank aufgeschlossener Wesensart und feinen künstlerischen Empfindens gelang es ihm, die Grössen der geistigen und künstlerischen Welt in der aufstrebenden Metropole Budapest um sich zu sammeln.

Da es ihm nie um Ruhm und Profit alleine, sondern vor allem um die Sache ging, nützte er seine geschäftlichen Möglichkeiten, Persönlichkeiten aus der Kulturszene zu unterstützen und zu fördern (z.B. als Verleger Adalbert Stifters und Peter Roseggers sowie als Mäzen des Komponisten Robert Volkmann).

In nationaler Hinsicht scheint Heckenast zu denen zu gehören, die ihr Deutschungarntum als Synthese auffassten und daher von der Notwendigkeit eines fruchtbaren Kulturaustausches zwischen Deutschen und Magyaren zum Wohle des Landes überzeugt waren. Er sorgte nicht nur dafür, dass ungarische Literatur und ungarischer Geist – in deutscher Übersetzung – im Ausland Verbreitung fanden und so erst bekannt wurden, er ging sogar in die Geschichte des ungarischen Geldwesens ein: als Besitzer einer für die damalige Zeit sehr modernen Druckerei erhielt er während der Revolution 1848/49 von Ludwig Kossuth den Auftrag, zur Finanzierung der selbständigen ungarischen Regierung neue Banknoten zu drucken.

Andererseits bietet seine Biographie einige Hinweise darauf, dass der «Buchhändler-Kavalier» seinem Deutschtum eng verbunden war. Die sorgfältige Betreuung der deutschsprachigen Literatur in seinem Verlagshaus spricht genauso dafür wie die 1874 erfolgende Übersiedlung von Pest nach Pressburg: der nach dem Ausgleich 1867 ständig unduldsamer werdende magyarische Chauvinismus in der ungarischen Hauptstadt wurde dem freien Weltbürger Heckenast zweifellos zu eng. Dass er beim Umzug sich offenbar auf das beschränkte, was ihm besonders kostbar war, also auf seine deutschsprachigen Verlagswerke sowie die Kompositionen Volkmanns erhartet obige Aussage.

Die überragende Bedeutung Heckenasts innerhalb der Geschäftswelt der ungarischen Hauptstadt und die vielfältigen Verbindungen, die er zu geistig führenden Persönlichkeiten pflegte, legen die Vermutung nahe, dass er aufgrund seiner Autorität, die er nach allen Seiten hin besass, eine führende Rolle innerhalb des deutschungarischen Bürgertums der Hauptstadt gespielt haben könnte. Zusammen mit dem Rechtsanwalt Balthasar Elischer bildete er den Mittelpunkt eines privaten Freundeskreises, wie er für die Biedermeierzeit typisch war, der sich 1853 zum «Orden der Ritter vom goldenen Zahnstocher» erweiterte und im gesellschaftlichen Leben der Deutschen in der Landesmetropole eine prägende Rolle spielte. Jedenfalls bewegte sich Heckenast im Kreise von Deutschungarn, die zwar Landespatrioten waren, trotzdem aber an ihrem Deutschtum bewusst festhielten.

Den Typ des Wissenschaftlers innerhalb des deutschungarischen Bürgertums repräsentiert Ignaz Philipp Semmelweis.⁴⁰ Als viertes von sechs Kindern des Kaufmannsehepaares Joseph und Theresia Semmelweis in Ofen geboren, besuchte Ignaz Normalschule und Gymnasium in Ofen und studierte Philosophie, Rechtswissenschaft und schliesslich Medizin abwechselnd in Pest und Wien. Nach der Promotion 1842 wirkte Semmelweis 1846-1849 als Assistent an der Geburtshilfelinik in Wien. Den Ausschlag für seine epochemachende Entdeckung gab der Tod eines ihm befreundeten Professors 1847 durch Blutvergiftung. Beim genauen Studium von dessen Sektionsprotokoll entdeckte er überraschenderweise Übereinstimmungen mit den Befunden von den an Kindbettfieber gestorbenen Wöchnerinnen. Schlagartig erkannte Semmelweis, dass nicht die eigentliche Wunde, sondern ihre Verunreinigung durch das Leichengift von Toten die Ursache des grässlichen Sterbens im Kindbett war. Übertragen wurde es von den Ärzten selbst, wenn sie mit ihren bei den Sektionen beschmutzten Händen die gesunden, aber wunden Frauen untersuchten.

Diese Entdeckung war die Geburtsstunde der Antiseptik, «d.h. der Methode der Wundbehandlung, die die Erreger von Wundinfektionskrankheiten durch chemische Mittel, die Antiseptica, zu vernichten sucht. Semmelweis muss... als der wahre, seiner Zeit vorausgeeilte Begründer der antiseptischen und der darauf aufbauenden aseptischen Wundbehandlung angesehen werden.»⁴¹ Trotz solchen Erfolges und teilweiser Anerkennung musste der vielen unbequeme und bei manchen unbeliebte Semmelweis im Oktober 1850 Wien verlassen, erhielt jedoch schon 1851 die Leitung der Gebärdabteilung im St. Rochus-Spital in Budapest. 1855 übertrug man ihm schliesslich die ersehnte Stellung eines ordentlichen Professors für Geburtshilfe an der Universität Pest.

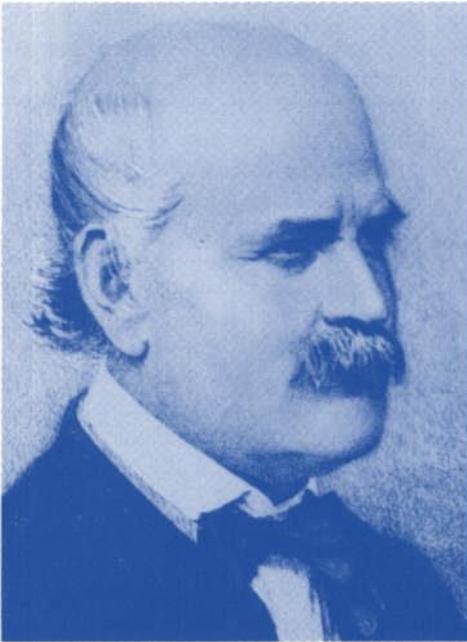


Abb. 16: Ignaz Philipp Semmelweis (1818-1865)

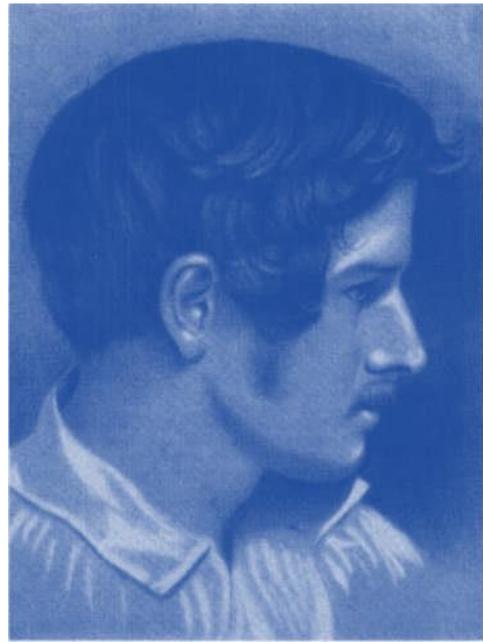


Abb. 17: Nikolaus Lenau (1802-1850)

Als er zwei Jahre darauf die Tochter des begüterten Kaufmanns Weidenhofer heiratete, schien sich für Semmelweis ein glücklicher Lebensabschnitt anzubahnen. Frei von materiellen Sorgen konnte er Umgang mit seiner bürgerlichen Umwelt pflegen und ein harmonisches Familienleben führen. Doch traten die zwei Seiten seines Wesens, der Hang zu unbeschwert-fröhlicher Geselligkeit und der Drang zu unerbittlicher Wahrheitssuche, durch unglückliche Umstände seines Lebens gefördert, in immer stärkeren und zuletzt tragischen Gegensatz zu einander. Der Drang, die «Wahrheit» seiner Entdeckung endgültig in Fachkreisen durchzusetzen, verstrickte ihn in einen unseligen, von ihm zu polemisch geführten Kampf mit der medizinischen Fachwelt, der ihn seelisch verbrauchte. Mit der ihm eigenen Kraft und seinem beharrlichen Willen war er als Forscher frühzeitig ans Ziel gelangt. Doch statt seine Begabung nun weiterzuentwickeln, kreiste sein Leben künftig allein um seine Entdeckung, um das Bestreben, sie sich und aller Welt stets von Neuem zu bestätigen. So ging die Balance zwischen Forscher und Mensch verloren, woran Semmelweis letztlich innerlich zerbrach.

Im Leben dieses genialen Arztes gibt es nur spärliche Hinweise auf Beziehungen zu seinem Heimatland Ungarn oder zu seinen deutschen Mitbürgern. Auffällig ist sein häufiger Wechsel zwischen Wien und Budapest. Man kann nur vermuten, dass er immer wieder die Nähe der Familie gesucht und die heimatliche Umgebung vermisst habe oder vielleicht fürchtete, die magyarische Sprache zu verlernen. Wie sehr er sich in den bürgerlichen Kreisen seiner Heimatstadt wohlfühlte, darauf weisen seine Lebensgewohnheiten nach 1855 hin. Zu seinem Bekanntenkreis gehörten damals Vertreter des Deutschungarntums genauso wie Magyaren. Als es 1848 um den Kampf um Ungarns Freiheit ging, legte er, wie viele seiner Kollegen, die Uniform der «Akademischen Legion» an und kämpfte – wie die meisten seiner deutschungarischen Landsleute – auf der Seite Kossuths.

Die dritte grosse Persönlichkeit aus dem deutschungarischen Bürgertum ist Nikolaus Lenau, geboren in Tschatad-Lenauheim im Banat.⁴²

Auch wenn Lenau sich 1829/30 dem Bannkreis seiner Heimat Ungarn für immer entzog und sich zum «Weltbürger» sowie zum Dichter des «Weltschmerzes» entwickelte, lassen sich doch gewisse pannonische Grundstimmungen in seinem lyrischen Werk nicht übersehen. Die Aufenthalte an verschiedenen Orten der ungarischen Tiefebene, wie Tschatad, Tokaj und Ungarisch-Altenburg haben ihm ein unvergessliches Bild der pannonischen Landschaft eingeprägt, zumal er die Strecke zwischen Pest und Tokaj mehrmals zu Fuss durchmass.

In seinen Gedichten hat er uns nicht nur immer wieder diese Landschaft besungen, sondern sie in ihrer unermesslichen Weite und Entgrenzung als Verkörperung unstillbarer Sehnsucht, als Stätte geheimnisvollen Schweigens oder unnennbarer Melancholie geistig und seelisch geweiht. Somit wurde Lenau zum Maler der pannonischen Landschaft und zum Gestalter ihrer Menschen, der sie in wunderbar weiche Töne voll inniger Schwermut zu bannen wusste: der gleichsam aus dem Boden hervorstrebenden, auf ihren Pferden wild dahinstürmenden Hirten und ihren Herden, der abends in den Heideschenken mit Geigen und Zimbal zum Tanz aufspielenden Zigeuner und der exotisch-wilden Betyaren (in Ungarn verbreitete Bezeichnung für eine besondere Art von Hirten). Damit bereicherte er die deutsche Literatur um neue Dimensionen: des unberührt natürlichen, ja abseitig wilden, des aller Gesellschaftsordnung fernem Daseins und einer Landschaft, die sich in ihrer Weite dem Schweifenden und Dämonischen öffnet.

Nicht etwa, dass diese grossartigen pannonischen Landschafts- und Menschenbilder dem Unterbewussten des Dichters entsprangen, vielmehr gab er seinen Wohnsitz in Wien nie ganz auf und blieb somit dem Südosten zugewandt. Ja, er bekannte sich sogar ausdrücklich zu seiner ungarischen Heimat: «Ja, die Heimat, das sind Eindrücke, die sich nie verwischen. So war mir's, wenn ich in die Wälder Amerikas kam, doch nie das gleiche Gefühl; es waren auch Eichen, aber es war doch fremd und kam mir so unecht vor. Selbst wenn ich in Deutschland reise und durch Wälder komme, ist's doch wieder anders als daheim. In Wien, wenn ich den ungarischen Bauern begegne, die Heu hereinbringen auf ihren kleinen Wägelchen – da freue ich mich immer und atme den Duft ein und bin wieder auf den Fluren meiner Jugend.. »⁴³ Dieses eindeutige Bekenntnis Lenaus gilt nicht Wien oder Stockerau, sondern gerade Ungarn mit seinen unverwechselbaren Eigenarten.

Sicherlich, die Schwermut, das grosse Lieben und Sehnen, die Auslieferung an die jeweilige subjektive Stimmung, das Gefühl der Unbehaustheit waren in Lenaus Persönlichkeitsstruktur schon angelegt. Aber genauso wie die kritiklose Vergötterung durch die Mutter dieser weichen Egozentrik keine Grenzen setzte, verströmte sich das dichterische Ich in der pannonischen Tiefebene.

Nicht Missachtung seiner Heimat, sondern bestimmte Notwendigkeiten seiner Berufsform trieben Lenau in die Fremde: die Anforderungen eines Künstlertums, das sich nur in Freiheit und geistiger Weite vollenden kann. Trotzdem wird an Nikolaus Lenau wieder der Satz deutlich, dass wahre Kunst gerade auch Heimatkunst ist: die naturhafte Weite der pannonischen Landschaft und die wilde Schönheit ihrer Menschen ging durch ihn unsterblich in die deutsche Literatur ein.

Insgesamt betrachtet ergibt sich also ein sehr facettenreiches Bild des deutschen Bürgers in Ungarn: der «Hungarus»-Typus mit landespatriotischem Zuschnitt, dem man auch Semmelweis und Lenau zuordnen könnte; der Kulturdeutsche, der sich aus der Politik heraushielt, sich aber zur deutschen Sprache und Kultur bekannte und schliesslich der mehr oder weniger kämpferische Deutschungar, der dem Hungarus-Typ ähnelt, sich aber für die Rechte der deutschen Sprache und Kultur aktiv einsetzte; ihm könnte man Heckenast zurechnen.

4. Zwischen Revolution und Reaktion

a) *Die ungarländischen Deutschen während der Revolution 18⁴⁸*

Als am 15. März 1848 von den obersten Stufen des Ungarischen Nationalmuseums aus der grösste magyarische Lyriker Alexander Petöfi (1823-1849) das Banner der ungarischen Revolution entrollte, brachte sie eine liberale Verfassung und die Unabhängigkeit Ungarns, aber auf der anderen Seite den Konflikt mit der Krone, den Bürgerkrieg mit Kroaten, Serben und Rumänen sowie schliesslich die Niederwerfung der Revolution im August 1849 durch kaiserliche und russische Truppen. Die Kapitulation von Világos bestätigte die Vorhersage Széchenyis, dass die Überspannung der liberalen und nationalen Forderungen zur Revolution und diese zur Katastrophe führen werde.

Die Revolution und die nachfolgende Epoche des Neoabsolutismus (1849-1860) warfen das Magyarentum wieder zurück. Aber auch die sog. Bach'sche Ära des Neoabsolutismus, die auf der persönlichen Herrschaft des Kaisers beruhte, sich auf die Armee und eine streng zentralisierte, deutsch amtierende Bürokratie stützte und alle Autonomieansätze beseitigte, konnte die Zustände in Ungarn nicht befrieden.

Während der Revolution zeigte sich, dass auch das deutschbewusste Bürgertum Ungarns keinesfalls bedingungslos auf kaiserlicher Seite stand. Ein Spiegelbild dieser Haltung liefert uns der Jahrgang 1848 der «Pesther Zeitung». Sie begrüsst die Märzrevolution, da ja das deutschungarische Bürgertum den reaktionären Polizeistaat Metternichs und Sedlnitzkys mindestens genauso verabscheute wie die Magyaren. Man erwartete von einem demokratischen Ungarn nicht nur die Aufhebung der adeligen Vorrechte, sondern neben einer wichtigen politischen Rolle auch wirtschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten und eine Lockerung des magyarischen Sprachzwanges. Infolge der zunehmenden Radikalisierung von den revolutionären Magyaren in die Rolle des verhassten Staatsfeindes gedrängt, von der Wiener Regierung beargwöhnt, war der Verlauf der Revolution für die habsburgtreuen Deutschungarn tragisch. «Niemand wird ungerichter beurteilt als die Deutschgesinnten Ungarns und Siebenbürgens in ihrer Haltung in jener Zeit.... Es war auch nicht ausgemacht, dass die reaktionäre Partei alle gegebenen Versprechungen zurücknehmen werde, es kämpften mit ihr ehrlich liberale Elemente. Wir aus der Ferne glaubten an die Versprechungen und haben dafür gebüsst» urteilt Karl Julius Schröer, damals Schulinspektor in Pest und zugleich Mitarbeiter der «Pesther Zeitung».⁴⁴

Der nicht mehr deutschbewusste Teil des deutschungarischen Bürgertums hingegen bekannte sich bereits offen zum Magyarentum und kämpfte mit der Waffe in der Faust für die Unabhängigkeit Ungarns. Diesen Typ verkörperte der evangelische Prediger Gottlieb August Wimmer. In der Hoffnung auf den Sieg der fortschrittlichen Ideen und auf die Gleichstellung der evangelischen Kirche mit der katholischen verschrieb er sich der ungarischen Revolution. Nach einer hochpolitischen Mission, bei der er im Auftrag Kossuths in England vergeblich eine Anleihe von 3-5 Mill. Pfund Sterling in Silber aufzunehmen suchte, eine ganze Werkstatteinrichtung zur Herstellung von Banknoten und eine umfangreiche Waffenlieferung besorgte, übersetzte er einen Aufruf Kossuths zur Verteidigung des Vaterlandes ins Deutsche, druckte und verbreitete ihn in 10'000 Exemplaren, gürtete sich schliesslich spontan ein Schwert um, stellte sich an die Spitze eines Aufgebotes von 11'000 Bauern und brachte so die vordringenden kroatischen Truppen des kaisertreuen Generals Theodorovich zum Stehen.⁴⁵

Wie ambivalent das deutschsprachige Bürgertum in seiner Gesinnung damals war, verdeutlicht das Beispiel von Tobias Gottfried Schröer. Er wechselte seine Ansichten in völkischen Fragen

dreimal. In seiner Jugend, entsprechend bürgerlicher Tradition, von unpolitischem deutschen Kulturbewusstsein geprägt, geriet er in den dreissiger Jahren in den Sog der liberalen und nationalen Reformdynamik, so dass er sogar Verständnis für die erstrebte Vorherrschaft der magyarischen Sprache äusserte, um schliesslich, nach den Erfahrungen der vierziger Jahre, wieder auf die Verteidigung der sprachlichen Rechte der nichtmagyarischen Volksgruppen einzuschwenken. Das Verhalten Schröers und vieler seiner deutschungarischen Zeitgenossen lässt darauf schliessen, dass dieses Bürgertum in der Hektik des nationalmagyarischen Aufbruchs zunächst die nationale Orientierung verlor, weil es sich für die gleichzeitig verkündeten liberalen Ideen begeisterte. Erst der Verlauf der Revolution brachte endgültige Klärung und fällte die gegensätzlichen Positionen aus: entweder aus einer Ernüchterung über den tatsächlichen Verlauf der Revolution heraus ein – allerdings vorsichtiges – Deutschtumbekenntnis oder in der Verhärtung der antiösterreichischen Haltung und wohl auch in der Verkennung des wahren Charakters des magyarischen Nationalismus ein freiwilliger Anschluss an das Magyarentum. Dieser konnte so absolut sein wie bei Sandor (Alexander) Westher, dem Onkel des nachmaligen Initiators der deutschen Bewegung in Ungarn Edmund Steinacker. Er liess nicht nur seinen Namen in Veszter umschreiben, sondern geriet als Honvédhauptmann 1849 in Gefangenschaft, weil er am Wiener Bürgeraufstand teilgenommen und vom Turm des Stephansdomes der gegen Schwechat vorrückenden ungarischen Armee Signale gegeben hatte. Auf einer Reise über den Braniskopass, der in der Revolution eine wichtige Rolle gespielt hatte, nötigte er den jungen Steinacker zu dem Schwur, «stets die Feinde der ungarischen Freiheit zu hassen».⁴⁶ Die Männer der schwäbischen Landbevölkerung kämpften als Angehörige der Nationalgarde und als Freiwillige in hauptsächlich magyarischen, im Militärgrenzbereich auch kaiserlichen Truppenverbänden nicht für eigene Interessen, sondern für allgemeine Wertvorstellungen. Diese deckten sich in der Regel mit den Begriffen «Freiheit und Heimat», so dass sich die schwäbischen Soldaten meistens für die Sache der Magyaren einsetzten.

b) Die Autonomiewünsche der ungarländischen Deutschen

Den Ausgang der Revolution und die nachfolgende Ära des Neoabsolutismus empfanden beide Gruppierungen des deutschen Bürgertums genauso als Rückschlag wie die Magyaren. Trotz anfänglich liberaler Ansätze durch Karl Ludwig Bruck (1798-1860) und Franz Graf von Stadion (1806-1853), die auch das deutsche Bürgertum in Ungarn zur Umgestaltung des Gesamtstaates heranzogen, stiessen es der allzu sehr dominierende Zentralismus und Dirigismus des Systems ab.

Als die Revolution in Wien bereits besiegt und eine neue Regierung unter Felix Fürst von Schwarzenberg (1800-1852) gebildet worden war, erliess der neue Kaiser Franz Joseph eine oktroyierte Verfassung, die Österreich zusammen mit Ungarn als Gesamtstaat erhielt, Kroatien, Siebenbürgen und der Wojwodina mit dem Temescher Banat aber als selbständigen Kronländern territoriale Autonomierechte zugestand. Grundpfeiler dieser von Stadion ausgearbeiteten Verfassung bildeten Parlament und Selbstverwaltung, Ziel war, die einzelnen Völker durch Mitverantwortung an das Reich zu binden.

Graf von Stadion plante also, den Staat von seinen wichtigsten nationalen Gruppen her neu aufzubauen. Diese sollten die Berechtigung erhalten, ihre nationalen Angelegenheiten selbständig zu regeln, aber in administrativer Hinsicht der Wiener Zentrale unterstehen.

Eine deutsche Provinz nach diesem Muster war in Westungarn mit seinem praktisch geschlossenen deutschen Sprachraum vorgesehen, während das Banat eine sprachlich gemischte Provinz mit deutschen Sonderrechten werden sollte. In einer Provinz «Serbische Wojwodenschaft» wollte

man die deutschen Gruppen der Batschka, Branau und Syrmiens mit «autonomen Gestaltungen» zufriedenstellen.⁴⁷

Zur Konkretisierung dieser «autonomen Gestaltungen» liess Graf von Stadion bestimmten Vertrauensleuten der Nationalitäten, so auch am 22. März 1849 den deutschungarischen Bürgern Franz von Vaghy sowie Georg Tretter von Jary mehrere Fragen vorlegen. Die Antworten sollten der Regierung Anhaltspunkte geben, wie man die Nationalitäten am besten vor magyarischen Übergriffen in Schule, Verwaltung und Justiz sowie innerhalb der Kirchen schützen könne.

Die von den deutschen Vertrauensleuten eingereichten Vorschläge erfassen nicht die wahren Bedürfnisse der deutschen Volksgruppe: örtliche Selbstverwaltung sei nur auf dem Lande notwendig, das deutsche Bürgertum der Städte stehe über den wirtschaftlichen Sektor mit der Wirtschaftspolitik der Gesamtmonarchie und über seine Intelligenzschicht mit deutscher Bildungswelt in so enger Verbindung, dass es national nicht gefährdet sei. Trotzdem müsse man auf die Erhaltung der deutschen Sprache in Verwaltung, Gericht, Schule und Seelsorge Wert legen. Die Abgrenzung eigener deutscher Provinzen sei zwar in der Praxis kaum durchführbar, aber auf unterer Ebene müssten Verwaltungsbezirke nach dem ethnographischen Prinzip auch für Deutsche entstehen.⁴⁸

Diese Vorschläge ignorieren nicht nur die Gefährdung des deutschungarischen Bürgertums durch magyarischen Nationalismus und freiwillige Assimilation, sondern sie schöpfen auch den Spielraum nicht aus, den ihnen die Stadion'schen Fragen einräumen: ihnen genügt die Erhaltung der deutschen Sprache im öffentlichen Bereich, Vorschläge zu ihrer Sicherung machen sie nicht. Obwohl in Wien Bereitschaft bestand, für das Deutschtum in Westungarn und im Banat eigene autonome Provinzen zu schaffen, geben sich die deutschen Sprecher mit dem autonomen Prinzip auf der untersten Bezirksebene zufrieden. Zwar wurden diese Überlegungen und Pläne durch den Fortgang der ungarischen Revolution und die spätere Sistierung der Verfassung am 31.12. 1851 hinfällig. Sie offenbaren allerdings, dass die bürgerlichen Sprecher des Deutschtums mit der politischen Verantwortung für das gesamte ungarländische Deutschtum überfordert und hinsichtlich der Verhältnisse ihrer Landsleute auf dem Lande kaum unterrichtet waren.⁴⁹

Der hier fehlende Wille zur Mitgestaltung taucht jedoch in einer anderen Aktion auf, bei der mehrere günstige Umstände zusammentrafen: das Vorhandensein eines Bürgertums, das den Zusammenhalt mit der bäuerlichen Masse des schwäbisch besiedelten Umlandes nie verlor; das organische Hineinwachsen in eine Verantwortung, die sich aus der Verpflichtung speiste, die komplexen Vorgänge des «Weltgeschehens» auf eine einfache, verständliche Formel zu reduzieren; die Bereitschaft einer einfachen, insgesamt politisch ungebildeten Bevölkerung, in schwierigen Situationen auf die anerkannte Autorität zu hören und Solidarität zu üben; ein gesunder Selbsterhaltungstrieb, der sich in Krisenzeiten ohne Weiteres politisieren lässt. Dies war das Bedingungsgefüge, aus dem heraus sich das «Wunder» der «Schwabenpetition» vollzog.

Als ihr Verfasser und Initiator trat der Pfarrer von Bogarosch, Josef Novak, in Erscheinung.⁵⁰

Von 13 weiteren Vertretern Banater Gemeinden unterzeichnet, wurde die Petition am 2. Oktober 1849 Kaiser Franz Joseph vorgelegt. Sie äussert zwar den Wunsch nach einer absolutistischen Neuordnung des Staates, sieht aber doch die Notwendigkeit einer selbständigen Entwicklung unter einem eigenen Grafen. Nach dem Vorbild anderer Volksgruppen sollen nationale Organe diese Eigenständigkeit verbürgen. Gegenüber den lahmen Vorstellungen der bürgerlichen Sprecher herrscht hier ein selbstbewusster Ton. Die Wirren und Gefahren der Revolutionszeit, in der die deutsche Landbevölkerung für Freiheit und Heimat und daher zumeist auf der Seite der Magyaren kämpfte, bilden den Erfahrungshintergrund. Sie formten die Schwaben Südungarns vorübergehend zu einer einheitlichen Gruppe, die ihre Existenz nunmehr sichern will. Da auch

die Gemeinden der Batschka solche Bittschriften verfassten⁵¹, solidarisierte sich damals das gesamte südungarische Deutschtum.

c) Die Eingliederung in den neoabsolutistischen Staat

Doch die staatliche Neuordnung berücksichtigte kein Eigenleben der Teile, sie fiel absolutistisch und zentralistisch aus. In Südungarn wurde das Kronland «Serbische Wojwodschaft und Temeser Banat» mit einem kaiserlichen Statthalter als Regierungsspitze gebildet und kam damit den deutschen Wünschen zum Teil entgegen. Daher bot sich in den schwäbischen Kerngebieten Südungarns bis gegen Ende der fünfziger Jahre der Magyarisierung kaum eine Chance.

Abseits von den schwäbischen Hauptsiedlungsgebieten kämpften jedoch zur selben Zeit die Sathmarer Schwaben um ihr nationales Überleben. Sie besaßen zwar bis 1848 einen eigenen Stadtrichter als ihren Vertreter, aber keine deutschen Schulen oder Institutionen. Bis anfangs der fünfziger Jahre fast schon einer vollständigen Magyarisierung anheimgefallen, erwuchs ihnen in ihrem neuen Bischof Michael Haas (1810-1866) seit 1856 ihr «Retter». Der bereits als Historiker und Schulrat des Ofen-Pester Bezirkes als tatkräftige Persönlichkeit ausgewiesene Haas nahm sich der nationalen Not seiner Diözesankinder an. Während seines achtjährigen Wirkens in Sathmar gab er deutsche Kirchengesangsbücher heraus⁵² und führte die deutsche Predigt in schwäbischen Mehrheitsgemeinden wieder ein. Den Unterricht an schwäbischen Schulen liess er wieder deutsch abhalten, aber die Schüler mussten auch ungarisch lernen. So konnte er die nationale Überfremdung abschwächen, teilweise rückgängig machen. Doch handelte der auf Ausgleich bedachte Seelenhirte stets nach dem Grundsatz, den Ungarn ein Ungar, den Deutschen ein Deutscher zu sein.

Vor allem aber vertiefte sich der Graben, der das deutschungarische Bürgertum von seinem Volkstum trennte. Denn einerseits liessen die deutschen Tendenzen des absolutistischen Verwaltungsapparates es bei den übrigen Nationalitäten überall auf Ablehnung stossen; andererseits bedeuteten ihm, da sein Gegensatz zum System kein nationaler, sondern ein politischer war, liberale Forderungen mehr als eigene nationale Interessen. Die Bevorzugung, die es von Seiten des «Apparates» erfuhr, galt zwar der Sprache, es glaubte sie aber irrigerweise auf seine Nationalität gerichtet und verfiel daher in den Fehler, Berechtigung und Stärke nationaler Bewegungen bei Nichtdeutschen generell zu unterschätzen. Selbstverständlich beschleunigte diese doppelte Fehleinschätzung sein Hineinwachsen in die magyarische Identität.⁵³

Das bedeutete im Einzelnen, dass die einstige Stärke des deutschen Bürgertums in Ungarns Städten, auch aus wirtschaftlich-sozialen Gründen, Zug um Zug verloren ging. Nach der Aufhebung des Zunftwesens 1848 verlor die sehr breite deutsche Handwerkerschicht ihren gesellschaftlichen und arbeitsrechtlichen Rückhalt und stand daher einer jetzt einsetzenden rasanten Industrialisierung ziemlich hilflos gegenüber. Zu starr an alten Traditionen festhaltend, war sie nicht elastisch genug, rechtzeitig die neuen Arbeitsweisen und Organisationsformen, die mit Industrialisierung und Technik einhergingen, zu übernehmen; vollends fehlte ihr das nötige Geld für eine Umstellung auf grossbetriebliche Produktionsverhältnisse. Die Folge war ein wirtschaftlicher Niedergang, verbunden mit einer natürlichen Magyarisierung und einem partiellen sozialen Abstieg zum Proletariat.

Gleichzeitig mit der beschleunigten Industrialisierung ergoss sich ein riesiger Zuwandererstrom in die ungarischen Städte, der die Einwohnerzahl sprunghaft anschwellen liess. Dadurch zurückgedrängt, verlor das Deutschtum vielfach seine führenden Positionen in der Wirtschaft und im

Kulturbetrieb. Theater- und Zeitungswesen erlebten zwar noch einmal eine durch den Neoabsolutismus künstlich erzeugte Scheinblüte, bürsteten aber immer mehr ihr Publikum ein. Andererseits erlebte die schwäbisch-deutsche Landbevölkerung gerade jetzt ihr «goldenes Zeitalter». Nach Kultivierungsarbeit, Akkulturationsvorgängen in den Dörfern selbst und aufgrund der Strenge des absolutistischen Systems von politischen und nationalen Spannungen abgeschirmt, erlangte die Dorfwirtschaft nun ihre volle Leistungsfähigkeit. Dies drückte sich darin aus, dass jetzt manche Bauern zu Grossbauern aufstiegen, dass der Grundbesitz in gemischt-sprachigen Gemeinden fast ganz in schwäbische Hand gelangte, dass reichere Bauern sich in die Hotter andersnationaler Nachbargemeinden einkauften und dass sich zum ersten Mal ein die Selbstversorgung übersteigender Überschuss an landwirtschaftlichen Produkten ergab, der einen eigenen schwäbischen Zwischenhandel begründete.

5. Das deutschungarische Bürgertum zwischen Assimilation und nationaler Rückbesinnung

a) Der neue Mittelstand

Die grosse Zäsur für die Assimilation setzte der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867. Ungarns Wirtschaft, bisher Funktionsträger innerhalb eines grossen Ganzen, sollte in diesem Rahmen weitgehend auf eigene Füsse gestellt werden. Da das Land auf dem landwirtschaftlichen Sektor ja autark war, förderte man umso mehr den Aufbau einer leistungsfähigen Industrie, die neben ihrer österreichischen Konkurrenz bestehen konnte. Als jedoch die Zunftschranken fielen und die Gewerbefreiheit seit 1872 für alle Gebiete galt, wusste das deutsche Gewerbe mit den Möglichkeiten der neu gewonnenen Freiheit nichts anzufangen, blieb vielmehr weiter den alten Traditionen verpflichtet. Noch in den siebziger und achtziger Jahren besaßen die Deutschen unter den Bierbauern, Schnapsbrennern, Maurern, Steinmetzen, Zimmerleuten, den Strassenbauarbeitern, Mechanikern, Eisenarbeitern, Ziegelbrennern, den Müllern, Malern, Caféhausbesitzern, Gast- und Schankwirten, den Barbieren und Fuhrleuten die Überzahl.⁵⁴ «Das herrschende Kleingewerbe arbeitet grösstenteils nur für den Bedarf des Landbauern, der auf den zahlreichen Jahrmärkten als Käufer zu treffen ist... Was die Bewohner an feinerer Ware für Bekleidung, Haus und Wirtschaft brauchen, wird hauptsächlich von Österreich bezogen» berichtet ein Zeitgenosse.⁵⁵

Obwohl der Staat grossgewerbliche Unternehmungen aufwendig förderte, weil er Grossbetriebe «zum Vorzeigen» brauchte, folgte das deutsche Bürgertum nicht dem Anreiz, zum Grossbürgertum aufzusteigen. Entweder fehlte ihm das nötige Kapital, das der Staat lieber nationalmagyarischen Prestigeobjekten unter Leitung von Honoratioren zuführte, und die nötige Risikobereitschaft, oder es mangelte ihm der unternehmerische Schwung, der in der Enge seines kleinbürgerlichen Inseldaseins wahrlich nicht hatte gedeihen können.

Daher tat sich ein Freiraum für nach Ungarn einwandernde deutsche Grossindustrielle und Kaufleute auf, ihr Gros bildeten jedoch jüdische Bürger, die aus bescheidenen Anfängen in wenigen Jahrzehnten zu Grosskaufleuten, Grossindustriellen und Bankiers aufstiegen.

Weit stärker zog das deutsche Bürgertum der Aufbau eines eigenen ungarischen Verwaltungs-

apparates an. Für die Besetzung dieser nach dem Ausgleich neu entstehenden Positionen kam neben ihm nur die magyarische Gentry in Frage. Doch bisher nur gewohnt zu befehlen und zu herrschen, ging dieser die Befähigung und Neigung zu unermüdlicher, bis ins Detail eindringender gründlicher Arbeit ab. Entsprechend dieser Einstellung interessierte sie sich nur für «herrenmässige» Berufe, also Politik, Justizwesen, höheres Beamtentum und das Offizierskorps. Daher besetzten die Vertreter der Gentry mit vornehmen Namen vorwiegend die Spitzenstellungen, während sie die nachgeordneten Posten, die Sachkenntnis und Arbeitsdisziplin verlangten, den aufstrebenden Söhnen deutscher Bürger überliess. Diese gaben beinahe über Nacht die industrielle und händlerische Beschäftigung ihrer Väter auf und drängten – angezogen vom Glanz des von der Gentry repräsentierten Herrenlebens – administrativen Berufen zu. Sie waren als Beamte die verhätschelten Lieblinge der jeweiligen Regierung. Ihre Magyarisierung zählte als Verdienst, aber auch sonst zeichneten sie sich durch ihre Bildung, ihren Fleiss und vor allem ihre politische Biegsamkeit aus. Mit Hilfe dieser Eigenschaften gelang es ihnen, die in der Regierung Koloman Tisza (Ministerpräsident von 1875-1890) bevorzugten Gentry-Beamten gegen die Jahrhundertwende immer häufiger aus ihren führenden Stellungen in der Hauptstadt zu verdrängen. So wurden die mittleren und höheren Verwaltungsposten der Hauptstadt ausschliesslich ihre Domäne, spielten sie eine führende Rolle im geistigen Leben und gewannen bis zum Ersten Weltkrieg die Mehrheit in den leitenden Ämtern. Da sie darüber hinaus auch eine wichtige Rolle in Industrie- und Handelskreisen spielten, formten sie die neue bürgerliche Gesellschaft in Ungarn entscheidend. Doch war es vornehmlich das Verdienst des jüdischen Elements, dass sich die neue Mittelschicht nach 1900 vom Vorbild der Gentry zu lösen begann und eine eigene bürgerliche Lebensart entwickelte, die sich an westeuropäischen Wert Vorstellungen und Verhaltensmustern ausrichtete.⁵⁶

Gleichsam Symbol dieser Entwicklung ist, dass der Sohn eines deutschmährischen Beamten, Ottokar Prohaszka (1858-1927) zum Bischof und Führer der katholischen Erneuerungsbewegung in Ungarn wurde, dass ein ehemaliger Deutscher, August Trefort, für 16 Jahre (1872-1888) zum ungarischen Kultusminister aufstieg, ja, dass der Sohn eines deutschen Gutsverwalters aus Moor, Alexander Wekerle, dreimal (1892-1895, 1906-1910 und 1917-1918) das Amt des ungarischen Ministerpräsidenten bekleidete.

Da es früher ausserhalb des deutschungarischen Bürgertums einen eigentlichen ungarischen Mittelstand nicht gegeben hatte, sprechen allein schon die Zahlen der Assimilierten für den unmagyarischen Charakter der neuen bürgerlichen Schicht: zwischen 1880 und 1910 bekannten sich rund zwei Millionen Menschen neu zum Ungarntum, darunter 700'000 Juden, 600'000 Deutsche, 200'000 Slowaken und 100'000 Kroaten.⁵⁷

b) Die Ausbildung des Proletariats

Einen wesentlichen Anteil an diesen Zahlen hatte das Proletariat. Das Beispiel des einfachen Mannes, der in eine grössere Stadt, zumeist die Hauptstadt abwanderte, um in der Industrie eine neue Beschäftigung zu finden, ging in die Hunderttausende. Er geriet auf diese Weise in eine Art «Schmelztiegel der Nationen» wie in den USA, er wurde aus seiner gewohnten Umwelt mit all ihren Bindungen herausgerissen und musste in der neuen, ihm fremden Umgebung als erstes seine Existenz sichern. Dieses Ziel hatte Vorrang vor allem anderen. Der Neubürger knüpfte umso rascher Verbindungen, er gliederte sich umso nahtloser ein, je vollkommener er sich an die neue soziale Umgebung anpasste, und das bedeutete Übernahme der magyarischen Sprache und Denkungsart. Freilich wurde dieser Prozess gefördert durch Fabrik, Schule, Presse, Arbei-

terbewegung und nicht zuletzt durch das Beispiel der Facharbeiterschaft. Diese von Haus aus multinationale Schicht der Facharbeiter gab innerhalb der Arbeiterklasse eindeutig den Ton an und sorgte über die Verbreitung sozialer Ideale und sozialer Kultur für die Ausformung eines einheitlichen Klassenbewusstseins. Getragen von einem gewissen Klassenstolz, passte sie sich jedoch nicht der «Herrenmittelklasse» und auch nicht dem Kleinbürgertum an, sondern wurde selbst zum Träger der Assimilation weiterer Arbeitermassen.

Die Bereitschaft zu dieser war unter ihnen zweifellos vorhanden, die Wirklichkeit relativierte jedoch manches. Denn woher sollte der um seine Existenz kämpfende Arbeiter Zeit und Gelegenheit finden, die schwierige magyarische Sprache rasch zu erlernen? Er nahm wohl nur an einem «natürlichen» Lernprozess am Arbeitsplatz teil, mit dem Erfolg, dass er sich den allemotwendigsten Wortschatz aneignete und ihn mehr schlecht als recht anwandte. Ausserhalb des Arbeitsplatzes wird er die Gesellschaft von Landsleuten gesucht und innerhalb der Familie weiterhin die gewohnte Sprache gesprochen haben.

Das änderte aber nichts an der Tatsache, dass man bei Volkszählungen und politischen Kundgebungen sich zum Magyarentum bekannte. Diese Form der Assimilierung ist natürlich, aber sie erfolgt unter dem Zwang der äusseren Verhältnisse: Landflucht, neuer Sozialstatus und Notwendigkeit der Anpassung. Eigene Sprache und Art waren bei dieser Bevölkerungsschicht kaum Bestandteile eines unverzichtbaren Wertbewusstseins, die den Einzelnen etwa an deutsche Tradition und Lebensform banden. Begegnete man der eigenen «Vergangenheit», kehrte man die neuen «sozialen Statussymbole» mit einem gewissen Stolz hervor, um den eigenen Schritt zu rechtfertigen. Eine Aussicht, dieser Form von Assimilation zu entgehen, bestand praktisch nicht, die nachfolgende Generation ging in aller Regel bereits vollständig im Magyarentum auf, das heisst soweit wie möglich auch artmässig und vor allem sprachlich. Namensmagyarisierungen dürften allerdings in dieser Schicht selten gewesen sein.

c) Das ambivalente Bildungsbürgertum

Verlief die Magyarisierung der Arbeiterklasse insgesamt ziemlich einheitlich, so müssen beim selben Vorgang für das gebildete Bürgertum feine Unterscheidungen getroffen werden. Hier gibt es den sog. «Kulturdeutschen», der in einem wesentlichen Bereich noch in seinem Deutschtum wurzelt; er ist zu unterscheiden von der sprachlich und namensmässig magyarisierten Intelligenz, deren eine Gruppe auch jetzt noch – wenn auch in fremder Sprache – Anliegen der ehemaligen Nationalität aufgreifen kann im Gegensatz zu jenen «Magyaronen», die als eine Art von «Übermagyare» die Herkunft von einem anderen Volk mit allen Mitteln vergessen machen wollen.

Das persönliche Problem der deutschungarischen Intelligenzschicht war, dass man als Anhänger eines sozialen und politischen Fortschritts die Selbstverwirklichung nur in einem Beruf finden konnte, der die Integration in den ungarischen Staat verlangte; andererseits bedeutete gerade der Intelligenz das Wurzeln in deutscher Kultur einen hohen, manchmal unverzichtbaren Wert, dessen man bei einer Assimilation verlustig ging. In einem derartigen Loyalitätskonflikt obsiegte jedoch in der Regel des «Staatsrecht über das Volksrecht». Allerdings können auch eine vollständige Assimilation und eine nahtlose gesellschaftliche Integration die Bewahrung der kulturellen Identität durchaus beinhalten und eine Existenz als «Kulturdeutscher» ermöglichen.

So durchlief der deutschungarische Pfarrerssohn aus der Zips Gustav Gratz innerhalb kurzer Zeit sehr widersprüchliche Rollen. Zunächst bekämpfte er als siebenbürgisch-sächsischer Abgeordneter 1907 mutig das Apponyische Schulgesetz, war er Mitbegründer des Organs der «So-

ziologischen Gesellschaft» «Huszadik Zsazad» (zu Deutsch: 20. Jahrhundert), in der sich Vertreter des bürgerlichen Radikalismus sammelten, und zeigte sich als gelehriger Schüler eines Stephan Tisza (1861-1918) und Alexander Wekerle, ohne sich dabei selbst aufzugeben. Die «coincidentia oppositorum» erklärt dieser führende Deutsch-Ungar selbst: «Dass ich an meiner deutschen Kultur festhalte, hindert natürlich nicht, dass ich mich politisch durch und durch als Ungar fühle und die Interessen dieses meines Heimatlandes mir mehr am Herzen liegen als die Interessen des Deutschen Reiches.»⁵⁸ Das Bewusstsein, kulturell Deutscher, politisch aber ein Ungar zu sein, hängt nämlich mit der Vorstellung zusammen, eine eigene Spielart des Deutschtums zu vertreten, die sich in engstem Zusammenleben mit verschiedenen Völkern im pannonischen Becken entwickelt habe. Gerade dem gebildeten und künstlerisch veranlagten Menschen gelang es gut, sich in die Wesensart eines anderen Volkes einzufühlen, ja, sie nachzuvollziehen. Denn «die Leichtigkeit, mit der man bei Kulturen, die einander durch eine tausendjährige Verbundenheit ganz nahegekommen sind, von einer in die andere überwechseln kann, ist manchmal erschreckend.»⁵⁹ Sie liegt nicht allein in der Anziehungskraft des magyarischen Wesens, sondern auch in einem zu gering ausgeprägten Identitätsgefühl. «Schwebendes Volkstum» hat Harold Steinacker dieses Phänomen genannt.⁶⁰

Das uneingeschränkte Bekenntnis zum und der Dienst am Vaterland Ungarn, das Erlebnis des besonderen Heimatraumes Pannonien konnten einen so hohen Stellenwert einnehmen, dass Belange des Stammvolkes, vor allem wenn sie wie während der achtundvierziger Revolution, im Zeitalter des Imperialismus und später des Nationalsozialismus das Vaterland und die eigene Identität zugleich gefährdeten, dahinter zurücktreten mussten.

Die partielle Assimilation bedeutet nicht nur, dass man sein Volkstum der Karriere zuliebe geopfert hätte, sie stellt vielmehr oft den Versuch dar, ein partnerschaftlich-harmonisches Verhältnis zwischen Staatsvolk und Minderheit zu erreichen. Vielfach blieben diese «Kulturdeutschen» im privaten Bereich der deutschen Sprache und Kultur treu, politisch meinten sie mit dem Staat einem höheren Ganzen zu dienen, seine minderheitenfeindliche Politik versuchten sie zu «bremsen», beurteilten sie zu harmlos oder schätzten sie falsch ein. Einen Schritt weiter gingen die Assimilierten, die ihren Namen magyarisierten. Denn die Änderung des Namens stellt den sichtbaren Ausdruck dar, für das Aufgeben des eigenen Volkstums und die Bereitschaft, in ein anderes hineinzuwachsen. Doch selbst jetzt beinhaltet die äusserlich vollständige Assimilation noch nicht unbedingt die absolute Trennung vom Muttervolk. Sogar ein so bekannter Vertreter echt magyarischen Geistes wie der Schriftsteller Franz Herczeg (1863-1954) lässt Rudimente von Beziehungen zu seiner schwäbischen Herkunft erkennen. Der Sohn des Apothekers Franz Herzog aus Werschetz schrieb seine ersten Novellen noch in deutscher Sprache. Als jedoch das Landestheater Stuttgart seinen dramatischen Erstling nicht annahm, begann er in ungarischer Sprache zu schreiben, fand sofort begeisterten Anklang und stieg zum am meisten gefeierten ungarischen Schriftsteller seiner Zeit auf. Trotzdem erscheint sein Name nicht im Zusammenhang mit den üblichen Verfolgungen der ungarländischen Deutschen, setzte er seinen Schwaben sogar in einigen seiner ungarisch geschriebenen Werke ein Denkmal, z.B. in «Die sieben Schwaben». Bereits in seiner 1902 erschienenen, auf ungarisch verfassten Flugschrift «Die deutsche Nationalitätenfrage» bekräftigte er die später auch von Jakob Bleyer vertretene Meinung, dass man die deutschen Bauern nicht entvolken könne, wohl aber die Städter. Bei der Neugestaltung Ungarns nach 1918 versuchte er im «Deutschungarischen Volksrat» seine deutschen Landsleute für eine ungarfreundliche Haltung zu gewinnen. Selbst aus diesen wenigen Daten zum Leben eines «typischen» Assimilanten lassen sich Bestandteile einer Gesinnung herauslesen, die eine gewisse Loyalität des Künstlers zu seinem angestammten Volk ahnen lassen.

An solchen Fällen wird erkennbar, dass gerade beim deutschen Bildungsbürgertum verschiedene Grade von Assimilation im Spiele sind, dass erst die Kenntnis der persönlichen Lebensumstände Gewissheit darüber verschaffen kann, ob jemand seinem Volk abtrünnig wurde oder nicht. Angesichts solch tiefgreifender Loyalitätskonflikte ist bei völkischpolitischen Werturteilen grosse Zurückhaltung geboten. Vielmehr wird klar, dass die Zugehörigkeit zum selben Raum- und Klimabereich, dass das Zusammenleben verschiedener Völker auf engstem Raum und ein lebendiger Kulturaustausch zwischen ihnen eine starke Annäherung nicht nur der Volkskulturen, sondern auch der Volkscharaktere bewirken können.

Die am weitesten reichende Form der Assimilierung bricht nicht nur äusserlich, sondern auch geistig-seelisch alle Brücken zum alten Volkstum ab. Ihr Vertreter entwickelt sich zum Magyaronen, wie man ihn abfällig nannte. Der Radikalismus lässt ihn keine Gelegenheit versäumen, sein Magyarentum zu beweisen und danach zu trachten, die Merkmale seiner alten Identität wie Sprache, Geschichtsbewusstsein und Kultur vollständig abzulegen. Es ist für ihn unausweichlich, seinen deutschen Namen durch einen magyarischen zu ersetzen, ja, er versucht dem Grundcharakter des neuen Volkstums zu entsprechen. «Fast alle bewussten Assimilanten übertreiben aus Unsicherheit und zeichnen sich als Vorkämpfer ihrer neuen Staats-, Kultur- und Sprachgemeinschaft, durch Übersteigerung ihrer Idee, durch pathetische Verherrlichung der neuen Gemeinschaft und durch ekstatischen Staatsnationalismus aus.»⁶¹

Auslösender Faktor für einen derart radikalen Persönlichkeitswandel ist häufig die Identifizierung mit dem ungarischen Vaterland und ein Patriotismus, der jedes Mass sprengt. Beispiel dafür ist etwa Eugen Rákosi (1842-1929), der ursprünglich Kremsner hiess, 1891 den «Budapest! Hirlap» gründete, jahrzehntelang das grösste und volkstümlichste Blatt Ungarns, in dem er unermüdlich den nationalistischen Geist und die nationalen Traditionen der ungarischen Mittelschicht propagierte und für magyarische Sprachreinheit eintrat.

In vielen anderen Fällen ist das Motiv für die vollständige Magyarisierung die Möglichkeit, Karriere zu machen, vor allem auf künstlerischem Gebiet. Als deutscher Künstler in Ungarn ohne staatliche Förderung und ohne Publikum, eine Laufbahn in Deutschland oder Österreich bei der dortigen Fülle an Talenten wenig aussichtsreich – wer wollte es einem solchen Mann verdenken, wenn er die sich ihm in Ungarn bietenden Möglichkeiten wahrnahm? Hatte man erst einmal den Schritt in die ungarische Kulturwelt getan, gab es kein Zurück mehr – und die wenigsten hatten ihn zu bedauern, denn man wurde vom Publikum wie vom Staat mit Anerkennung und Ehrungen überhäuft.

So entwickelte sich Georg Zala zum grössten Bildhauer Ungarns – seinen deutschen Namen Mayer magyarisierte er 1883; Nikolaus Ybl (eigentlich Eibl) aus Stuhlweissenburg stieg zum gefragtesten ungarischen Architekten seiner Zeit auf; Michael Munkácsy hiess eigentlich Lieb und gilt als einer der bedeutendsten ungarischen Maler, der auch internationale Anerkennung fand. Die Beispiele liessen sich beliebig vermehren.

Die letzte Form der Assimilation war sicher endgültig, aber die übrigen Spielarten reichten nicht so tief, dass die Bindung an die neue ethnisch-nationale Gemeinschaft von Dauer sein musste. Abgesehen davon, dass die Mehrzahl der Assimilanten – zumindest in der ersten Generation – noch zweisprachig war, ist es durchaus vorstellbar, dass eine Änderung der politischen oder auch sozioökonomischen Verhältnisse den Assimilationsprozess wieder umkehrte. Dies wäre bereits unter einem Kaiser Franz Ferdinand möglich gewesen, ist aber nach 1918 in den Nachfolgestaaten der ungarischen Reichshälfte tatsächlich eingetreten. So waren z.B. Kaspar Muth (1876-1966) und Franz Blaskovics (1864-1936) vor dem Ersten Weltkrieg Abgeordnete der ultramagyarischen Kossuthfraktion, nach 1918 wirkten sie jedoch als Sprecher ihrer Banater Landsleute.

d) Das deutschbewusste Bürgertum in Ungarn

Der Rückzug des deutschen Bürgertums aus der Politik in eine nachbiedermeierliche Idylle fand angesichts der schrillen nationalistischen Töne des neuen Ungarn nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 ein abruptes Ende. Für die politische Entwicklung jener Zeit wurde charakteristisch, dass der Geist der Toleranz mit dem Tode der Väter des Ausgleichs fast völlig schwand: Eötvös starb 1871, Deák 1876, bereits ein Jahr vorher vereinigten sich Deákpartei und Linkszentrum zur neuen Liberalen Partei. Ihr ständig härter werdender Magyarisierungsdruck, der seit den achtziger Jahren zunehmend auch staatliche Mittel zur Assimilierung der Nationalitäten einsetzte, machte den geistigen Boden, in dem das Kulturdeutschum wurzelte, schmal und liess diese Schicht immer stärker abbröckeln. Ja, ihre Existenz stand jetzt ernsthaft auf dem Spiel. Diese Gefahr sorgte daher für eine erneute Auffächerung des Deutschtums: die grössere Gruppe driftete ins magyarische Lager ab, die ohnedies kleine Gruppe, der deutsche Sprache und Kultur unverzichtbare Werte darstellten, teilte sich in die bewussten Kulturdeutschen, die sich absichtlich von Politik zurückhielten, und die Gruppe der Kämpfer, die überzeugt waren, nur über eine Sammlungsbewegung das deutsche Bürgertum als Gruppe erhalten zu können.

Ihren Sprecher fand diese Gruppe im Schwiegersohn von Eduard Glatz, in Edmund Steinacker (1839-1929). In Debreczin geboren, kehrte er nach längerem Aufenthalt und Studium in Deutschland 1867 nach Ungarn zurück. Als Sekretär des Ungarischen Landesindustrievereins und als Syndicus der ungarischen Handels- und Gewerbekammer erlebte er den «Herbst des deutschen Bürgertums» in unmittelbarer Berührung.

In seiner beruflichen Tätigkeit zutiefst von der entscheidenden Rolle des deutschen Bürgertums bei der Umwandlung Ungarns zu einem gesellschaftlich durchgegliederten und wirtschaftlich leistungsfähigen Staat überzeugt, kämpfte er auch als Journalist und Abgeordneter der siebenbürgisch-sächsischen Wahlkreise Bistritz (1875-1878) und Heltau (1881-1888) für diese Ziele. Seine Aufsatzreihe «Das Bürgertum im politischen Leben Ungarns», die von ihm verfassten Richtlinien und Aufrufe zur Gründung einer Bürgerpartei und Kontakte, die er zum Bürgertum von Ödenburg, Pressburg und Kaschau knüpfte, lassen sein politisches Anliegen erkennen: die Sammlung des deutschen Bürgertums und die Weckung seines Standesbewusstseins.

Es ist beinahe symbolisch, dass Edmund Steinacker nach einem letzten Versuch 1882, die ungarischen Demonstrationen gegen die völkische Schutzarbeit des Berliner «Deutschen Schulvereins»⁶² zur Mobilisierung des deutschungarischen Bürgertums positiv zu nutzen, weder bei diesem noch den Siebenbürger Sachsen Widerhall fand. So legte er schliesslich unter Druck 1888 sein sächsisches Abgeordnetenmandat nieder, 1891 wurde er von der Budapester Gewerbekammer zwangspensioniert und 1892 musste er enttäuscht und ohne Existenzgrundlage Ungarn in Richtung Wien verlassen.

Alles, was sich innerhalb des deutschungarischen Bürgertums weiterhin abspielte, stand im Zeichen des Niedergangs und der Auflösung. Das einst blühende deutsche Pressewesen magyarisierte sich völlig, die wenigen deutschsprachigen Zeitungen vertraten die offizielle magyarische Linie.

Vielleicht ist für diesen «Herbst» des deutschen Bürgertums der Niedergang des deutschen Theaters, und hier besonders der in der Hauptstadt, am bezeichnendsten. Das Deutsche Theater⁶³, 1812 in Pest auf dem damaligen Vörösmarty-Platz erbaut, mit 3'500 Sitzplätzen wohl das grösste Schauspielhaus seiner Zeit, schien es ein zeitüberdauerndes Bollwerk der deutschen Kultur zu sein. Doch als das Gebäude 1847 abbrannte, fand das deutschsprachige Theater in dem sich magyarisierenden Pest der Folgezeit kaum noch sein deutsches Publikum.

Nach 1849 zunächst in einer Bretterbude kümmerlich vegetierend, entstand erst 1869 wieder ein kleineres neues deutsches Theater in der Wollgasse. Doch seit Beginn der Koloman-Tisza-Ära geriet es erneut infolge der Anfeindungen des magyarischen Chauvinismus in Bedrängnis, zumal die wirklich gebildeten Schichten sich weitgehend assimiliert hatten und die noch deutsch gebliebenen unteren Schichten Zugeständnisse an ihren Geschmack erwarteten: so bot die deutsche Bühne nunmehr hauptsächlich Operette, Tingeltangel und Vorstadtposse. Dass es überhaupt noch existieren konnte, verdankte es einer Intervention Kaiser Wilhelms I. beim k.u.k.-Botschafter. Nach dem Wegfall dieser schützenden Hand hätte es sich gegenüber dem staatlich subventionierten magyarischen Theater nicht mehr halten können – da wurde es 1889 aus ungeklärter Ursache ein Raub der Flammen. «Gottes Hilfe haben wir es zu verdanken», gestand ein magyarischer Abgeordneter.

Der Vorliebe der «besseren» Gesellschaft für das ungarische Theater und der mangelnden Subventionsbereitschaft der Behörden fielen 1867 das deutsche Theater in Fünfkirchen und 1885 das in Raab zum Opfer. Schliesslich verbot eine Verordnung des Innenministeriums 1896 die Tätigkeit deutscher Schauspielgesellschaften im ganzen Land; damit war auch das Schicksal der letzten noch bestehenden deutschen Bühnen in Temeswar und Pressburg besiegelt.

6. Das Ringen um nationale Identität bei den Donauschwaben

a) Wirtschaftliche Voraussetzungen

Die Entwicklung von Naturwissenschaft und Technik verlieh der schwäbischen Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein ganz neues Gesicht. Saatgutveredelung, Dünge-, Pflanzenschutz- und Seuchenbekämpfungsmittel steigerten die Erträge aus Ackerbau und Viehzucht. Vor allem aber bewirkte die Anwendung zahlreicher neuer technischer Geräte eine gewaltige Produktionsausweitung und Steigerung des Lebensstandards.

Diese technische Revolution sei an den Innovationen des Dorfes Torscha/Torschau in der Batschka beispielhaft aufgezeigt. Hier wurden eingeführt:

- 1864 die Göppel-Dreschmaschine, die das mühselige Austreten des Getreides überflüssig machte
- in den siebziger Jahren ein neuartiger Pflug, der sog. Werfer, trotz vieler Holzbestandteile dem alten Holzpflug weit überlegen; ferner Eggen mit eisernen Zähnen, neuartige Maisrebbler und eine neue Sämaschine
- 1883 die erste Dampfdreschmaschine
- 1890 verbesserte Dreschmaschinenmodelle
- 1895 der eiserne Zweischarpflug.⁶⁴

Gleichzeitig öffnete die Verkehrserschliessung über Strasse und Schiene die bisher fast isolierten einzelnen Ortschaften dem Handel, so dass nicht nur mehr für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Export produziert wurde.

Schliesslich ermöglichten Flurbereinigung, Hochwassereindämmung und Trockenlegung sumpfiger Landschaften – manche Gemeinden konnten auf diese Weise ihren ursprünglichen Hotter-

umfang verdoppeln – eine konzentriertere und rationellere Bewirtschaftung der Felder. Die mittleren und grösseren Bauern legten zu diesem Zweck jetzt ausserhalb des Dorfes sog. Sallaschhäuser (das sind speziell für die sommerliche Feldarbeit zugeschnittene Wohnhäuser inmitten des Feldbesitzes) an, ein System, das sich vor allem in der Batschka durchsetzte. Wer die Entwicklung mitmachen konnte, erwarb Land dazu und kaufte sich in die Gemarkungen benachbarter Gemeinden ein, so dass häufig der hinzugekaufte Besitz die Grösse der alten Gemarkung erreichte.

Auf welcher Höhe die schwäbische Landwirtschaft damals stand, bezeugen die Urteile dreier Fachleute. 1886 erklärte Eduard Brown, der im Auftrag der königlich-englischen Ärztesellschaft Europa bereiste, dass das aus dem Batschkaer Weizen gebackene Brot unvergleichlich besser sei als jedes andere europäische. 1907 lautete das abschliessende Urteil zweier deutscher Sachverständiger, die sechs Jahre hindurch den Batschkaer Weizen untersucht hatten, dass das aus ihm gewonnene Mehl als das beste Produkt der Welt angesehen werden müsse.⁶⁵

Die Hektarerträge donauschwäbischer Bauern lagen damals im Durchschnitt bei 12-13 dz/ Joch (= 21-23 dz/ha).⁶⁶ Zum Vergleich erreichte der durchschnittliche Hektarertrag für Weizen 1914 in Ungarn 12,3, in Böhmen 18,2, in Niederösterreich 15,7dz/ha.⁶⁷ In der ungarischen Landwirtschaft existierten, trotz Tendenz zur Intensivierung, noch breite Zonen extensiven Weizenanbaus.

Noch erfolgreicher war man im Hanfanbau. Dieses «weisse Gold» gedieh auf dem fruchtbaren Schwemmlandboden so prächtig, dass Hanfbauern, Hanfhändler und Hanffabrikanten stets zu den wohlhabendsten Familien in den schwäbischen Gemeinden zählten, wie z.B. die Familie Aigler aus Apatin, die den ersten Schwabenmillionär hervorbrachte.

Der Batschkaer Fertighanf hatte auf dem Weltmarkt nur die russische und italienische Konkurrenz zu fürchten. Der russische Hanf besass zwar eine längere Faser, der italienische die schönere weiss-gelbe Farbe, beide konnten es aber an Reissfestigkeit nicht mit dem Batschkaer auf-



Abb. 18:
Das köstliche donauschwäbische Weissbrot – Riesenlaibe, die einmal pro Woche im eigenen Ofen gebacken wurden

nehmen. Dieser eignete sich vornehmlich für die Fertigung starker Bindfaden und schwerster Schiffstau, die vor allem nach Deutschland und England ausgeführt wurden.

Der Hanf brachte der Landwirtschaft das meiste Geld ein. Von einem Joch Feld konnte man maximal 500-600 kg Hanf ernten. Ein Bauer bebaute in der Regel ein Drittel seiner Felder mit Hanf und bezog daraus die Hälfte seines Jahreseinkommens.

Im Allgemeinen war bereits in den 1880er Jahren alles Feld in den schwäbischen Nachbargemeinden aufgekauft. Eine weitere Expansion der reicheren Bauern schien jetzt nicht mehr möglich. Daher suchten diese ihren Grundbesitz nun durch das allmählich zur Regel werdende Ein- und Zweikindersystem sowie durch günstige Heiraten zu sichern. So sank der Geburtenüberschuss in den einzelnen Gemeinden vor allem Südungarns bis zum Ersten Weltkrieg stark ab, ja es gab zu dieser Zeit schon vereinzelt schwäbische Gemeinden, in denen die Zahl der Sterbefälle die der Geburten überwog.

Die ärmeren Bauern folgten diesem Trend, trotzdem zwang die Situation viele, sich in Slawonien neu anzusiedeln, wo Grund viel billiger zu erwerben war und in relativer Nähe zur alten Heimat günstige Aufstiegschancen winkten.⁶⁸ Mitunter war der Zuzug aus bestimmten Gemeinden in slawonische Ortschaften so stark, dass echte Tochtergemeinden entstanden (z.B. zogen über 30 Familien aus Filipowa/Batschka nach Tomaschanzi bei Gorjani, das deswegen Klein-Filipowa genannt wurde).

Die jetzt einsetzende stärkere Differenzierung der bäuerlichen Gesellschaft und die Abnahme der Kinderzahl führte zu einer sich langsam steigernden Zuwanderung andersnationaler Knechte, die mit weniger Lohn als die Deutschen zufrieden waren. Daher bewirkte diese Entwicklung nach der Jahrhundertwende nochmals eine starke Auswanderungswelle sozial niedriger Schichten: zwischen 1899 und 1913 wanderten aus dem Banat 92'000, aus der Batschka 24'000 und aus Transdanubien 47'000, insgesamt 203'000 Deutsche aus Ungarn nach Amerika aus.⁶⁹

b) Die soziale Differenzierung⁷⁰

In sozialer Hinsicht gab es in der Zeit nach der Ansiedlung noch keine Schichtung. Abgesehen von der Scheidung in Bauern und Handwerker blieb die soziale Umwelt des donauschwäbischen Dorfes bis in die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts vom Bauerntum geprägt. Dem Bauernstand gehörten zu dieser Zeit 85-90 Prozent, der Handwerkerschaft 10-15 Prozent der Dorfbewohner an. Weil der Gewerbetreibende nur selten von den Einkünften seines Berufes leben konnte und daher einen Nebenverdienst in der Landwirtschaft suchen musste, vor allem aber weil die Agrarkultur die Grundstruktur des Dorfes bestimmte, war die Gesellschaft durchwegs bäuerlich geprägt.

Genauso wie für die wirtschaftliche wurde das Jahrzehnt 1870-1880 für die soziale Entwicklung der schwäbischen Landbevölkerung entscheidend. Auf der einen Seite strebten die reicheren Bauern nicht nur danach, ihren Grundbesitz zu sichern, sondern es ging ihnen auch darum, den materiellen Gewinn durch Beteiligung an bäuerlich orientierten Industrieunternehmungen arbeiten zu lassen (Hanfverarbeitung, Mühlenbetriebe, Ziegeleien) und den sozialen Aufstieg durch bestimmte Statussymbole wie bäuerliche Villa (= Ganzquerhaus) oder städtische Kleidung nach aussen hin zu demonstrieren.

Diese Entwicklung führte schliesslich zu einer grundsätzlichen Einstellungsänderung gegenüber der sozialen Umwelt des schwäbischen Dorfes: als Herr suchte der reiche Bauer nun Anschluss an die magyarisierete Intelligenzschicht des Dorfes, die ursprünglich nur Dorfrichter, Notar, Pfarrer, Lehrer und teilweise den Dorfarzt oder -tierarzt umschloss.

Von ihr erfuhr er seine geistige Ausformung und erlag daher zusehends der Faszination des magyarisch geprägten Herrenlebens. Da er es sich jetzt leisten konnte, Sohn oder Tochter auf eine höhere Schule zu schicken, kehrten die Kinder manchmal gebildet, aber magyarisiert als Apotheker, Tierarzt oder Arzt ins Dorf zurück und gaben dann der gesellschaftlichen Trennungslinie noch mehr Schärfe. Meistens jedoch suchten sie einen ihrer Bildung gemässen Beruf in der Stadt, so dass auf diese Weise nicht nur das natürliche bäuerliche Gefühl, sondern auch die Verbundenheit zu den übrigen Dorfbewohnern verloren ging.

Der Entwicklung zum grossbäuerlichen Herrn entsprach auf der anderen Seite der Abstieg zum Kleinbauern und Häusler. Mit zehn Katastraljoch Landbesitz konnte der Bauer von dessen Ertrag noch leben, lag der Besitz zwischen fünf und zehn Joch, benötigte er einen Nebenerwerb zur Ergänzung, betrug er weniger als fünf Joch, musste dieser Kleinbauer seine Existenz durch die Nebenbeschäftigung als Tagelöhner und Handwerker absichern. Die langsame Verdrängung des Anerbenrechts zugunsten der Realteilung hatte ohnehin seit den sechziger Jahren zu einer immer stärkeren Zersplitterung des Grundbesitzes geführt und die Gruppe der Kleinbauern und Häusler ständig vergrössert.

Eine durch billige US-Getreideimporte hervorgerufene Agrarkrise in den siebziger, mehrere Missernten und Überschwemmungskatastrophen in den achtziger Jahren brachten das soziale Gefüge des schwäbischen Dorfes vollends in Unordnung, indem zahlreiche Mittelbauern auf die Stufe von Kleinbauern und diese wiederum zu besitzlosen Landarbeitern absanken. Angespornt durch den sozialen Wertfaktor Besitz, gelang es dieser zunächst unselbständig gewordenen Schicht allerdings, die Krisenerscheinungen durch verstärkten Arbeitseinsatz, Intensivkultur und Ausweichen auf Händlerstätigkeit aufzufangen. Die andere Gruppe suchte ihr Heil in der Auswanderung nach Übersee. Den Ausschlag gaben hier vor allem politische Gründe: drückende Steuerlasten, hohe Verschuldung und harte gesellschaftliche Schranken engten den wirtschaftlichen Spielraum zu sehr ein. Die wenigen und unsicheren Arbeitsplätze, das Fehlen eines deutschen Genossenschaftswesens und die Vernachlässigung des Kleinbauern- und Arbeiterstandes durch die ungarische Regierung brachten die schwäbische Gesellschaft mit ihren Mittel- und Unterschichten in wirtschaftliche Not und soziale Diskriminierung. In der Regel nicht bereit, sich mit diesem Los abzufinden, wurde bei einem grossen Teil von ihnen die eher unbewusste Bereitschaft freigesetzt, sich Bewegungen aus den eigenen Reihen anzuschliessen, die durch aktive Aktionen eine Verbesserung der Lebensumstände zu erreichen trachteten. Behördlicher Druck und ein höchst ungerechtes Wahlsystem⁷¹ hielten zwar die Unentschlossenen zunächst noch ab. Doch das kritischere und selbstbewusstere Klein- und Mittelbauerntum – in Südungarn etwa 40 Prozent des Gesamtbauerntums, in einzelnen Gemeinden sogar bis 70 Prozent⁷² – begann seit der Jahrhundertwende immer deutlicher auf die nationale Karte zu setzen.

*c) Das nationale Erwachen der ungarländischen Deutschen*⁷³

Mit dem Ausgleich von 1867, der den ungarischen Staat gleichberechtigt neben den österreichischen stellte und den Magyaren innenpolitisch in der ungarischen Reichshälfte absolut freie Hand liess, setzte – zunächst vom Staat wohlwollend geduldet, ab 1879 von ihm systematisch ins Werk gesetzt – eine umfassende Magyarisierungspolitik ein.

Ihr war die deutsche bäuerliche Bevölkerung schutzlos ausgeliefert. Zwar gab es ein Gesetz zum Schutz der Nationalitäten aus dem Jahre 1868, da es aber dem Leitsatz von der einheitlichen ungarischen Nation untergeordnet war und nur individuelle, aber keine korporativen Rechte der Nationalitäten anerkannte, blieb es wirkungslos. Auf der anderen Seite gelang es dem ungarischen

schen Staat mittels zahlreicher Magyarisierungsgesetze (Kindergarten-, Ortsnamengesetz, Schulgesetze, Laufbahnvorschriften u.a.) sowie einer hörigen Komitatsverwaltung, dem Leben in den schwäbischen Dörfern allmählich einen magyarischen Zuschnitt zu geben.

Das mochte zwei Jahrzehnte so hingehen, dann rührte sich jedoch bei den Betroffenen der Widerstand. Die starke gesellschaftliche Auffächerung der schwäbischen Landbevölkerung während der letzten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts führte nicht nur zu einer scharfen Trennung der Schichten, sondern sogar zu Spannungen zwischen ihnen. Die Gruppe der Grossbauern – in Südungarn etwa sechs Prozent der bäuerlichen Bevölkerung – sonderte sich von den Mittel- und Kleinbauern scharf ab, während diese am althergebrachten Lebensstil bewusst festhielten und ein Aufgeben von eigener Art und Sprache unterschwellig als Verrat empfanden. Ihr Selbstbewusstsein blieb gebunden an die eigene Kultur, weil die Grossbauernschicht ihnen den Anschluss verwehrte, und darauf Anziehungskraft in bewusste Distanzierung umschlug: man wollte nicht herrisch und damit magyarisch werden. Diese Einstellung behinderte zunächst keineswegs die weiter um sich greifenden Magyarisierungsoperationen des Staates. Die auf ihren äusseren Vorteil bedachten schwäbischen Bauern gaben für materielle Gegenleistungen der Regierung, wie Eisenbahnstationen oder Marktrecht, bereitwillig nationale Rechte wie deutsche Unterrichts- oder Verhandlungssprache in Gemeinde und Gericht preis. Aber die unbewusst vorhandene nationale Empfindung, die schon 1849 bei der Schwabenpetition von Bogarosch an Kaiser Franz Joseph zum Ausdruck kam, konnte jederzeit in eine nationale Bewegung umgesetzt werden, wenn wie damals einzelne Männer auftraten, die sie zu artikulieren und zusammen mit der wirtschaftlichen Unzufriedenheit in ein politisches Programm umzumünzen verstanden. Solche Männer wirkten um die Jahrhundertwende als Kristallisationskerne eines deutschen Bewusstseins in den wichtigeren Orten Südungarns.

In Ung.-Weisskirchen/Banat, das 1880 rund 6'800 deutsche, 1'600 serbische, 500 magyarische und 1'000 andere Einwohner zählte, hielten in ihrem Deutschtum gefestigte Persönlichkeiten die führenden Positionen und Institutionen der Stadt besetzt. Die stärkste Wirkung ging dabei von einer Dreiergruppe aus: Leonhard Böhm (1833-1925) war Schriftsteller, Historiker und zweimal Bürgermeister der Stadt, Franz Greiner und Ludwig Kremling (1861-1930) unterhielten gemeinsam ein Anwaltsbüro und galten zusammen mit Böhm als Führer des Weisskirchner Deutschtums. Ihre Wirkung auf das öffentliche Leben der Stadt war so nachhaltig, dass der Stadtrat wieder die Führung der Schulstuhlprotokolle in deutscher Sprache forderte, sich mit grosser Mehrheit für die Beibehaltung des deutschen Stadtnamens aussprach und die von der Regierung angebotene Verstaatlichung der Schule ausschlug. Die nötige Schützenhilfe fanden diese deutschen Patrioten im «Ungarisch-Weisskirchner Volksblatt» (1896-1844) des Jakob Schümichen (1851-1905), der das Blatt gründete, leitete und sich für die Hebung des deutschen Volksbewusstseins einsetzte.

Nicht ganz so günstig stand die deutsche Sache in der benachbarten königlichen Freistadt Werschetz: für die Aussicht, den Weisskirchner Gerichtshof für die eigene Stadt zu gewinnen, hatte sich die Gemeinderatsmehrheit für den Magyarischunterricht an den städtischen Elementarschulen ausgesprochen; die wöchentlich zweimal erscheinenden Blätter der Stadt, der «Werschetzer Gebirgsbote» (1857-1918) und die «Neue Werschetzer Zeitung» (1881-1907) hatten sich durch behördlichen Druck dazu bringen lassen, ihre ehemals deutsche Linie aufzugeben; allerdings schlug die «Neue Werschetzer Zeitung» unter der Leitung von Eduard Rittinger nach der Jahrhundertwende wieder nationale Töne an. Parallel dazu gewann ein Kreis von deutschbewussten Männern, der bereits 1881 mit Edmund Steinacker in Verbindung gestanden hatte und dem die Gebrüder Neukomm, Franz Wettel (1854 -1938) und Franz Rottler angehörten, immer stärkeren

Einfluss auf die Werschetzer Öffentlichkeit. Er war so bestimmend, dass die Mittelschuljugend, zum Entsetzen einiger Väter, eine betont nationale Haltung zur Schau trug und Bekanntschaften mit Mittelschülerinnen, die ihr Deutschtum verleugneten, als «Schande» bezeichneten. Aus dieser Jugend gingen die Männer hervor, die der Stadt nach der Jahrhundertwende den deutschnationalen Zuschnitt gaben: Ingenieur Reinhold Heegn (1875-1925) und dessen Freund Eduard Rittinger (1879-1929).

Der dritte deutsche Kristallisationspunkt des Banates war Grosskikinda. Unter seinen rund 20'000 Einwohnern des Jahres 1880 befanden sich 4'700 Deutsche, 11'500 Serben und 3'000 Magyaren. Hier formierte sich eine gemeinsame Front aus Serben und Deutschen gegen den Magyarisierungsgedanken, so dass die regierungsfreundliche «Grosskikindaer Zeitung» keinen Anklang fand und, kurz vor ihrem Ruin, von Arthur Korn (1860-1928) übernommen wurde. Dieser entwickelte sie zu einem Sprachrohr des kämpferischen Deutschtums.

Das Zentrum für das Deutschtum der Batschka bildete Neusatz. Die 21'000 Einwohner der Stadt setzten sich 1880 aus 5'400 Deutschen, 8'800 Serben und 5'700 Magyaren zusammen. Noch in den siebziger Jahren fand Edmund Steinacker als Vorkämpfer nationaler Gleichberechtigung starke Unterstützung bei der Bürgerschaft. Dieser Stimmung entsprach die Anregung des angesehenen Ferdinand Schreiber, eine zweiklassige Handels- und Gewerbeschule mit deutscher Unterrichtssprache zu gründen und die Haltung der Neusatzer «Bacs-Bodrogher Presse», die solche Bestrebungen förderte. Zwar konnte der magyarische Chauvinismus in der Folgezeit das bewusst deutsche Element zurückdrängen, doch starb der oppositionelle Geist in Neusatz nie ganz ab. So traten viele Deutsche aus dem zu einem magyarischen Beamtenkasino gewordenen Bürgerverein aus und unterstützten das Gros der Bürgerschaft die volksfreundlichen Politiker Ludwig Mocsary und Graf Zichy, den Begründer der «Volkspartei». Für ein ausgesprochen nationales Programm setzte sich um die Jahrhundertwende allerdings niemand ein.

Überregionales Ansehen in Südungarn genossen noch als kämpferische Einzelgänger der Neupetscher Sparkassendirektor Johann Anheuer dank seiner produktiven Arbeit im «Südungarischen landwirtschaftlichen Bauernverein», der Reichstagsabgeordnete von 1875 Nikolaus Erling (1844-1903) aus Marienfeld und Wilhelm Schneider (1852-1928) aus Torscha.

Motor für eine deutschnationale Sammlungsbewegung in Südungarn war Johann Anheuer, der im «Bauernverein» das politische Element vermisste und auch die gewerblichen und industriellen, vor allem aber die deutschen Intelligenzkreise organisatorisch zusammenfassen wollte. Für die geeignetste Plattform dieses Zieles hielt er die Gründung eines überregionalen deutschen Tagblattes. Zur Verwirklichung dieses Gedankens arrangierte der bekannte Banater Schriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn ein Treffen Anheuers mit Edmund Steinacker.

Der ehemalige Sprecher des deutschungarischen Bürgertums nutzte die Gunst der Stunde für seine weiterreichenden Pläne: während einer Südungarnreise im Herbst 1900 knüpfte er auf Besprechungen in Temeswar, Werschetz, Ung.-Weisskirchen, Pantschewo und Neusatz Kontakte zu den Sprechern der Schwaben, erreichte deren Zusammenschluss zu einem nationalen Arbeitskreis und organisierte die Gründung des «Deutschen Tagblatts für Ungarn». «Von da an kann man den Beginn einer zielbewussten planmässigen deutschen Bewegung in Ungarn datieren», stellte er selbst fest.⁷⁴

Die Vorarbeiten für die Gründung des Tagblatts liessen ein weitverzweigtes Netz von Einzelpersonlichkeiten und Gruppen entstehen, die sich die Erhaltung des Deutschtums in Ungarn zu ihrem Anliegen machten: die Sprecher des schwäbischen Deutschtums, Edmund Steinacker, siebenbürgisch-sächsische «Grüne»⁷⁵ und reichsdeutsche Stellen wie der Deutsche Schulverein (DSV) und der «Alldeutsche Verband» (ADV).

Kaum war das Tagblatt im Dezember 1900 gegründet, musste es bereits gegen die ungarischen Behörden hart um seine Existenz kämpfen. Eine Reihe von Presseprozessen machte die Redakteure des Tagblatts Alwin Cramer und Alois Krisch sowie Arthur Korn, den Eigentümer der «Grosskikindaer Zeitung», mundtot⁷⁶ und zwang Steinacker und Schümichen zu vorsichtigerer Schreibweise.

Mehr noch als von der Gründung des Tagblatts erwartete sich Steinacker als «Spiritus rector» der Bewegung von einer Beteiligung an den bevorstehenden Reichstagswahlen 1901. Edmund Steinacker im Wahlkreis Gross-Komlos/Banat und Viktor Schreyer im Bezirk Lovrin, ebenfalls Banat, traten als Kandidaten eines deutschnationalen Programms auf, während Adolf Lendl im Wahlkreis Temes-Rekas für die Regierungspartei kandidierte.

Doch die repressive ungarische Wahlpraxis⁷⁷ und das unmündige Verhalten der schwäbischen Wähler, die ihre Stimmen alter Gewohnheit gemäss an den Meistbietenden verkauften, liessen die deutschnationalen Kandidaten scheitern, Lendl zog jedoch als Abgeordneter in den ungarischen Reichstag ein.

Als noch dazu das Tagblatt wegen behördlicher Schikanen und finanzieller Schwierigkeiten Ende November 1903 einging, war der Tiefpunkt der deutschen Bewegung erreicht. Während sich Kremling und Schümichen daraufhin enttäuscht aus der Politik zurückzogen, war es allein dem Optimismus und der Tatkraft Steinackers zuzuschreiben, dass die schwäbische Sammlungsbewegung wieder aus dieser Talsohle herausfand.

Er liess als Nachfolger des Tagblatts den «Deutsch-ungarischen Volksfreund» als unpolitische Wochenzeitung weiter erscheinen, er ermunterte Viktor Orendi-Hommenau (1870-1954), den Redakteur des Volksfreunds, und Ludwig Kremling, sich wieder als – freilich aussichtslose – Kandidaten für die Reichstagswahlen von 1906 zur Verfügung zu stellen; von ihm ging die Initiative aus, während der ungarischen Staatskrise in Volksversammlungen zu Werschetz und Weisskirchen den Willen aller dort lebenden Nationalitäten kundzutun; schliesslich gelang es ihm zusammen mit Adam Müller-Guttenbrunn bei der seit Anfang 1900 in Wien bestehenden «Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone in Wien»⁷⁸ soviel Begeisterung für die Erweckung des Schwabentums zu entfachen, dass sich die Studenten für die politische Kleinarbeit jederzeit zur Verfügung stellten.

Ein solch zuverlässiger Mitarbeiterstab für manchmal nicht ungefährliche Unternehmungen war notwendig, denn Steinacker und sein Kreis schickten sich in den Jahren 1905-1907 an, die ungarländischen Schwaben mit Hilfe von genau geplanten Propagandaaktionen auf eine konsequent deutschnationale Politik einzustellen. Den Auftakt bildete im April 1906 die Gründung einer «Bürgerpartei» in Werschetz. Unter der Führung Julius Neukomms wandte sie sich mit ihren Forderungen nach genauer Einhaltung der Ausführungsbestimmungen zum Nationalitätengesetz, nach einer progressiven Steuerreform und dem allgemeinen Wahlrecht an alle Nationalitäten. Im November desselben Jahres stellten die schwäbischen Aktivisten von Werschetz der Partei einen «Bürgerklub» als ein echtes politisches Arbeitsszentrum zur Seite. Von beiden Organisationen, die nur auf kommunaler Ebene wirkten, gingen die entscheidenden Impulse aus, die schliesslich zur Gründung einer überregionalen Partei führten.

Erst nachdem man überzeugt war, dass eine Parteigründung dem Wunsche der schwäbischen Bevölkerung entspreche, machte man sich an die Vorbereitungsarbeiten. Ein Vorbereitungs-Komitee übernahm es, einen engen Kreis von Vertrauensleuten zu organisieren, der auf einer Geheimkonferenz in Werschetz am 30. Dezember 1906 die Partei konstituierte. Damit war zwar der entscheidende Schritt getan, aber erst ein entsprechender Rückhalt in breiten Schichten des schwäbischen Volkes konnte einer erspriesslichen politischen Arbeit Stosskraft verleihen.

Eine geheim organisierte Unterschriftenwerbung für das Parteiprogramm sorgte für diese Legitimation. Sie brachte bis zum 10. März das überraschend günstige Ergebnis von über 5'000 Unterschriften. Durch ihre Unterschrift traten Deutsche aus den Komitaten Batsch-Bodrog, Temesch, Torontal, Karasch-Severin, Pest-Pilis-Solt, Eisenburg, Wieselburg, Ödenburg (Westungarn) und der Zips der «Ungarländischen deutschen Volkspartei» (UDVP) als Mitglied bei. Vom entscheidenden Tag der geplanten öffentlichen Kundgebungen berichtet das «Siebenbürgisch-deutsche Tagblatt» aus Hermannstadt: «Die deutschen Volksversammlungen, die am 10.3. 1907... abgehalten werden sollten, sind von den Oberstuhlrichtern verboten worden. Je 24 Gendarmen erschienen mit aufgefanztem Bajonett an den Versammlungsorten, um dem Verbot Nachdruck zu verleihen. Die in den Orten schon versammelten zahlreichen Teilnehmer aus dem ganzen von Deutschen bewohnten Gebiet von Südungarn kamen jedoch zwanglos in verschiedenen Gasthöfen zusammen, wo unter grosser ... Begeisterung die nationale Sache besprochen wurde...»⁷⁹

Das Verbot der geplanten Volksversammlungen durch die Behörde konnte nicht verhindern, dass die neue Partei von der schwäbischen Bevölkerung, von der freundlichen und feindlichen Presse sowie im ungarischen Parlament zur Kenntnis genommen wurde. Ein anhaltendes Versammlungsverbot war jedoch für die Parteileitung (Ludwig Kremling als Vorsitzender, Johann Röser als Stellvertreter) auf längere Sicht untragbar, weshalb sie durch Rekurs, ein Memorandum an den Innenminister, schliesslich über ein Interpellation im Parlament eine Aufhebung des Verbots erwirken konnte.

Das Parteiprogramm der UDVP fordert für die ungarländischen Deutschen den – bereits 1867 angekündigten – Ausbau des ungarischen Staates zu einem «... wahrhaften Rechtsstaat auf Grundlage vollkommener bürgerlicher und nationaler Gleichberechtigung...» Man erstrebt für alle ungarländischen Deutschen die Garantie der «... freien Entfaltung unserer Kultur...». Als Mindestmass staatlichen Entgegenkommens verlangte das Programm die Einhaltung des Nationalitätengesetzes von 1868. Darüber hinaus zielte es auf ein umfassendes Reformprojekt, das Ungarn in der Verwaltung, im Vereins- und Versammlungsrecht ebenso wie in der kommunalen Selbstverwaltung und im Genossenschaftswesen modernisieren und liberalisieren sollte; schliesslich verlangte es staatliche Hilfe für die Landwirtschaft, Steuer- und Wahlreformen. Dieser Forderungskatalog kann als massvoll gelten, wenn man ihn dem Inhalt des ungarischen Nationalitätengesetzes gegenüberstellt; falls man aber die Auswirkungen bedenkt, die seine konkrete Realisierung auf die innen- und reichspolitische Situation Ungarns haben musste, hatte es durchaus revolutionäre Ansätze.⁸⁰

d) Die nationale Bewegung der ungarländischen Deutschen

Obwohl sich Deutsche aus allen Siedlungsgebieten mit dem Programm der UDVP solidarisierten, erschien die erreichte Zustimmungsbasis für eine planvolle Parteiarbeit noch nicht breit genug. Die unterschiedliche Konfession (Oberungarn), das Fehlen natürlicher städtischer Zentren mit deutschem Anteil (Schwäbische Türkei), die zum Teil geringe Geschlossenheit des deutschen Siedlungsgebietes (ungarisches Mittelgebirge) erwiesen sich manchmal stärker als alle Agitationsbemühungen.

Eine überregionale Parteiarbeit erschien nur möglich auf der Grundlage einer strafferen Zusammenarbeit und stärkeren Solidarisierung auf Landesebene. Diese Ziele rückten aber erst in greifbare Nähe, wenn die notwendige Aufklärungs- und Propagandaarbeit geleistet war. Für diesen Zweck knüpfte Edmund Steinacker von seinem Wohnsitz Klosterneuburg aus «ein ganzes Spinnennetz» von Beziehungen zu deutschvölkischen Institutionen und ihnen nahestehenden Persön-

lichkeiten: zu DSV und ADV, deren Mitglied er wurde und mit deren Vorsitzenden ihn persönliche Freundschaft verband; zum österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand, der ihn 1907 in seinen Beraterkreis berief, dem u.a. auch der slowakische und rumänische Minderheitenführer Milan Hodza und Alexander Vaida-Voevod angehörten; zum «Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn» und schliesslich zum in Wien lebenden Banater Schriftsteller und Theaterdirektor Adam Müller-Guttenbrunn.

Gegenstand der ersten Propagandaaktion war der Roman «Götzendämmerung» von Adam Müller-Guttenbrunn.⁸¹ Das als Schlüsselroman angelegte Werk, das die politischen Verhältnisse Ungarns der Jahre 1905 und 1906 schildert, fängt das Wesen der Zeit treffend ein und setzt sie in Aktionen um. Die Darstellung des Vorgangs Magyarisierung und Politisierung der Schwaben, die Entzauberung der «Männer von Czintoka» (= die auf vollständige Unabhängigkeit Ungarns hinarbeitende Gruppe magyarischer Politiker) und die wirklichkeitsnahe Vorführung der dringendsten Landesprobleme sollte die ungarländischen Deutschen aus ihrer politischen Lethargie aufrütteln.

Über die Wirkung des Werkes unter den Schwaben wissen wir allerdings wenig. Jedoch nach dem Wirbel zu urteilen, den das Buch unter den ungarischen Zeitungen und Behörden entfachte, müsste sie ungeheuer gewesen sein. Jedenfalls wurde der Roman nach seinem Erscheinen im Dezember 1907 von der UDVP zur Lektüre empfohlen und vom Wiener «Verein Südmark» und der schwäbischen Hochschülerschaft in mehreren Schüben nach Ungarn verschickt.

Die zweite Aufklärungskampagne erfolgte mit dem Versand des «Deutschungarischen Katechismus.»⁸² Sein Verfasser, der in Pomáz bei Budapest lebende Schriftsteller Otto Hermann Krause⁸³, konnte es als Beamter des ungarischen Finanzministeriums nicht wagen, ein solches Werk unter seinem Namen zu veröffentlichen.

Um das Risiko so niedrig wie möglich zu halten, schaltete Steinacker sich als Vermittler ein und wickelte die Aktion planmässig ab: Er gewann den ADV als Geldgeber für eine Auflage von 10'000 Stück, er veranlasste den Druck beim «Wiener Deutschen Tagblatt», und er sorgte dafür, dass die Verschickungsaktion über «Strohänner» reibungslos besorgt werden konnte.

Um jedes Exemplar zum «Haken» zu machen, «der die Betreffenden mit uns verbindet», klebte man kleine Zettel mit der Adresse eines Wiener Kontaktmannes ein. Den Versand selbst übernahmen Krause selbst, Studenten der Hochschülerschaft und Leute des «Vereins Südmark» während der Wintermonate der Jahre 1908 und 1909. Insgesamt gelangten auf diese Weise etwa 15'000 Katechismen nach Ungarn.

Mit seinem Frage- und Antwortspiel, das das Derbe und Drastische durchaus nicht scheut, sprach der Katechismus die bäuerliche Bevölkerung unmittelbar an. Die Devise Krauses: «Ein farbloser Katechismus hätte nicht geschadet, aber auch nicht genützt. Bei uns ist nur mit Radikalismus etwas zu richten» schlug voll durch. Alle Briefe, die die Wiener Vertrauensleute an Steinacker weiterleiteten, sind der Zustimmung und Begeisterung voll, also Beweise dafür, dass diese Aktion ein «Volltreffer» war.

Während die «Mobilisierung des nationalen Gewissens» nicht spontan erreichbar war, sondern eine längere Zeit des Ausreifens benötigte, gingen die Gedanken des stellvertretenden Parteivorsitzenden Johann Röser (1870-1932) in eine andere Richtung. Die ungerechte Besteuerung, ein leicht manipulierbares Katasterrecht sowie das Privilegienunwesen innerhalb der ungarischen Wirtschaftspolitik engten den Entfaltungsspielraum der deutschen Bauern und Handwerker gewaltig ein. Kein Wunder, dass sich unter den wirtschaftlich benachteiligten Nationalitäten und besonders bei den ungarländischen Deutschen der Wunsch breitmachte, sich einen eigenen «nationalen Markt» zu schaffen. Dieser Wunsch konkretisierte sich bei Röser zu Plänen, sich

bei der Geldbeschaffung sowie beim Zwischenhandel durch den Aufbau eines schwäbischen Genossenschaftswesens auf eigene Füße zu stellen.⁸⁴

Siebenbürgisch-sächsischem und reichsdeutschem Vorbild folgend, rief er seit 1908 zahlreiche Raiffeisenvereine nach vorher ausgearbeiteten Statuten ins Leben. Bis 1913 entstand ein Netz von zwölf landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaften, das zuletzt neben dem Banat auch die Batschka und Westungarn einbezog. Im Mai 1910 bildete sich schliesslich als Dachverband die Raiffeisen-Zentrale A.G. in Temeswar. Als Geldverleihstelle und Zentrale für Bezugs- und Absatzgeschäfte war sie für eine halbwegs autonome schwäbische Wirtschaft künftig unentbehrlich. Für den Zusammenhalt der Mitglieder und den entsprechenden Informationsaustausch sorgte ein eigenes Fachblatt, der «Raiffeisenbote für Südungarn».

Doch den nötigen nationalen Gemeinsinn unter den schwäbischen Landwirten zu wecken, erwies sich als eine sehr schwierige Aufgabe. Die Gründung der Raiffeisenzentrale mit den angegliederten zwölf Genossenschaften bezeichnete daher einen tiefen Einschnitt in die schwäbische Wirtschaftsgeschichte: arbeitete sie gewinnbringend, gelang es ihr, die Überlegenheit des Prinzips «Einer für alle, alle für einen» überzeugend durchzusetzen, würde sie auch die eigenbrötlerischen schwäbischen Bauern für den Genossenschaftsgedanken gewinnen.

Die nur punktuell fassbaren weiteren wirtschaftlichen Leistungen lassen den Gesamtzug erkennen, nach und nach eine nationale Wirtschaftsbasis zu erarbeiten: die Raiffeisenzentrale, die Parzellierung angekaufter Güter in Verbindung mit systematischen Siedlungsaktionen⁸⁵, die wirtschaftliche Verselbständigung der wichtigsten Presseorgane, die direkten landwirtschaftlichen und industriellen Handelsbeziehungen zum Deutschen Reich und vor allem die Gründung des «Deutschen Bauernbundes aus den Ländern der ungarischen Krone» 1913 in Budapest, der den Versuch darstellte, das schwäbische Bauerntum auf völkischer Basis zu organisieren. Er stand unter der Leitung Rösers, der dem Bund in der «Agricola, Landwirtschaftliche Genossenschaft als Konsumverein» ein Aktionszentrum schuf.⁸⁶

e) Die Bewährungsphase der deutschen Bewegung

Gerade zu der Zeit, als die UDVP auf den Plan trat und ihre Propagandaaktionen die ungarländischen Deutschen mobilisieren sollten, verschärfte die Unterlassung der versprochenen Wahlrechtsreform und der Erlass des Apponyischen Schulgesetzes 1907 den nationalen Kampf zwischen ungarischer Regierung und Nationalitäten.

Obwohl sie bei den anschliessenden Reichstagswahlen 1910 keinen ihrer sechs Kandidaten durchbrachte, konnte sie sich nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch deutlich festigen. Den deutschbewussten Lesern standen jetzt zehn Zeitungen und eine Zeitschrift zur Verfügung, deutschungarische Volksbildungsvereine bildeten sich mancherorts, das deutsche Theater lebte wieder auf, vor allem gelang der Ausbau der Parteiorganisation auf 60 feste Ortsgruppenorganisationen mit über 10'000 Mitgliedern im Jahre 1912. Nachdem sich überall wieder deutsches Leben zu rühren begann, erlangte in 34 ungarndeutschen Ortschaften entweder eine kommunale Institution wieder eine deutsche Mehrheit oder konnten sie die übergeordneten Behörden nur durch gesetzeswidrige Massnahmen verhindern.

Als Krönung dieser nationalen Rückbesinnung gab sich die deutsche Bewegung im «Deutsch-ungarischen Kulturrat» 1911 in Wien eine in lockerer Form organisierte «Kommandozentrale», die hier, von Druckmassnahmen der ungarischen Regierung abgeschirmt, planvoll arbeiten

konnte. Unter Führung Adam Müller-Guttenbrunns gehörten ihr alle Sprecher der deutschen Bewegung an, zu allen wichtigen deutschen und österreichischen völkischen Institutionen unterhielt sie Beziehungen. In erster Linie um die Heranbildung einer jungen schwäbischen Führungsschicht bemüht, nahm sich der Kulturrat aller wichtigen Fragen des ungarländischen Deutschtums an.

Diese schwäbische Führungsmannschaft ergänzte sich aus den sächsischen Reichstagsabgeordneten Wilhelm Kopony (1868-1939) und Rudolf Brandsch (1880-1953), die als konsequente Verfechter des Gedankens von der «Ungarndeutschen Gemeinbürgerschaft» 1913 aus der sächsischen Fraktion der ungarischen Regierungspartei austraten. Schliesslich schloss sich die UDVP der «Karpatendeutschen Bewegung» Raimund Friedrich Kaindls (1866-1930) an, die sich als Dachverband der deutschen Schutzvereine im Karpatenraum betrachtete und sich um eine Koordinierung aller notwendigen Kultur- und Wirtschaftsaufgaben zur Wahrung des deutschnationalen Besitzstandes gegenüber ethnischen Nachbarn und Rivalen bemühte. Auf ihren vier Jahrestagungen 1911-1914 in Czernowitz/Bukowina, Ruma/Slawonien, Wien und Biala/Galizien, machtvollen Kundgebungen der Verbundenheit aller karpatendeutschen Volksgruppen, spielten die UDVP-Vertreter stets eine massgebende Rolle.

Die Idee von der «Ungarndeutschen Gemeinbürgerschaft» machten sich auch die Deutschen im benachbarten Slawonien und Syrmien, Regionen des innerhalb der ungarischen Reichshälfte autonomen Kroatien, zu eigen. Die sich hier ebenfalls formierende deutsche Sammlungsbewegung orientierte sich am «ungarndeutschen Modell»⁸⁷. Während «sich das noch nach der Jahrhundertmitte bedeutsame Bürgertum einer Reihe grösserer slawonischer und kroatischer Städte – wie es schien, unaufhaltsam – kroatisierte, entstand aus der wohlhabenden Schicht von Ost-syrmien bauerlicher Bevölkerung ein neues, als politische Führungsgruppe der deutschen Bauern geeignetes Bürgertum.»⁸⁸

Ähnlich wie kurz zuvor jenseits der Donau begann die Bewegung mit der Ende 1903 in Ruma gegründeten Zeitung «Deutsches Volksblatt für Syrmien». Mit Hilfe dieses Informations- und Agitationsinstrumentes beteiligten sich deutschbewusste Kandidaten an Landtags- und Kommunalwahlkämpfen. Die Bewegung zog immer weitere Kreise, ergriff Massnahmen zur wirtschaftlichen und kulturellen Selbstorganisation sowie zur Abwehr der Assimilation. Sie mündete schliesslich in einen Schutzverein, den «Bund der Deutschen in Kroatien und Slawonien», der sich am 28. September 1913 in Ruma, dem Hauptort der Bewegung, formierte. An seiner Spitze standen Josef Schmee, Paul Kraft, Ferdinand Lindner und andere. Das Hauptverdienst an dieser günstigen Entwicklung fällt allerdings Ferdinand Riester (1846-1911), dem Bürgermeister von Ruma zu, der seit 1906 als Mitglied des kroatischen Landtages und seit 1911 des ungarischen Reichstages (als Delegierter) Ansehen und Einfluss für seine Landsleute zur Geltung bringen konnte.

Die wohl grössten politischen Möglichkeiten eröffneten sich dem ungarländischen Deutschtum aus der Berufung Edmund Steinackers in den Belvedere-Kreis des Thronfolgers Franz Ferdinand. Jener gehörte nicht zu den Männern, die als Fachmann hin und wieder einmal um ihr Urteil ersucht wurden, sondern er hatte als Spezialist für alle Ungarn betreffenden Fragen einen nachhaltigen Einfluss auf den künftigen österreichischen Kaiser. Als Verfasser des Thronbesteigungsmanifests für den Fall des Ablebens des im Frühjahr 1914 schwer erkrankten Kaisers Franz Joseph durfte er sogar als einer der aussichtsreichsten Kandidaten für ein führendes Amt in Ungarn gelten. Für das ungarländische Deutschtum wurde diese Vertrauensstellung insofern bedeutsam, als Steinacker im Auftrag des Thronfolgers 1912 eine für die Durchführung des allgemeinen Wahlrechts in Ungarn günstige Wahlkreiseinteilung vornahm. Dabei sollte das Deutschtum in einer Weise zur Geltung kommen, dass es im ungarischen Parlament zwischen Magyaren und Nationalitäten das Zünglein an der Waage bildete.

Wie die Entwicklung nach 1900 zeigt, bot der deutsch besiedelte Süden Ungarns die weitaus günstigsten Voraussetzungen für eine tragfähige und belastbare deutsche Bewegung. Hier gelang es der UDVP, eine verhältnismässig breite Bevölkerungsschicht zum Anschluss zu bewegen und ein recht dichtes Ortsgruppennetz aufzubauen. Bereits 1907 griff die Bewegung nach Westungarn über und weitete sich dann auf die Schwäbische Türkei, wo ein deutsch eingestellter Bauernverein wirkte⁸⁹, auf Oberungarn und die Budapester Gegend aus. Der Gedanke von der «ungarndeutschen Gemeinbürgerschaft», der auch die Siebenbürger Sachsen einschloss, zog immer weitere Kreise.

Wegen des harten Einschreitens der Behörden, die die deutsche Bewegung über Versammlungsverbote, Presseprozesse, Unterbindung kultureller Vereinsgründungen und die Summierung aller Spielarten der Willkür bei ungarischen Wahlen an der Entfaltung hinderte, geben die Wahlergebnisse kein Spiegelbild der tatsächlichen Verhältnisse.

Daher täuscht das äussere Bild über die wahre innere Stärke dieser vom Bauerntum Südungarns getragenen Bewegung hinweg. Sie konnte sich zwar nur mit Hilfgeldern des ADV und DSV über manche Schwierigkeit hinweghelfen, behauptete aber stets ihre Eigenständigkeit und stand kurz vor Kriegsausbruch davor, breite Schichten des gesamten ungarländischen Deutschtums zu erobern. Damit war sie aus sich lebensfähig und entwickelte eine gewisse Eigendynamik.

f) Die Donauschwaben im Ersten Weltkrieg

Als Österreich am 28. Juli 1914 an Serbien den Krieg erklärte und damit der Erste Weltkrieg ausbrach, folgten die schwäbischen Soldaten voller Patriotismus und ehrlicher Empörung gegen Serbien und Russland ihrer Einberufung. Trotz Unkenntnis der Kriegshintergründe und einer teilweise distanzierten Einstellung zum ungarischen Staat stand ihre Loyalität zu Kaiser und Vaterland ausser Zweifel.

Sie leisteten ihren Kriegsdienst in den Verbänden des k. k. Heeres und bei der ungarischen Landwehr (Honvéd) an allen Fronten. Allenthalben lobten ihre militärischen Dienstvorgesetzten ihre Zuverlässigkeit, Einsatzbereitschaft, Zähigkeit und Tapferkeit⁹⁰. Ihre besondere Bewährungsprobe legten sie ab, als immer mehr slawische Verbände desertierten und dadurch ganze Frontabschnitte in Gefahr gerieten: dank ihrer absoluten Zuverlässigkeit und nie erlahmenden Einsatzbereitschaft setzte sie die Heeresleitung mit Vorliebe gerade an diesen heiklen Stellen ein.

Eine ungeahnt günstige Wirkung hatte das Kriegserlebnis für die donauschwäbischen Soldaten in volkspolitischer Hinsicht. Sie begegneten den Angehörigen verschiedener Völker, erlebten ihre Unzufriedenheit mit dem Vielvölkerstaat und wurden auch mit der feindlichen Propaganda konfrontiert: sie lernten zu vergleichen, abzuwägen, die eigene Stellung zu überdenken. Am mächtigsten ergriff sie aber die Berührung mit österreichischen und deutschen Soldaten im gemeinsamen Kampf. Sie bewunderten die Machtentfaltung der Deutschen, die den stärksten Staaten der Welt trotzten, und erlebten die für sie erstaunliche Tatsache, dass sie überall, wohin sie es auch verschlug, auf Deutsche trafen: in Polen, Rumänien und Russland; und dass diese sich innerhalb ihres Umfeldes stets als ausserordentlich tüchtig und fortschrittlich erwiesen.

Diese Erfahrung verdrängte bei vielen ein latent vorhandenes Minderwertigkeitsgefühl, hatten sie doch in Ungarn immer wieder hören müssen, wie dumm und rückständig die Schwaben seien und wie gross dagegen das magyarische Volk. Die Friedens- und Kriegsleistungen der Deutschen, die sie mit eigenen Augen verfolgen konnten, sprachen eine andere Sprache. Tausenden von ihnen gingen buchstäblich erst jetzt die Augen auf, unterstützt auch von den Heimatromanen

Adam Müller-Guttenbrunn, die der schwäbische Dichter seinen kämpfenden Landsleuten in mehreren Versandaktionen an die Front schickte: «Er (der Roman «Der grosse Schwabenzug», der Verf.) hat, im Verein mit den ‚Glocken der Heimat‘ Wunder gewirkt während des Krieges, Tausende Schwabenjünglinge wurden im Felde durch diese Bücher ihrem Volke wiedergewonnen. Bis ans Ende der anderen Welt, bis nach Wladiwostok erstreckte sich diese Wirkung. Hunderte Briefe bezeugen es.»⁹¹ Was also der deutschen Bewegung vor Ausbruch des Krieges nur unvollständig gelang, das bewerkstelligte das Kriegserlebnis: die biedereren unpolitischen Schwabensoldaten erwachten auf breiter Front zu nationalem Bewusstsein.

Anmerkungen

- ¹ Standardwerke zur Ansiedlungszeit sind Schönemann, Konrad: Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia. Berlin 1935 und Feldtänzer, Oskar: Joseph II. und die donauschwäbische Ansiedlung. Dokumentation der Kolonisation im Batscherland 1784-87. München 1990.
- ² Ein Joch entspricht der Fläche von 0,57 ha.
- ³ Vgl. zur bayerischen Einwanderung Majoros, Ferenc und Rill, Bernd: Bayern und die Magyaren. Die Geschichte einer elfhundertjährigen Beziehung. Regensburg 1991, S. 158.
- ⁴ Vgl. Jauss, Johann: Szegegy im ersten Jahrhundert seines Bestandes. Kula 1886. Nachdruck Göppingen-Ursenwang 1978, S. 74-78.
- ⁵ Zur Ansiedlung und Geschichte der Sathmarer Schwaben vgl. Schmied, Stefan: Heimatbuch der Sathmarer Schwaben. Wangen 1952; Hauler, Ernst: Sathmar und seine Schwaben. Eckartschriften Nr. 102, Wien 1987.
- ⁶ Vgl. hierzu Hauler, Ernst: Grosskarol – Mittelpunkt der Sathmarschwaben. In: Donauschwabenkalender 1993, Aalen 1992, S. 44-46.
- ⁷ Vgl. zur Diskussion dieses Problems Sewann, Gerhard: Siebenbürger Sachse, Ungarndeutscher, Donauschwabe? Überlegungen zur Identitätsproblematik des Deutschtums in Südosteuropa. In: Halbasien. Zeitschrift für deutsche Literatur und Kultur Südosteuropas. München 1991, S. 30-42.
- ⁸ Zu den Zahlenangaben vgl. für die Batschka: Feldtänzer, a.a.O., S. 207; für das Banat: Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa. Ausstellungskatalog hg. vom Innenministerium Baden-Württemberg. Sigmaringen 1987, S. 89; für Ofen: Greszl, Franz: Ofen-Buda. Entwicklungsgeschichte der königlichen Residenzstadt Ungarns im 18. Jahrhundert. München 1984, S. 22; Ungarn: Hambuch, Wendelin, siehe Fussnote 10.
- ⁹ Feldtänzer, a.a.O., S. 207.
- ¹⁰ Vgl. Hambuch, Wendelin: Allgemeine Lage der Ungarndeutschen 1920-1945. In: Suevia-Pannonica, Prien 1991, S. 10-21; S. 16.
- ¹¹ Vgl. dazu Roth, Erik: Die planmässig angelegten Siedlungen im Deutsch-Banater Militärgrenzbereich 1765-1821. München 1988.
- ¹² Tafferner, Anton: Quellenbuch zur donauschwäbischen Geschichte, Bd. I, München 1974, S. 251.
- ¹³ Vgl. dazu Wack, Peter: Torscha 1784-1934. Eine 150-jährige deutsche Gemeinde in Jugoslawien. Neu-Werbass 1934, S. 295-311.
- ¹⁴ Vgl. zu den donauschwäbischen Hausbauformen Brücker, Christian: Eingliederung donauschwäbischen Kulturerbes. München 1977, darin: Das donauschwäbische Bauernhaus, S. 39-44; Wack, a.a.O., S. 295-311; Mesli, Paul – Schreiber, Franz – Wildmann, Georg: Filipowa – Bild einer donauschwäbischen Gemeinde, Bd. V Familienleben. Wien 1984, S. 158-169.
- ¹⁵ Vgl. Ginder, Paul: Bäuerliche Fachwerkbauten in den deutschen Siedlungsgebieten Südungarns 1830-1930. Manuskript 1990, demnächst im Druck, S. 4.
- ¹⁶ Vgl. Haltmayer, Josef: Kirchenbau und Kirchenkunst bei den Donauschwaben. In: Gerhardsbote Nr. 11, Stuttgart 1992, S. 72-74; zitiert nach Haltmayer, Kirchenbau, S. 73.
- ¹⁷ Weissbarth, Johannes: Unsere Kirchen in Kunst- und Baugeschichte. In: Gerhardsbote Nr. 11, Stuttgart 1968.
- ¹⁸ Vgl. hierzu und zum folgenden Dammang, Andreas: Die deutsche Landwirtschaft im Banat und in der Batschka. Novisad/Neusatz 1931, S. 39ff.
- ¹⁹ Jauss, Johann: Szegegy im ersten Jahrhundert seines Bestandes. Kula 1886. Nachdruck Göppingen Ursenwang 1978, S. 99.
- ²⁰ Vgl. Holl, Georg: Zur Landwirtschaft in Wudigess. In: Wudigess/Budakeszi, hg. von der Budakesser Gemeinschaft, Stuttgart 1986, S. 170-186; S. 170.
- ²¹ Gruda, Eugen: Ethnographisch-topographische Beschreibung von Filipowa aus dem Jahre 1859. In: Mesliu, a. a. a. O., Bd. II, S. 29-51; S. 40.
- ²² Gruda, a. a. O., S. 40 und Wack, Torscha, S. 497.
- ²³ Vgl. Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800-1866. München 1987, S. 154.
- ²⁴ Vgl. über das Handwerk bei den Donauschwaben Gehl, Hans: Handwerk und Blaudruck bei den Donauschwaben. In: Südostdeutsches Archiv, München 1989/90, S. 159-211 und Wack, Torscha, a. a. O., S. 65-70; Manherz, Karl: Das ungarndeutsche Handwerk. In: Suevia-Pannonica 1984, Prien, S. 7-17.
- ²⁵ Senz, Josef: Apatiner Heimatbuch, Straubing 1966, S. 338f.

- ²⁶ Vgl. dazu Weber-Kellermann, Ingeborg: Die Rolle der Frau beim Akkulturationsprozeß in einer gemischtsprachigen Siedlung Ungarns (1962). In: Dies.: Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn. Frankfurt/Main 1978, S. 315–325.
- ²⁷ Vgl. Schwob, Anton: Wege und Formen des Sprachausgleichs in neuzeitlichen ost- und südostdeutschen Sprachinseln. München 1971.
- ²⁸ Im Wortlaut bei Petri, Anton Peter: Josef Novak und die Bittschriften an den Kaiser. Kleine Südostreihe, H. 5, München 1963, S. 19–24.
- ²⁹ Der Begriff »Deutschungar« oder »deutschungarisch« wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts politisch, nämlich im Sinne der Hungarus-Konzeption gebraucht. Der Begriff selbst wurde erstmals 1641 vom Käsmarker Bürger David Frölich im Sinne einer staatlich-geographischen Zugehörigkeit verwendet. Vgl. dazu Béla Pukánszky »Deutschungar«. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter 3, 1931, S. 51–91.
- ³⁰ Die Zahlen stammen aus Deák, Ernö: Das Städtewesen der Länder der ungarischen Krone (1780–1918), Bd. II, Wien 1989.
- ³¹ Vgl. zur Wirtschaft Budapests Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Bd. I, Breslau 1934; Offergeld, W.: Grundlagen und Ursachen der industriellen Entwicklung Ungarns. Jena 1914; zur allgemeinen Entwicklung Deák, Ernö: Das Städtewesen der Länder der ungarischen Krone, Bd. II, S. 239–248.
- ³² Zur Entwicklung Temeswars vgl. Deák, Ernö: a. a. O., S. 311–317; Preyer, Johann N.: Monographie der königlichen Freistadt Temesvar, Temesvar 1853 und Barát, Armin: Die königliche Freistadt Temesvár. Eine monographische Skizze, Temesvar 1902.
- ³³ Vgl. hierzu Petri, Anton Peter: Die katholische Normalschule in Temeschwar/Banat. (1775–1844), München 1980.
- ³⁴ Zur wirtschaftlichen Entwicklung Fünfkirchens vgl. Rúzsás, Lajos: Wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Pécs von der rechtlichen Befreiung 1780 bis zum Ende des 1. Weltkrieges. In: Tanulmányok Pécs város történéből, Pécs 1982; ferner Haas, Michael: Baranya. Pécs 1845.
- ³⁵ Steinacker, Ruprecht: Eduard Glatz, der Sprecher des deutschen Bürgertums in Ungarn vor 1848. München 1964, S. 15.
- ³⁶ Zur Assimilierung der deutschen Intelligenz und zum deutschbetonten Schrifttum vgl. Pukánszky, Béla: Deutsches und ungarisches Schrifttum im Vormärz. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter, 5. Jgg. 1934, S. 33–54.
- ³⁷ Zu Eduard Glatz vgl. Steinacker, Ruprecht: Eduard Glatz, a. a. O.
- ³⁸ Vgl. Kessler, Dieter: Der Erdfleck zwischen Donau, Theiß und Marosch. Notizen zu Karl Wilhelm von Martini (1821–1885). München 1987.
- ³⁹ Zu Heckenast vgl. Zimmermann, Bernhard, H.: Gustav Heckenast (1811–1878). Ein Treuhänder zwischen Literatur und Musik. In: Archiv der Suevia-Pannonica, Heidelberg 1977/78, S. 108–113; Skroch, J.: Stifter und Heckenast, Dissertation Wien 1946.
- ⁴⁰ Zu Semmelweis vgl. Koerting, Walther: Ignaz Philipp Semmelweis (1818–1865). In: I. Ph. Semmelweis. Der siegreiche Kämpfer um das Leben der Mütter. München 1965, S. 23–38; Diplich, Hans: Ignaz Philipp Semmelweis. In: Ders.: Essay. Beiträge zur Kulturgeschichte der Donauschwaben. Homburg/Saar, 1975, S. 36–40.
- ⁴¹ Koerting, a. a. O., S. 29.
- ⁴² Zu Lenau vgl. Diplich, Hans, Essay, a. a. O., S. 59–67; Klein, Karl Kurt: Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland. Leipzig 1939, S. 164ff.; Martens, Wolfgang: Nikolaus Lenau.
- ⁴³ Niendorf, Emma: Lenau in Schwaben.
- ⁴⁴ Nach Steinacker, Ruprecht: Eduard Glatz, a. a. O., S. 34f.
- ⁴⁵ Nach Folberth, Otto: Der Prozeß Stephan Ludwig Roth, Graz 1959, S. 260ff.
- ⁴⁶ Steinacker, Edmund: Lebenserinnerungen, München 1937, S. 5 und 8.
- ⁴⁷ Vgl. hierzu Lades, Hans: Die Nationalitäten im Karpatenraum, Wien 1941. S. 129ff.
- ⁴⁸ Denkschrift des Franz von Vaghy an Graf von Stadion, siehe Lades, ebenda, S. 156.
- ⁴⁹ Vgl. hierzu auch Senz, Ingomar: Deutschungarisches Bürgertum und Magyarisierung im 19. Jahrhundert. In: Entwicklung und Erbe des donauschwäbischen Volksstammes. München 1982, S. 85–103.
- ⁵⁰ Siehe »Die Bogaroscher Schwabenpetition« in: Heimatbuch der Donauschwaben, München 1958, S. 108–111; über die Petition vgl. Petri, Anton Peter: Josef Novak und die Bittschriften an den Kaiser, München 1963.
- ⁵¹ Vgl. Petri, Anton Peter: Auch die Deutschen in der Batschka verfaßten Petitionen an den Kaiser. In: Der Donauschwabe Nr. 45/48, 1963.

- ⁵² So geht wohl das einzige deutsche Buch, das 1873 in der von Maria Theresia bereits 1755 konzessionierten Druckerei gedruckt wurde, »Erbauliche Lieder für das katholische Landvolk« auf seine Initiative zurück. Vgl. Hauler, Ernst: a. a. O. S. 45.
- ⁵³ Vgl. Steinacker, Harold: Die geschichtlichen Voraussetzungen des österreichischen Nationalitätenproblems. In: *Austro-Hungarica*, München 1963, S. 186–240; S. 226.
- ⁵⁴ Vgl. zur Ausbildung des neuen Mittelstandes Hanak, Peter: Ungarn in der Donaumonarchie. Wien, München, Budapest 1984, S. 281–319.
- ⁵⁵ Müller-Langenthal, Friedrich: Neuzeitliche Gewerbeentwicklung und gewerblicher Nachwuchs bei den Deutschen in Ungarn. In: *Der Panther*, Deutsche Monatsschrift, Mai 1916, S. 558–573; S. 561.
- ⁵⁶ Vgl. Farkas, Julius von: *Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes 1867–1914*. Berlin 1940, S. 28.
- ⁵⁷ Katus, Laszlo: Die Magyaren. In: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Bd. III, Wien 1980, S. 410–488; S. 432.
- ⁵⁸ Gratz, Gustav: Lebenserinnerungen, S. 359; zitiert nach Schödl, Günter: *Trianon-Ungarn und deutsche Minderheitenpolitik*. Südostdeutsches Archiv, München 1984, S. 139–151.
- ⁵⁹ Kronfuss, Wilhelm: *Der Donauschwabe und seine Kultur*. In: *Der Donauschwabe und sein geistiges Profil*. Wien 1968, S. 63–117; S. 84.
- ⁶⁰ Steinacker, Harold: *Der deutschungarische Katechismus*. In: *Austro-Hungarica*, München 1963, S. 298.
- ⁶¹ Gogolák, Ludwig von: *Das Problem der Assimilation in Ungarn in der Zeit von 1790–1918*. In: *Südostdeutsches Archiv IX*, München 1966, S. 40.
- ⁶² Vgl. dazu Vormeng, Karl: *Geschichte des Allgemeinen Deutschen Schulvereins*. Schriften des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Heft 2, 1900.
- ⁶³ Vgl. dazu Binal, Wolfgang: *Deutschsprachiges Theater in Budapest*. Von den Anfängen bis zum Brand in der Wollgasse. Wien 1972; Senz, Ingomar: *Zwischen Musentempel und Schaubude – Glanz und Elend des Deutschen Theaters in Pest*. In: Heinz, Franz (Red.): *Der gemeinsame Weg 57*, Bonn 1990, S. 44–47.
- ⁶⁴ Vgl. Barkmann Emma: *Torscha. Eine volksdeutsche Siedlung in der jugoslawischen Batschka*. Berlin 1942, S. 39.
- ⁶⁵ Barkmann, a. a. O., S. 95.
- ⁶⁶ Vgl. Wack, Peter: a. a. O., S. 497.
- ⁶⁷ Vgl. Bruckmüller, Ernst: *Die Entwicklung der Landwirtschaft zwischen etwa 1880 und 1916*. In: *Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs*, 2. Teil Beiträge. Wien 1987, S. 51–60; S. 54.
- ⁶⁸ Ein Joch Feld kostete im schwäbischen Hauptsiedlungsgebiet um die Jahrhundertwende etwa 200–250 Kronen, stieg aber dann während der Hauptauswanderungszeit, als die Nachfrage nach Feld gewaltig stieg, auf ca. 500 Kronen. In den Gemarkungen andersnationaler Nachbargemeinden kostete es oft nur die Hälfte.
- ⁶⁹ Vgl. Windisch, Eva: *Die Entstehung der Voraussetzungen für die deutsche Nationalitätenbewegung in Ungarn in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts*. In: *Acta Historica XI* (1965), Budapest, S. 3–56; S. 44f. Ferner zur Auswanderung Senz, Ingomar: *Die nationale Bewegung der ungarländischen Deutschen vor dem Ersten Weltkrieg*. München 1977, S. 135–138.
- ⁷⁰ Zur sozialen Differenzierung Senz, Ingomar, *Nationale Bewegung*, a. a. O., S. 50–56.
- ⁷¹ Vgl. dazu Scotus, Viator (Seton-Watson, R. W.): *Ungarische Wahlen*. Leipzig 1912
- ⁷² Siehe Senz, Ingomar, *Die nationale Bewegung*, a. a. O., S. 54.
- ⁷³ Vgl. dazu Schödl, Günter: *Alldeutscher Verband und deutsche Minderheitenpolitik in Ungarn 1890–1914*. Frankfurt/Main, Bern, Las Vegas 1978 und Senz, Ingomar: *Die nationale Bewegung*, a. a. O.
- ⁷⁴ Steinacker, Edmund: *Lebenserinnerungen*, S. 139.
- ⁷⁵ Name einer Gruppe von »Jungsachsen«, die eine Zusammenarbeit zwischen Sachsen und Schwaben gegen die Magyarisierungspolitik befürworteten.
- ⁷⁶ Cramer und Korn wurden dabei gesetzeswidrig aus ihren Heimatorten ausgewiesen und mußten sich in Deutschland einen neuen Wirkungskreis suchen. Vgl. dazu Senz, Ingomar: *Die Preßprozesse gegen Deutsche in Ungarn um die Jahrhundertwende*. In: *Südostdeutsche Semesterblätter*, H. 15. München 1965, S. 4–25.
- ⁷⁷ Vgl. dazu den Bericht der »Frankfurter Zeitung«, nachgedruckt im »Deutschungarischen Volksfreund« Nr. 19 vom 12. 5. 1906, S. 3.
- ⁷⁸ Vgl. dazu im besonderen Senz, Ingomar: *Die nationale Bewegung*, S. 202–212.
- ⁷⁹ *Siebenbürgisch-deutsches Tagblatt* Nr. 10098 vom 12. 3. 1907.

- ⁸⁰ Vgl. zum Programm und seiner Einschätzung Schödl, Günter: Ungarns »Deutsche Bewegung« und mitteleuropäische Politik am Vorabend des Ersten Weltkrieges. In: Ders.: Formen und Grenzen des Nationalen. Erlangen 1990, S. 327–355; S. 332.
- ⁸¹ Vgl. hierzu Senz, Ingomar: Die nationale Bewegung. . . , S. 139–155.
- ⁸² Vgl. hierzu Senz, Ingomar: Die nationale Bewegung. . . , S. 155–165.
- ⁸³ Vgl. Ginder, Paul: Vom Leben und Wirken des Otto Hermann Krause (1870–1910). In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter 3, München 1992, S. 206–211.
- ⁸⁴ Vgl. dazu Senz, Ingomar: Die nationale Bewegung. . . , S. 129–135.
- ⁸⁵ Vgl. dazu Senz, Nationale Bewegung, S. 264.
- ⁸⁶ Vgl. Ginder, Paul: Johann Röser (1879–1932), ein Pionier des Raiffeisen- und Genossenschaftswesens. In: Gerhardsbote Nr. 12 vom Dezember 1992, S. 82–83; S. 83.
- ⁸⁷ Vgl. hierzu Oberkersch, Valentin: Die Deutschen in Syrmien, Slawonien, Kroatien und Bosnien. Stuttgart 1989; ferner Schödl, Günter: Varianten deutscher Nationalpolitik vor 1918. In: Südostdeutsches Archiv 1979/80, S. 104–127.
- ⁸⁸ Schödl, Varianten. . . , a. a. O., S. 125.
- ⁸⁹ Vgl. Weidlein, Johann: Ein Kampfbild des Deutschen Bauernbundes in Bonyhád/Bonhard. In: »Der Donauschwabe« vom 15. 6. 1980, S. 3 sowie Ginder, Paul: Ein verhindertes Demokratisierungsversuch im Vorkriegsungarn. Aus der Geschichte des Deutschungarischen Bauernbundes von Bonhard/Bonyhád 1908–1921. In: Suevia-Pannonica Jgg. 7 (17), Prien 1989, S. 120–138.
- ⁹⁰ Vgl. Mischung, Konrad: Ein Vermächtnis in Briefen. Salzburg 1954, S. 14.
- ⁹¹ Müller-Guttenbrunn, Adam am 15. 3. 1921. In: Briefe aus der deutschen Bewegung, hg. von Rudolf Brandsch, Temeschvar 1939, S. 84.

Teil II
Die Entwicklung der Donauschwaben
in den Nachfolgestaaten bis zum
Ende des Zweiten Weltkriegs

1. Allgemeines

Der Verlust der politischen und geographischen Einheit durch die Aufteilung auf die drei sog. Nachfolgestaaten Ungarn, Rumänien und Jugoslawien bedeutete für die Donauschwaben nicht die Preisgabe ihrer Kontinuität als Volksstamm. Eine bäuerlich geprägte und in ein nationales Gemeinschaftsgefühl erst allmählich hineinwachsende Hauptbevölkerung; ein national weitgehend indifferentes oder magyarisiertes städtisches Bürgertum; eine verhältnismässig schmale deutsche Führungsschicht vornehmlich aus den südungarischen Siedlungsgebieten; schliesslich eine schwäbische Wirtschaft, zwar zu grossen Einzelleistungen fähig, aber genossenschaftlich nur in Ansätzen organisiert – das also, was die donauschwäbische Eigenart und Struktur ausmachte, blieb erhalten und entwickelte sich in den neuen Heimatländern günstig weiter.

Die militärische Niederlage der Mittelmächte 1918 und der Zusammenbruch der Donaumonarchie ermöglichte es den Siegerstaaten, Ostmittel- bzw. Südosteuropa nach eigenen Vorstellungen neu zu ordnen. Zwischen Russland und dem Deutschen Reich entstanden als «Puffer» eine Reihe von Mittel- und Kleinstaaten angeblich nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. Doch hatte sich der amerikanische Präsident Wilson, der dieses Ordnungsprinzip ins Spiel brachte und am entschiedensten vertrat, von manchen Exilgruppen einseitig in deren Sinne beeinflussen lassen¹.

Überdies wurde das neue Ordnungsprinzip ungeachtet der Tatsache verwirklicht, dass die Völker dieser Räume sprachlich nicht klar abgegrenzt, sondern meist in Durchmischung lebten und zahlreiche Sprachinseln bildeten.

Ein friedliches, gleichberechtigtes Zusammenleben mehrerer Völker in einem Staat hätte also eines allgemeinen Minderheitenschutzes bedurft; es gelang aber auf den Friedenskonferenzen nicht, diesen zum Beschluss zu erheben und in die Statuten des neu geschaffenen Völkerbundes aufzunehmen. Keines der selbständig gewordenen Staatsvölker wollte sich nämlich durch internationale Vorschriften die eigene Souveränität beschränken lassen. Deshalb gelang es den Alliierten nur, die Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien in bilateralen Verträgen auf einen entsprechenden Minderheitenschutz zu verpflichten und diesen in den Friedensverträgen zu verankern. Das bedeutete konkret Heimatrecht und Interessenschutz der Einwohner, die sich von der Mehrheit der Bevölkerung nach Volkszugehörigkeit, Sprache und Religion unterschieden. Als die entsprechenden Staaten jedoch erkannten, dass der Völkerbund diese Verpflichtungen nicht wirksam kontrollieren konnte, nahmen sie sie nicht in ihre Verfassungen auf und wandten sie daher auch gar nicht an.

2. Das Ringen der Donauschwaben um ihre nationale Autonomie in den einzelnen Nachfolgestaaten

a) Die Donauschwaben in Trianonungarn 1918-1940

Deutsche Bevölkerung

1920 551 211 = 6,9 Prozent der ungarischen Gesamtbevölkerung
1930 478 030 = 5,5 Prozent der ungarischen Gesamtbevölkerung
1930 648 000 nach Erhebungen der Volksgruppe.

Revolutionäre Umwälzungen 1918-1920

Der Vertrag von Trianon beschränkte das alte Ungarn auf ein Drittel seines Umfangs (90 von 283 Tausend qkm) und bewirkte, dass mehr als drei Millionen Magyaren als Minderheit in fremden Staaten unmittelbar an den Grenzen zur alten Heimat leben mussten: in Rumänien vor allem, aber über eine halbe Million auch in Jugoslawien, kleinere Gruppen in der Slowakei und in Österreich. Nicht bereit, sich mit diesen Tatsachen abzufinden, setzte Ungarn nicht auf einen wirksamen Minderheitenschutz, sondern betrieb in der Zwischenkriegszeit eine mehr oder weniger offene Revisionspolitik, die es in Gegensatz zu den Staaten der «kleinen Entente» brachte, wo die Hauptgruppen seiner Minderheit lebten.

Auf der anderen Seite lehnte es sich in den dreissiger Jahren immer stärker an das nationalsozialistische Deutschland an, das für diese Partnerschaft, wie schon das kaiserliche Deutschland, bereit war, das Ungarndeutschtum seinem Schicksal, der fortschreitenden Magyarisierung, zu überlassen. Diese nahm in der Zwischenkriegszeit, sozusagen als Kompensation für die Verluste von Trianon, noch schärfere Formen als vor dem Kriege an. Das Deutschtum der ehemaligen ungarischen Reichshälfte wurde durch die politische Nachkriegsordnung auf fünf Staaten verteilt: Österreich (Westungarn, seit November/ Dezember 1921 durch eigene Volksabstimmung), Tschechoslowakei (Pressburger Deutschtum, Hauerland, Zips), Rumänien (Siebenbürgen und östliches Banat) und Jugoslawien (südliche Baranya, Batschka und Westbanat). Das bei Ungarn verbleibende Deutschtum der Schwäbischen Türkei (183'754 Menschen), der Nordbatschka und des Ungarischen Mittelgebirges (244'146 Deutsche) – eingebettet in magyarisches Siedlungsgebiet – verlor somit die wirtschaftlich fortschrittlicheren Gebiete, die kulturell wie politisch aktiveren Landsleute und vor allem das städtische Bürgertum, das mit der schwäbischen Landbevölkerung in Verbindung stand (Temeswar, Werschetz, Weisskirchen, Neusatz) und eine entscheidende Rolle bei deren Politisierung spielte. Da bei den Ungarndeutschen das Religiöse ein noch stärker ausgeprägtes Basisstrukturelement als bei den übrigen donauschwäbischen Gruppen darstellte, beeinflusste es umso nachhaltiger die gesamte Denkweise, Moral, das Brauchtum und Handeln seiner Dorfbewohner. Dementsprechend wurzelten sie stärker als ihre Landsleute in den Nachfolgestaaten und andere Nationalitäten in christlich-konservativem Geist. Ein politischer Weg, der im Gegensatz zu den anerkannten Autoritäten Staat und Kirche stand, also Bekenntnis zum Deutschtum und Entwicklung eines Volksgruppenbewusstseins, fiel ihnen daher sichtlich schwer.

Nach der militärischen Niederlage der Mittelmächte und dem Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie brach in Ungarn Ende Oktober 1918 eine bürgerlich-demokratische Revolution aus. Der erste demokratische Ministerpräsident Michael Karolyi (1875-1955) wollte Ungarn föderalistisch zu einer Art Ostschweiz umbauen mit einer Autonomie für alle im Land lebenden

Nationalitäten. Um die territoriale Einheit des Landes zu erhalten, erliess er im Januar 1919 Gesetze über die regionalen Selbstverwaltungen der Nationalitäten, darunter das «Volksgesetz über die Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes des ungarländischen deutschen Volkes».

Es machte die drei deutschen Hauptsiedlungsregionen Westungarn, Mitte (um Budapest) und Schwäbische Türkei zu Rechtsgebieten (Gauen) mit territorialer Autonomie. Dadurch erhielten die Ungarndeutschen für Gesetzgebung und Exekutive in der Rechtspflege, im Unterrichtswesen, in allen Kultur- und Kirchenangelegenheiten sowie der inneren Verwaltung die volle Selbständigkeit. Die Gesetzgebung übte in deutschen Angelegenheiten die deutsche Nationalversammlung, in mit Ungarn gemeinsamen Fragen der ungarische Reichstag aus, in dem die Deutschen ihrer Bevölkerungszahl entsprechend vertreten sein sollten. Die deutsche Exekutive bildeten das deutsche Ministerium (erster Minister Johann Junker, 1864-1922, vormals hoher Richter in Szeged) und die Gauverwaltungen.

Doch auch die Ungarndeutschen blieben in dieser Umbruchszeit nicht untätig. Nach dem Beispiel der übrigen Nationalitäten bildeten sich der «Deutsch-ungarische Volksrat» unter Führung Jakob Bleyers (1. November 1918; reklamierte nur kulturelle Rechte für die Deutschen, Verzicht auf Autonomieforderungen) und der «Deutsche Volksrat für Ungarn» (10. November 1918 unter Führung von R. Brandsch) als Nachfolger führender deutscher Vorkriegsorganisationen. Nach anfänglichen Spannungen schlossen sie sich am 1.1.1919 zum «Zentralausschuss der Deutschen Ungarns» zusammen. Das grosse Ausmass nationaler Zugeständnisse erforderte jetzt das Zusammenwirken aller Kräfte der Volksgruppe. Doch zur selben Zeit entschieden sich die Siebenbürger Sachsen für das Königreich Rumänien, und auch das Deutschtum in den nord- und süd-ungarischen Gebieten hatte keine andere Wahl, als sich mit den durch die tschechische bzw. serbische Militärbesetzung vorweggenommenen Tatsachen abzufinden.

Die ungarische Räterepublik, die im März 1919 die Volksrepublik unter Karolyi ablöste, führte die Wiederherstellung des muttersprachlichen Schulwesens und den Ausbau der regionalen Selbstverwaltung fort, das deutsche Ministerium übernahm Heinrich Kalmar. Allerdings wehrten sich die deutschen Bauern passiv, mitunter auch aktiv gegen die gewaltsame Einführung des kommunistischen Systems, ja sie waren die bereitwilligsten Helfer beim Durchmarsch der konterrevolutionären Armee. Als diese das kommunistische Regime Béla Kuns mit Hilfe französischer und rumänischer Verbände am 1. August 1919 zum Rücktritt zwang, engagierten sich beim folgenden Putsch gerade ihre Sprecher Friedrich, Haller, Schnetzer und Bleyer für die Anliegen der Konterrevolution, wobei Bleyer als Angehöriger einer konspirativen Gruppe für einen betont «christlichen Kurs» eintrat. Bis zur Machtübernahme des Generalkommandoleiters und späteren Reichsverwesers Nikolaus Horthy (1868-1957) fungierte nun Stephan Friedrich (1883-1958) als Ministerpräsident, während Bleyer bis Dezember 1920 als Nationalitätenminister wirkte.²

Jakob Bleyer und der «Ungarländische Deutsche Volkbildungsverein» (UDV)

Jakob Bleyer, 1874 in Tscheb geboren, entstammte dem Batschkaer Mittelbauerntum. Nach dem Besuch einer «guten, alten deutschen Dorfvolksschule auf dem Lande»³ geriet er zwar während seiner Gymnasialzeit in Neusatz und Kalotscha in den Sog der magyarischen Geisteswelt, bewahrte sich aber soviel Distanz, dass er seinem schwäbischen Volkstum stets verbunden blieb. Das zeigte sich bei seiner Universitätslaufbahn, als er innerhalb der Philologie der Germanistik den Vorzug gab und 1911 zum Professor für Germanistik an der Universität Budapest berufen wurde, sowie bei seinem Wirken als Politiker. Doch obwohl er offenbar das Schicksal der deutschen Bewegung seit der Jahrhundertwende – wie das Sammeln von Zeitungsberichten über sie



Abb. 19:
Jakob Bleyer

beweist – mit einer gewissen Anteilnahme verfolgt hatte, lag sein Eintritt in die Nationalitätenpolitik «*nicht auf der Linie der bisherigen deutschen Bestrebungen*»⁴. Seine politische Konzeption verlangte einen radikalen Neuanfang.

In der schicksalhaften Verbindung zwischen Deutsch- und Ungarntum erkannte er seine über allen Zweifeln stehende politische Grundmaxime. Weder selbständige deutschnationale Bestrebungen noch eine Zusammenarbeit mit anderen Minderheiten dürften diese Harmonie stören. Daher gelte es als oberstes politisches Ziel, den einheitlichen ungarischen Nationalstaat zu erhalten, weshalb dieser auch zur Ergänzung und Stärkung seines Mittelstandes auf die Einschmelzung der ungarländischen Deutschen angewiesen sei.⁵ Entsprechend gemässigt fiel sein politisches Programm aus, das er mit seiner «Christlichen Deutschen Partei», die im Januar 1920 neun Abgeordnetenmandate errang, zu verwirklichen suchte: Verzicht auf deutsche höhere Schulen; energisches Eintreten für die Wiederherstellung eines deutschen Volksschulwesens; Heranziehung einer deutschen Intelligenz, die sich für die Belange der schwäbischen Landbevölkerung einsetzt, und Verzicht auf nationalpolitische Organisationen.

Der erzwungene Rücktritt Bleyers als Nationalitätenminister markiert die Wende in der ungarischen Minderheitenpolitik der Zwischenkriegszeit. Als die Unterzeichnung des Trianoner Friedens Vertrages am 4. Juni 1920 den Verlust der umstrittenen ungarischen Grenzgebiete endgültig besiegelte, fiel auch die Möglichkeit fort, die dort lebenden Nationalitäten durch Gewährung von Selbstbestimmungsrechten vielleicht doch noch an Ungarn zu binden. Taktische Zugeständnisse erübrigten sich also, und es begann die Revisionspolitik nach dem Prinzip «alles zurück», die umso durchschlagskräftiger erschien, je eindeutiger sich Ungarn zum reinen Nationalstaat entwickelte. Alle nationalen «Errungenschaften» baute die Regierung Bethlen nach 1921 wieder ab: die Autonomie, den deutschen Sprachgebrauch in Schule, Kirche und Verwaltung, die politische Vertretung und die völkischen sowie eigenen Wirtschaftsorganisationen.

Obwohl Bleyer und andere Ungarndeutsche sich redlich um ein gutes Einvernehmen mit der ungarischen Regierung bemühten und sich in der Burgenlandfrage sogar im Ausland für den un-

garischen Standpunkt stark machten, zeigte diese nicht das geringste Verständnis für den Aufbau von deutschen Einrichtungen. Trotzdem liess sich Bleyer nicht entmutigen. 1921 gründete er das katholische «Sonntagsblatt für das deutsche Volk in Ungarn» und im Juli 1923 «nach zähen Verhandlungen und schmerzlichen Kompromissen» (Spiegel-Schmidt) seine wichtigste Organisation, den «Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein» (UDV: genehmigt am 19. September 1924). In dessen Vorstand sassen allerdings – Vorbedingung seiner Genehmigung – zur Hälfte Regierungsvertreter, die alle anfangs von Bleyer geplanten Aktionen gerade in den wichtigsten Komitaten Pest, Tolna und Baranya verhinderten, ja die Tätigkeit des Vereins in mehreren Komitaten vorübergehend sogar verbieten liessen.

In dieser schwierigen Anfangsphase gewann Bleyer jedoch unerwartet Hilfe aus dem Deutschen Reich. Die deutsche Republik gab jetzt die etatistische, auf «Kleindeutschland» bezogene Politik des Kaiserreiches auf und begann sich für das Deutschtum im Ausland mitverantwortlich zu fühlen. Gewiss brauchte sie die Unterstützung der Auslandsdeutschen, um die internationale Ächtung zu mildern, gewiss bekundete eine starke Rechtsopposition für auslandsdeutsche Anliegen mehr Interesse als für den innerdeutschen Umbruch. Dessen ungeachtet betrachteten alle Reichsregierungen der Weimarer Zeit unabhängig von den jeweiligen Koalitionen die kulturelle Förderung des Auslandsdeutschtums als ihre Aufgabe. Unterstützt wurden sie dabei von Institutionen wie «Deutscher Schutzbund», Deutsches Auslandsinstitut oder Reichsverband für das katholische Auslandsdeutschtum.⁶ Aussenminister Gustav Stresemann bezeichnete 1927 diese «Bruderhilfe» als «den schwersten, aber auch den schönsten Teil der deutschen Aussenpolitik».⁷ Auf mehrere Notrufe Bleyers hin nahm diese Förderung als finanzielle Unterstützung konkrete Formen an. Sie ging hauptsächlich vom VDA (Verein für das Deutschtum im Ausland, seit 1909 die Nachfolgeorganisation des DSV) aus, der die Gelder unter strikter Geheimhaltung über diplomatische Kurier nach Ungarn schickte und dort unter Umgehung der Devisengesetze auf dem schwarzen Markt in ungarische Währung einlösen liess. Aber auch das Auswärtige Amt war ein eifriger Geldgeber, es überwies die Fördermittel telegraphisch an die deutsche Gesandtschaft in Budapest, die sie zur geheimen Auszahlung in Pengös an eine vom UDV wohl 1929 eigens für diesen Zweck eingerichtete «Wirtschaftskanzlei» unter Leitung von Dr. Köhler weiterleitete. Als Gegenleistung informierten Bleyer und sein Mitarbeiter Guido Gündisch das Auswärtige Amt über die Praktiken der offiziellen ungarischen Politik gegenüber der deutschen Minderheit.

Die Gelder flossen dem Sonntagsblatt, den 1929 gegründeten «Deutschungarischen Heimatblättern», der «Suevia Budapestina», einem 1923 entstandenen deutschen Hochschulerverein und dem UDV zu, gingen als Stipendien an ungarndeutsche Studenten in Deutschland oder dienten der deutschen Werbearbeit in den Gemeinden.⁸ Über die Gesamtsummen gibt es keine eindeutigen Aufstellungen, ein Brief aus dem Jahre 1927 nennt als Veranschlagung des VDA 30'000 RM, im August, als die geheimen Geld Verbindungen der ungarischen Regierung bekannt wurden, spricht Gesandter Mackensen davon, dass das Auswärtige Amt 35'000 und der VDA 86'000 RM bereitgestellt hätten. Doch die ungarische Regierung, die anfangs der zwanziger Jahre in wesentlich heikleren Fällen mit rechtsextremen deutschen Gruppen zusammengearbeitet hatte (Finanzierung von Rechtsputschisten in Bayern und von österreichischen Heimwehrlern), scheute einen aufsehenerregenden Eklat, hätte doch ein solcher in den Nachfolgestaaten eine Lawine gegen die eigenen Minderheiten lostreten können, da solche Geheimzahlungen allgemein üblich waren.⁹

Dank dieser grosszügigen Hilfe aus dem Reich und der Bemühungen des Bleyer-Kreises innerhalb des UDV erhielt trotz aller Schwierigkeiten und behördlichen Schikanen von Seiten der

ungarischen Regierung das deutsche Leben wichtige Impulse: das Sonntagsblatt und der geschätzte «Deutsche Volkskalender» fanden unter den Mitgliedern der zuletzt 229 UDV-Ortsgruppen reissenden Absatz; Schwabenbälle, Wallfahrten, 80 Volksbühnen, 17 Gesangsvereine und vier Blaskapellen belebten das kulturelle Leben; verschiedene Lehrgänge und 139 Orts- sowie elf Wanderbüchereien verbesserten die Voraussetzungen der Landbevölkerung für ihre wirtschaftliche und geistige Entwicklung. Daher kann es nicht verwundern, dass sich auch ausserhalb des UDV immer mehr bedeutende Helfer für die Aktivierung des schwäbischen Volkstums fanden: die aus der Schwäbischen Türkei stammende Dichterin Ella Triebnigg-Pirkhert (1874-1938), der aus der Zips stammende Schriftsteller Friedrich Lam, Mathes Nitsch vom Heideboden, der Domherr Johannes Huber aus Ödenburg, Ludwig Leber aus Grossturnwall und vor allem der Redakteur Johann Faul-Farkas (1885-1945) aus Schambeck. Sogar auf wissenschaftlichem Gebiet gelang jetzt Richtungsweisendes: Bleyer gab seit 1929 die «Deutschungarischen Heimatblätter» heraus, ein Forum für die gesamte südostdeutsche Forschung, und von der Universität Budapest gingen wichtige Impulse des Literaturhistorikers Béla Pukánszky, des Volkskundlers Elmar von Schwartz, des Sprachforschers Heinrich Schmidt und des Bleyer-Assistenten Eugen Bonomi aus.¹⁰

Trotz dieses unverkennbaren Aufschwungs erreichte die UDV-Ortsgruppenorganisierung die deutsche Bevölkerung nur unvollkommen. Die grösste Organisationsdichte gelang in den Gebieten östlich der Donau mit 40 Ortsgruppen bei 41 deutschen Mehrheitsgemeinden, gefolgt von Nordwestungarn mit 29 Ortsgruppen in 31 deutschen Mehrheitsgemeinden, offenbar einem «Diasporaeffekt» zuzuschreiben; vernichtend fällt jedoch die Bilanz für die deutschen Hauptsiedlungsgebiete im südlichen Transdanubien aus: hier erfasste der UDV nur 37 Prozent aller in Frage kommenden Dörfer.¹¹ Ausschlaggebend für diese geringen Erfolge war offenbar dessen geringer praktischer Einsatz auf dem Lande. Das Vereinsleben erschöpfte sich in ein oder zwei Jahresversammlungen, in denen man Fortschritte in der Landwirtschaft hervorhob, aber schulische oder kulturelle Angelegenheiten völlig aussparte. Diese Gleichgültigkeit gegenüber den Interessen der deutschen Bevölkerung ging vom UDV-Vorsitzenden Gustav Gratz und seinen Gesinnungsfreunden aus, die im Auftrag der Regierung den Vizepräsidenten Bleyer mit seiner Mannschaft ständig überspielten.¹²

Auch im entscheidenden Bereich, dem Volksschulwesen, kam man nicht voran. Die Durchführungsverordnung vom August 1923 verlangte die Bildung von drei Schultypen: den Typ A, eine Schule mit der Unterrichtssprache der Minderheit, in der die ungarische Sprache Pflichtgegenstand ist; den Typ B, eine Schule mit gemischter Unterrichtssprache; zuletzt den Typ C, eine Schule mit ungarischer Unterrichtssprache, in der die Minderheitensprache ein ordentliches Pflichtfach ist. Die Differenzierung von Schultypen in Abhängigkeit von demographischen Faktoren bot den ungarischen Behörden die Möglichkeit, die Bedingungen so zu setzen, dass das gewünschte Ergebnis, die Zurückdrängung des Deutschen, auf formal-juristisch korrektem Wege zustandekam. Trotz der Bestimmung, dass in Gemeinden mit 40 Prozent schulpflichtigen deutschen Kindern die Festlegung des Schultyps der Elternversammlung zustehe, unterbanden dies die Stadt- und Gemeindebehörden¹³ und sorgten in der Regel für die Wahl des C-Typs.

Im Schuljahr 1932/33 arbeiteten von 448 deutschen Nationalitätenschulen 46 nach A, 139 nach B und 263 nach C¹⁴. Der qualitativ ungünstigste, aber am meisten verbreitete C-Typ bot höchstens fünf bis sechs Wochenstunden Unterricht in Deutsch an, in der Praxis kamen jedoch wegen des grossen Mangels an deutschsprachigen Lehrern nur zwei bis drei Wochenstunden zustande. Bei 1,2 Prozent deutscher Mittelschul- und lediglich 0,3 Prozent Hochschulabsolventen in Un-

garn gab es 1923 nur 101, 1936 bloss noch 95 Lehrer deutscher Muttersprache. Doch nur vier von ihnen unterrichteten an Minderheitenschulen, für die ein Bedarf von 1'400 Lehrern vorlag.¹⁵ Die Zurückdrängung der deutschen Sprache in den Schulen war so erfolgreich, dass nach den Worten Bleyers ca. 70 Prozent der deutschen Schulentlassenen weder deutsch schreiben oder lesen konnten und 90 Prozent der deutschen Mittelschulabsolventen unfähig waren, einen deutschen Brief zu schreiben oder auch nur einen fehlerlosen deutschen Satz zu bilden. Letztere waren bereits auf 7'005 Personen geschrumpft, lediglich 1,5 Prozent des Deutschtums in Ungarn, während 15-20 Prozent der ungarischen Intelligenz einen deutschen Namen trug.¹⁶ Begleitet wurde diese militante Schulpolitik von einer grossangelegten Aktion zur Magyarisierung deutscher Familiennamen. Militär, Sportvereine und Polizei waren nur für Bürger magyarischen Namens zugänglich, genauso verhielt sich die Lehrerschaft und das Staatsbahnwesen. Die allgemeine Propaganda zur magyarischen Namensumbenennung hinterliess einen unwiderstehlichen Sog, dem allein im Jahre 1934 100'000 Personen nachgaben, nachdem sich bis 1931 ohnedies bereits 100'000 Deutsche assimiliert hatten.

Ein derartiger Niedergang des Deutschtums war für Bleyer, den geschäftsführenden Vizepräsidenten des UDV, untragbar. Angesichts der Haltung der neuen Regierung Gömbös, der als alter Freund Hitlers von den Nationalsozialisten stärkere Deckung für eine härtere Gangart gegen die Ungarndeutschen erwartete, durchlebte er in den Jahren 1931/32 eine persönliche Krise und zog in einem Brief an seinen Vorsitzenden Gustav Gratz vom 6. August 1932 schonungslos Bilanz. Da keine Aussicht bestehe, dass die ungarische Regierung von sich aus die Nationalitätenfrage löse, gebe es für das Ungarndeutschtum nur zwei Wege: den der endgültigen Assimilation oder die Hoffnung auf die – nicht ungefährliche – Unterstützung durch das Deutsche Reich. Diese sei bisher allerdings in der notwendigen Form ausgeblieben. Die 15 Jahre von ihm vertretene Politik habe in eine Sackgasse geführt.¹⁷

Persönliche Krise und Bilanz von Bleyer gingen einher mit einer Tendenz zur Radikalisierung innerhalb des UDV, für die Bleyer nunmehr Verständnis aufbrachte. Da Gratz diesen neuen Kurs als Regierungsvertreter im UDV nicht billigen konnte, trat er auf der Hauptversammlung des Vereins von seinem Vorsitz zurück, nahm diesen aber im Sommer 1934 nach Aufforderung von Ministerpräsident Gömbös wieder an. Der seit spätestens 1932 schwelende Richtungsstreit innerhalb des UDV drang erst nach Bleyers Tod im Dezember 1933 voll an die Öffentlichkeit und verquickte sich nun mit dem Kampf um dessen Nachfolge. In diesem Zusammenhang gelang es Gratz im Juni 1935, ein einseitiges Gerichtsurteil gegen den «Radikalen» Basch geschickt auszunutzen, zunächst seinen Generalsekretär und danach dessen engeren Mitarbeiterkreis satzungswidrig aus dem Verein hinauszudrängen. Der Verein war dadurch unter der Führung von Gratz und des Basch-Nachfolgers Ladislaus Pintér (vormals Binder) als Generalsekretär zu einer ausschliesslich regierungshörigen Organisation geworden.¹⁸ Der einzige Faktor, der für die Ungarndeutschen in der Landespolitik während der zwanziger und beginnenden dreissiger Jahre eine Rolle spielte, war die Sozialdemokratie mit ihren 70-80'000 deutschen Mitgliedern. Sie distanzierte sich zwar öffentlich von der Politik Bleyers, setzte sich aber für die berechtigten Anliegen der Ungarndeutschen ein, vor allem für ihr Recht auf die deutsche Sprache.¹⁹

Die «Volksdeutschen Kameradschaft»

Den Ausschluss Franz Baschs (1901-1946) und seines engeren Anhängerkreises aus dem UDV schreiben viele der «Radikalisierung» dieser Gruppe oder ihrer starken Angleichung an den Nationalsozialismus zu. Gewiss drängten die damaligen Zeitumstände im Gefolge der Weltwirtschaftskrise wie Chauvinismus, Existenzangst und politische Radikalisierung gemässigte Pro-



Abb. 20: Franz Basch (1901-1946), deutscher Volksgruppenführer in Ungarn

gramme wie das von Bleyer in den Hintergrund; gleichzeitig förderte sie auch unter der im Ungarndeutschtum jetzt dominierenden Klein- und Mittelbauernschicht die Bereitschaft zu einer nationalen Sammlungsbewegung.

Doch viele Fakten weisen darauf hin, dass der menschliche Anteil an der nun einsetzenden Umorientierung den Ausschlag gab. Die Gruppe um Basch, die nach Bleyers Tod stärker hervortrat, setzte sich aus der Generation um 1900 zusammen, war also noch vom «Fronterlebnis» geprägt. «Völkisches Erwachen», «Volksgemeinschaft» und «Volksgruppe» als Körperschaft bedeutete für sie nicht graue Theorie, sondern tiefes seelisches Erlebnis, wie sie es noch während des Ersten Weltkriegs selbst erfahren hatte. Nicht das Wort völkisch in der vom «Völkischen Beobachter» usurpierten Verzerrung war ihr Ausgangspunkt, sondern ein völkisches Denken, das den überzogenen nationalstaatlichen Ansprüchen die rein kulturelle Volkstumsautonomie gegenüberstellte.²⁰

Besonders schwierig ist in diesem Zusammenhang die Haltung von Franz Basch²¹, der kämpferischsten und schliesslich führenden Persönlichkeit des «Verbandes der Deutschen in Ungarn» (VDU), einzuschätzen. 1901 in Zürich als Sohn eines Banater Spenglermeisters und einer Schweizerin geboren, wuchs er in Hatzfeld/Banat auf, studierte nach dem Krieg in Budapest Germanistik (bei Bleyer) und Geschichte und erwarb 1927 mit einer in magyarischer Sprache geschriebenen Arbeit über den Temeswarer Politiker und Dichter Johann N. Preyer den Doktorgrad.

Von Bleyer beeinflusst, trat er 1925 als Sekretär in den Dienst des UDV und arbeitete literarisch und wissenschaftlich u.a. für den Volkskalender und die «Deutschungarischen Heimatblätter». Als ein Mann, der, zunächst in magyarischem Geist erzogen, sich sein Deutschtum erst aufgrund persönlicher Erfahrungen mühsam «erarbeiten» musste, zog er rascher und radikaler als Bleyer die Konsequenzen aus dessen «Appeasement-Politik». Daher liegt es auf einer Linie, dass er angesichts des Richtungsstreits innerhalb des UDV, der dem Tod Bleyers folgte, die Führung der konsequent deutschnationalen Richtung übernahm, zusätzlich gefördert durch die «Märtyrerrolle», die dem wegen «Schmähung der ungarischen Nation» Verurteilten²² zufiel.

Die exponierte Stellung Baschs als VDU-Vorsitzender seit 1938 und Volksgruppenführer seit 1940, seine Verbindung zur «Volksdeutschen Mittelstelle» (VOMI), die äusserst harten Verhandlungen mit der ungarischen Regierung um den Ausbau der ungarndeutschen Kulturautonomie, die im VDU ständig deutlicher hervortretende Anpassung an NS-Vokabular, NS-Geist und NS-Organisationsformen legen die Vermutung nahe, dass der Führer des Ungarndeutschtums Nationalsozialist gewesen sei.²³ Andererseits sprechen wichtige Belege gegen diese These: die langjährige Beziehung zu seiner jüdischen Geliebten²⁴, die ihn über das von ihm vertretbar gehaltene Mass hinaus dem Druck Berlins auslieferte; die Tatsache, dass diese jüdische Geliebte, trotz der nach Beanstandung von Berlin erfolgten Trennung, im späteren Landesverratsprozess für Basch aussagte; dass er weder bei Himmler noch beim Leiter des SS-Hauptamts Gottlob Berger beliebt war und beide ihn als «zu weich» einschätzten²⁵; dass sein Handlungsspielraum «fast gleich Null»²⁶ war, seine NS-Parolen daher in der Regel als leere Worthülsen gelten können und seine Handlungen zum grössten Teil von Berlin zu verantworten sind; schliesslich lassen seine insgesamt massvollen Forderungen beim Ausbau des Volksbundes während der Kriegsjahre sowie sein ständiges Treuebekenntnis zum ungarischen Staat, das ein Aussiedlungsansinnen weit von sich wies, eine so starke Bindung an ungarische Tradition erkennen, dass ein Vorrang der Volksgruppenangelegenheiten vor NS-Ideologie und politischen Zielen des Reiches glaubwürdig erscheint. Damit war Basch sicherlich Vertreter eines kämpferischen Deutschtums, bewahrte sich aber gegenüber einer reinen NS-Erfüllungspolitik eine gewisse Distanz, sei es, dass er für deren konsequente Durchführung «zu weich» war, oder sie im Rahmen seiner Möglichkeiten sabotierte; andererseits erwies er sich jedoch auch in der Endphase als «zu weich», zugunsten seiner Landsleute gegen Berlin energisch Widerstand zu leisten. Unentrinnbar zwischen die beiden Mühlsteine ungarndeutsche Dissimilation mit ihren unerfreulichen Nebenwirkungen und Erfüllungspolitik Berlin gegenüber eingezwängt, spielte er eine letztlich tragische Rolle: er, der 1945 ein sicheres Versteck in Österreich ablehnte²⁷, stellte sich konsequent seiner Verantwortung, liess sich Ende Mai 1945 verhaften und wurde im Oktober 1945 als «Kriegsverbrecher» den Magyaren ausgeliefert. Diese verurteilten ihn zum Tode und erschossen ihn am 26. Februar 1946.

In der Zeit, die dem Abschluss der «Jungtürken» folgte, arbeiteten beide Gruppen getrennt und rangen jede für sich um Anerkennung von innen und aussen. Die Mitgliederzahl des UDV sank von den 24'000 des Jahres 1932 rapide ab und betrug nach dem Ausweis seiner Generalversammlung von 1937 9963; nach einer vertraulichen Mitteilung von Gratz sollen darunter nur etwa 1'000 zahlende Mitglieder gewesen sein.²⁸

Mit Rücksicht auf das Deutsche Reich veranlasste die ungarische Regierung Baschs Amnestierung im Januar 1937 und arbeitete, nachdem zahlreiche Reichsstellen den UDV fallenliessen, künftig mit seiner Gruppe zusammen. Sie gestand der «Volksdeutschen Kameradschaft», wie sich die Gruppe um die Führungsmannschaft Richard Huss, Basch und Georg Goldschmidt jetzt nannte, eine legale Organisationsform zu und gestattete im November 1938 die Gründung des «Volksbundes der Deutschen in Ungarn».

Der Gesinnungswandel der ungarischen Regierung erfolgte aus mehreren Ursachen.²⁹ Die 1938 erfolgende Aufwertung der VOMI zu einer Institution, die sich ideologisch und materiell um die deutschen Minderheiten im Ausland zu kümmern hatte, verhalf dank seiner engen Kontakte zu ihr auch dem ungarndeutschen Volkstumsführer zu höherem Ansehen bei der ungarischen Regierung. Der Anschluss Österreichs und des Sudetenlandes im März und September 1938 machte Deutschland zum unmittelbaren Nachbarn Ungarns. Diese neue Situation verstärkte seinen Einfluss auf Südosteuropa wesentlich: wickelten sich die Beziehungen des Reiches zur ungarndeutschen Minderheit bislang nur unkoordiniert, am Rande und mittels verschiedener Parteistellen und Mittelsleute ab, nahmen sie jetzt eine andere Qualität und neue Dimension an; der

deutsche Machtzuwachs wirkte revolutionierend auf die Innenpolitik der Südoststaaten und zwang sie zu einem freundlicheren Kurs ihren deutschen Minderheiten gegenüber; bewegten sich die Beziehungen zu Ungarn bis zum ersten Wiener Schiedsspruch im November 1938 nur auf diplomatischer Ebene, wandelten sie sich nunmehr zu einem partnerschaftlichen Verhältnis und liessen in Ungarn die Hoffnung aufkeimen, an weiteren Gebietsrevisionen im Südosten profitieren zu können. Dabei hätte die ungarische Regierung mit dem Volksbildungsverein Gratz'scher oder Pintér'scher Prägung keinerlei Anziehungskraft auf die Deutschen dieser Regionen ausüben können.³⁰

Unter diesen Bedingungen kam die Gründung des VDU zustande, des ersten wirklich selbständigen Organs der Ungarndeutschen, wie sein Programm ausweist: die Anerkennung der ungarndeutschen Volksgruppe als Volksgemeinschaft und Rechtspersönlichkeit und die Garantie der zu ihrer Erhaltung notwendigen Minderheitenrechte (also kulturelle Autonomie, ein deutsches Schulwesen, Gründung von Tages- und Wochenzeitungen, einer eigenen Partei, die Freiheit, Vereine zu gründen, die Durchführung von Sammlungen für gemeinnützige Zwecke sowie die Übergabe des religiösen Lebens in deutsche Hand)³¹. Im Sinne einer fruchtbaren und Vertrauen schaffenden Zusammenarbeit war Basch bereit, auf ein deutsches Staatssekretariat und eine sofortige Vertretung des VDU im Parlament zu verzichten; ferner erkannte er die Suprematie des Magyarentums an.

Mit grossem Schwung machte sich die Volksbundsführung an die Verwirklichung dieses «Volksprogramms». Ab 8. Januar 1939 erschien anstelle der «Günser Zeitung» der «Deutsche Volksbote», künftig das Zentralorgan des VDU. Seine Auflage stieg im ersten Jahr seines Erscheinens auf 15'000 und übertraf damit alle anderen deutschsprachigen Blätter des Landes, wie «Pester Lloyd», «Neues Politisches Volksblatt» und «Sonntagsblatt», alles Zeitungen, die den Bestrebungen des Volksbundes ablehnend gegenüberstanden. Sogar das Blatt der volksdeutschen Jugend, «Der Jungkamerad», gewann in wenigen Monaten 4'000 Leser, fiel aber, infolge seines seltenen Erscheinens lediglich als Flugschrift eingestuft, einem Flugblattverbot zum Opfer.³²

Auf der Gründungsversammlung des VDU am 30. April 1939 in Cikó/Schwäbische Türkei stimmten die 30'000 teilnehmenden Schwaben der vorher von der Regierung genehmigten Satzung zu. Zum ersten Mal stellte der Volksbund hier seine Symbole vor: die weisse Fahne mit dem Sonnenrad statt des Hakenkreuzes auf rotem Grund, den Heil-Gruss mit erhobener rechter Hand und als Hymne das Lied «Seid gegrüsst, ihr deutschen Brüder».³³

Aber diese äusseren Erfolge brachten den Volksbund in der Substanz nicht voran. Es stellte sich bald heraus, dass der als umgänglich geltende Ministerpräsident Imrédy nicht bereit war, den Ausbau des Volksbundes nach dem Sieben-Punkte-Programm Baschs beginnen zu lassen. Im Gegenteil, die Bezieher des Volksboten und Volkskalenders mussten Geldstrafen in Kauf nehmen, die zwanghafte Namensmagyarisierung griff weiter um sich und die Pressionen und Einschüchterungen durch Verwaltungs- und Polizeiorgane nahmen kein Ende.

Als im Februar 1939 Graf Teleki Ministerpräsident Imrédy ablöste, beschnitt er die Satzungen des Volksbundes so, «dass nur ein Kulturverein übrigblieb»³⁴. Sie entsprachen jetzt dem ungarischen Vereinsgesetz von 1879, wonach sich ein Verein nur einem Aufgabenbereich widmen durfte. Daher war es dem VDU verboten, sich gleichzeitig um kulturelle, soziale und wirtschaftliche Angelegenheiten zu kümmern. Das bedeutete konkret, dass ihm die Errichtung eigener Schulen genauso verwehrt blieb wie die Gründung einer deutschen Partei. Deshalb blieb die Lage des Ungarndeutchtums katastrophal ungünstig: die deutsche Volksgruppe besass keine einzige Mittel- oder Fachschule, keine Kindergärten, keine Lehrerbildungsanstalt, kein Priesterseminar, keine Jugendorganisation, kein Theater oder Kino, kein Geldinstitut und keine umfassende Wirtschaftsorganisation.

Bei den Ende Mai 1939 stattfindenden Wahlen konnte der Volksbund auch keine eigene Partei in den Kampf schicken. Trotzdem gelangten mit Heinrich Mühl und Jakob Brand zum ersten Mal nach Bleyers Tod über die «Partei des Ungarischen Lebens» zwei deutsche Abgeordnete ins Parlament. Der Wahlkampf war von Basch auf dem Boden des Volksprogramms «mit Haken und Ösen» gegen die Führung des UDV geführt worden³⁵, der nach dem Rücktritt von Gratz im Dezember 1938 unter seinem neuen Vorsitzenden Pintér zur Bedeutungslosigkeit verkümmerte und sich im Herbst 1940 endgültig auflöste.

b) Volkstreu und staatstreu – die Donauschwaben in Jugoslawien 1919-1939

Die schwierige Anfangsphase

Als Prinzregent Alexander Karadjordjevic am 1. Dezember 1918 das «Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen» (SHS) proklamierte, entstand ein durch viele Probleme belastetes neues Staatswesen³⁶: es war ein Vielvölkerstaat im Kleinen, den neben den namengebenden slawischen Völkern auch Deutsche, Magyaren, Rumänen, Albaner, Türken und weitere kleinere Volksstämme bewohnten; es herrschte in ihm von Anfang an ein Dualismus zwischen den beiden stärksten slawischen Völkern, den Serben und Kroaten vor: abgesehen von den historisch bedingten Gegensätzen wie unterschiedliche Schrift, Religion und Kulturkreiszugehörigkeit galten die Serben als Sieger, während die Kroaten (zusammen mit den Slowenen) den Verlierern des Weltkriegs zugerechnet wurden; die Serben betrachteten Jugoslawien als ein Grossserbien, das als ihre urreigenste Schöpfung auch ihr Herrschaftsrecht über diesen Staat begründete.

Angesichts dieser Belastungen war es kein Wunder, dass das Königreich in den ersten zehn Jahren seines Bestehens zu keiner politischen Kontinuität fand und 30 Regierungskabinette verbrauchte. Innenpolitisch herrschte eine Dauerkrise vor, bestimmt vom unlösbaren Gegensatz serbischer Zentralismus – kroatischer Föderalismus.



Karte 2: Die Siedlungsgebiete der Deutschen in Jugoslawien

Opfer des serbischen Zentralismus wurden die Minderheiten, unter ihnen in erster Linie die Deutschen.

Nach den Erhebungen der deutschen Volksgruppe im Jahre 1941 betrug die Zahl der Donauschwaben in den einzelnen Siedlungsgebieten³⁷:

Siedlungsgebiet	Einwohner
Kroatien (mit Syrmien, Slawonien und Bosnien)	192000
Batschka	195000
jugoslaw. Banat	126000
Baranyadreeck	17000
Belgrad und Serbien	30000
Gesamt:	560000

Sie sahen sich zwar keinem Assimilationsdruck der Serben wie einst der Magyaren ausgesetzt, aber ihr Dasein als Minderheit erscheint genauso problembelastet wie in ungarischer Zeit.

Entgegen den Minderheitenschutzverträgen fanden die zugesicherten Schutzbestimmungen keine Aufnahme in die Verfassungen von 1921 und 1931, ja der Begriff Minderheit kam im Text nicht einmal vor. Die Folge dieser Missachtung und des serbischen Zentralismus war ein Ausschluss der Deutschen von allen öffentlichen Ämtern wie Verwaltung, Justiz- und Verkehrswesen, Post und Wirtschaftsorganisationen. Andererseits bedeutete die Erledigung dieser Dienstleistungen in Minderheitengebieten durch slawisches Personal die Möglichkeit, auf fast alle Lebensbereiche der anderen Nationalitäten Einfluss zu nehmen.

Besonders nachteilig wirkte sich diese Tatsache im verstaatlichten Schulwesen aus, das völlig der Verordnungsgewalt des Unterrichtsministeriums unterstand. Das bedeutete in der Praxis, dass den Deutschen keine eigenen Schulen – wie in der Anfangsphase 1918-1920 im kommunalen und privaten Bereich – zur Verfügung standen, nur Unterabteilungen an slawischen Schulen; doch auch diese Abteilungen waren nicht eigenständig deutsch, es fehlten ihnen z.B. deutsches Lehrmaterial. Mit Vorliebe schickte man serbisches Lehrpersonal in die deutsche «Diaspora», um einen Unterricht in deutscher Sprache möglichst zu verhindern.

Eine existentielle Bedrohung der Schwaben brachte die Agrarreform in der Wojwodina. In dieser von ca. 590'000 Slawen (Serben, Bunjewatzen, Schokatzten, Ruthenen) und ca. 790'000 Nichtslawen (Magyaren, Deutsche, Rumänen) bewohnten Provinz enteignete der Staat vor allem grösseren Privat-, Gemeinde- und Kirchenbesitz und siedelte darauf 45'000-50'000 serbische Kolonisten aus den südlichen Landesteilen sowie Dobrowoljzen (= die im Ersten Weltkrieg zur serbischen oder russischen Armee übergelaufenen serbischstämmigen k. u. k. Soldaten) an. Obwohl die Enteignung zahlreiche deutsche Grossbauern und Gemeinden sowie etliche Kleinbauern traf und 40 Prozent der donauschwäbischen Bevölkerung der landlosen Arbeiterschicht angehörten, schloss die Reform die Deutschen von der Zuteilung vollständig aus. Auf diese Weise verloren die Gemeinden ihren Grundbesitz und mit ihm ihre Einnahmequellen für die Erhaltung von Schulen sowie die Finanzierung von Kulturangelegenheiten und sozialen Einrichtungen; ferner beraubte die Reform die deutschen Kleinpächter und Landarbeiter ihrer Existenzgrundlage. Die Gemeinden sahen sich gezwungen, ihre Steuern wesentlich zu erhöhen, während der landlosen Arbeiterschicht der Donauschwaben (Tagelöhner, Saisonarbeiter, Anteiler, Pächter) als Ausweg nur die Auswanderung blieb. Bis 1938 machte der Wanderungsverlust in der Batschka 22 Prozent der Bevölkerung und 60,1 Prozent des Geburtenüberschusses aus, im Banat betrug die entsprechenden Anteile 31 und 91,3 Prozent. Die Zwangsent eignung brachte in der

Batschka und Baranya 155'000 Joch, im Banat 222'000 Joch Feld in serbische Hände; ihr Banater Anteil entsprach dabei fast genau dem dortigen deutschen Bodenbesitz, erworben durch harte Arbeit und zähen Fleiss mehrerer Generationen.³⁸

Die restriktive Minderheitenpolitik bezeugen in besonderer Weise zahlreiche Überfälle auf harmlose deutsche Bürger, Schriftleiter und Abgeordnete; willkürliche Verhaftungen mit häufig nachfolgenden Folterungen; Sperrung zahlreicher deutscher Gasthäuser 1925, willkürlicher Schulausschluss (1925 in Werschetz), Entziehung des Wahlrechts (von deutschen Bürgern in Lowas) und sogar Veranstaltung regelrechter Blutbäder (1920 in Torscha/ Batschka und 1924 in Lazarfeld/Banat).

Diese bitteren Erfahrungen förderten allerdings das schwäbische Gemeinschaftsgefühl und den Willen zur Selbsthilfe. Als erstes schuf sich die Volksgruppe 1919 im «Deutschen Volksblatt», Erscheinungsort Neusatz, ein täglich erscheinendes Zentralorgan. Als Schriftleiter fungierte Georg Grassl, gedruckt wurde es in der ebenfalls neu gegründeten Deutschen Druckerei- und Verlags AG. Zahlreiche regionale Zeitungen folgten, z.B. die «Neue Zeit» in Gross-Betschkerek.

Wichtiger noch war der Aufbau eigener nationaler Organisationen. Unter dem Motto «Staatstreu und volkstreu» bildete sich 1920 in Neusatz mit dem «Schwäbisch-deutschen Kulturbund» die umfassende donauschwäbische Gemeinschaftsorganisation als Plattform für nachfolgende deutsche Institutionen. Sein Programm brachte er auf die prägnante Kurzformel «Muttersprache – Heimat – Väterglaube».

Das Bekenntnis zur Muttersprache nahm deswegen die erste Stelle ein, weil sie im ungarischen Sprachenkampf zum erfolgreich behaupteten Kulturgut geworden war, das die deutsche Identität in erster Linie bestimmte und weiter bestimmen würde.

Der Begriff Heimat umschloss nach Überzeugung der Kulturbündler all das, «*was sich als Lebensäußerung deutscher Tradition und deutschen Volkstums*»³⁹ in donauschwäbischen Gemeinden und Familien abspielte.

Mit der christlichen Tradition («Väterglaube») hob man ein Strukturelement hervor, das die Verhaltensweisen der Menschen deutet, sie legitimiert und damit als rechtmässig ausweist.

Bis 1924 gewann der Kulturbund 55'000 Mitglieder in 128 Ortsgruppen – ein Verdienst seines Generalsekretärs Georg Grassl (1863-1948). In Erfüllung seines Auftrags veranstaltete er Gedenkfeiern (Goethe, Schiller, Beethoven), Trachten- und Sängerverbände, gab den Anstoss zur Gründung von Hochschulgruppen (Akademikerverband Grossbetschkerek, Verband Deutscher Hochschüler in Agram, Studentenvereinigung Suevia in Belgrad) und versuchte auf jede Weise, das deutsche Gemeinschafts- und Kulturbewusstsein zu steigern. Nachdem die Organisation 1924-1927 verboten und danach in ihrer Arbeit von den Bantschaftsbehörden immer wieder behindert worden war, konnte sie sich erst nach 1930 unter dem neuen Bundesobmann Johann Keks (1885-1944) wieder konsolidieren.

Als Entsprechung zum Kulturbund entstand in Neusatz mit der «Agraria. Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft» 1922 der nationale Wirtschaftsverband, auch eine Schutzmassnahme gegen die Agrarreform. Ihm nachgeordnet waren z.B. die Zentralgenossenschaften «Selektor» (Verband deutscher Tierzuchtgenossenschaften) und «Avis» (Verband für Geflügelzucht und Eierverwertung), beide 1931 gegründet. 1927 spaltete sich der Verband in die zwei Bereiche der «Zentralen Warenabteilung» und der «Zentralen Darlehenskasse». Beide Dachorganisationen, die alle kulturellen und wirtschaftlichen Anliegen der schwäbischen Volksgruppe in Jugoslawien koordinierten, fanden im 1930 errichteten Habag- (= Hausbau AG) Haus in Neusatz ihren Verwaltungs- und Arbeitsmittelpunkt.

1922, nach Ablauf des Optionsrechtes für die Minderheiten der Wojwodina, formierte sich auf politischer Ebene als Nachfolgerin der alten UDVP in Hatzfeld die «Partei der Deutschen in Ju-



Abb. 21: Das Genossenschaftszentrum «Agraria» im HAB AG-Haus in Neusatz

goslawien», die bei den Parlamentswahlen 1923, 1925 und 1927 jeweils acht, fünf und sechs Mandate errang. Als ihr Vorsitzender und politischer Sprecher der Jugoslawiendeutschen trat Stefan Kraft (1884-1959) hervor.

Doch 1929 setzte ein königliches Manifest die Verfassung ausser Kraft, löste Parlament wie Parteien auf und stellte so einen grossen Teil der deutschen Aufbauarbeit wieder in Frage. Die «Deutsche Partei» wurde verboten, als billiger Ersatz die Kandidatur eines deutschen Vertreters innerhalb der Regierungspartei in einem sicheren Wahlkreis zugestanden.

Die dreissiger Jahre – die Volksgruppe zwischen Tradition und Erneuerung

Nach dem Ende der Königsdiktatur 1931 gelang der Volksgruppe mit der Gründung der «Schulstiftung der Deutschen» in Neusatz ein wichtiger Schritt zur Lösung seiner dringlichsten Schulprobleme. In einer privaten Spendenaktion brachte sie ein Stiftungsvermögen von über 3 Mill. Dinar auf⁴⁰ und erhielt als Gemeinschaftswerk durch 1'497 stimmberechtigte Vertreter aus 73 Gemeinden eine breite Legitimationsbasis. Dank dieser Eigeninitiative entstanden nun die Private Deutsche Lehrerbildungsanstalt und eine Private Deutsche Bürgerschule in Neu-Werbass sowie durch den Kauf des Schlossgutes Futok/ Batschka ein landwirtschaftliches Schulzentrum. Weitergehende deutsche Forderungen, etwa nach zusätzlichen Privatgymnasien, Herausgabe deutscher Lehrbücher und Beteiligung an der Schulverwaltung wurden zwar wohlwollend geprüft, aber bis 1939 nicht verwirklicht.⁴¹

Als der 1934 abgeschlossene Handelsvertrag das Deutsche Reich in der Folgezeit zum wichtigsten Handelspartner Jugoslawiens machte (1938 betrug der deutsche Anteil an der jugoslawischen Ein- und Ausfuhr jeweils 32,6 bzw. 35,9 Prozent⁴²), näherten sich beide Staaten auch politisch. Allerdings vermochte die schwäbische Volksgruppe für sich daraus keinen Gewinn zu

ziehen, da gerade in dieser Zeit schwerwiegende interne Auseinandersetzungen ihre Kräfte lähmten.

Bei einer sehr moderaten national-konservativen Führung tat sich unter einer scheinbar friedlichen Oberfläche anfangs der dreissiger Jahre ein tiefgreifender Generationenkonflikt auf, der die Geister nicht nur in der Einstellung zum Deutschen Reich, sondern auch ideologisch scharf schied. Sammelbecken einer Kritik am Stil der «Alten» wurde die «Erneuerungsbewegung», die zwei Traditionsströme in sich zusammenfasste: Jugend- und Sozialbewegung. Die donauschwäbischen Jugendorganisationen strebten nach den Wertvorstellungen der Wandervogelbewegung wie Einfachheit, Naturverbundenheit und Wahrheitsliebe, aber auch völkischen Idealen galt ihre Begeisterung.

Die Sozialbewegung entwickelte sich aus der Politisierung der schwäbischen Unterschichten, die sich von den Reichen wirtschaftlich in die Ecke gedrängt und von der politischen Führung vernachlässigt fühlten. Vom Staat ohnedies im Stich gelassen und als Hauptleidtragende der Agrarreform häufig zur Auswanderung gedrängt, schätzte sie die Politik der eigenen Führung als zu schwach und anpassungsbereit ein, so dass sie am «Status quo» nichts zu ändern vermochte. Aus diesen Ansätzen, verstärkt durch die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise, formten sich die Vorstellungen der jüngeren Generation um Jakob Awender, Gustav Halwax, Hans Thurn und Georg Henlein, die Volksgruppe zu erneuern. Das Deutschtum als Gruppe zu erhalten, seine vollständige Gleichberechtigung, aber auch die solidarische Einordnung des Einzelnen in die Volksgemeinschaft waren Ziele, die eine nicht zu verkennende Nähe zu national-sozialistischen Wert Vorstellungen aufwiesen.

Da sich die volkspolitischen Vorstellungen der Kulturbundsführung und der Erneuerungsbewegung immer weiter auseinanderentwickelten und die Differenzen immer häufiger in der Öffentlichkeit ausgetragen wurden, schloss die Kulturbundsführung die Erneuerer 1935 aus ihrer Organisation aus.

Jetzt drohten die Spannungen zwischen beiden Lagern – zusätzlich verschärft durch die Presseauseinandersetzung zwischen dem «Volksruf» Jakob Awenders (1934 gegründet) und der Zeitung «Die Donau» (1935-1944) des Apatiner Pfarrers Adam Berenz – die Volksgruppe zu spalten. Berenz fühlte sich als Sprecher der «Katholischen Erneuerung», einer Bewegung, die in der von Rom entwickelten Idee der «Katholischen Aktion» wurzelte, die Jugend um sich zu sammeln und einen neuen Typ von Jugendführer heranzubilden suchte. Ab etwa 1936 grenzte sich die Katholische Aktion vom Kulturbund ab und beschränkte sich in der Werbung um die Jugend ihre eigenen Wege. Da sich die «Katholische Aktion» als reine Apostolatsbewegung verstand und weder soziale noch politische Ziele verfolgte, bot sie keine gangbare politische Alternative für die dynamische junge Generation der Donauschwaben. Ihre Bedeutung liegt darin, dass sie Berenz in seinem Kampf gegen «Neuheidentum» und die nationalsozialistische Weltanschauung Schützenhilfe gab. Auf diese Weise verhärteten sich die Fronten noch mehr.⁴³ Die Erneuerer trugen jedoch selbst zur Entspannung der Lage bei. Sie liessen das Ziel, ihre Bewegung auf das gesamte schwäbische Siedlungsgebiet auszudehnen, fallen und beschränkten sich mit ihrer Propaganda- und Organisationsarbeit nur auf Slawonien.

Während man in der Batschka und im Banat versucht hatte, die Landsleute von einem festen Gemeinschaftsgeist her anzusprechen, stand bei den ca. 70'000 Deutschen Slawoniens die Mobilisierung ihres Deutschtums im Vordergrund. Zu diesem Zweck gründete die Bewegung unter dem Vorsitz von Branimir Altgayer (1897-1950) im März 1936 in Esseg die «Kultur- und Wohlfahrtsvereinigung der Deutschen». Sie gewann im «Slawonischen Volksboten» ein eigenes Sprachrohr, baute an die 80 Ortsgruppen auf und arbeitete so sehr erfolgreich. Als sich die Erneuerungsbewegung noch dazu der jugoslawischen Regierungspartei anschloss, war die Geschlossenheit der Volksgruppe wiederhergestellt.

Seit Oktober 1938 schwenkten Kulturbund und Erneuerer auf eine gemeinsame Linie ein: im April 1939 trat der Kulturbundsobmann Keks zurück, desgleichen der politische Sprecher Stefan Kraft. Ein Gespräch in Graz zwischen jeweils zwei Spitzenvertretern der «Volksdeutschen Mittelstelle» (VOMI), des Kulturbundes und der Erneuerer endete im Mai 1939 mit der Empfehlung, den gemäßigten Erneuerer Sepp Janko (geb. 1905) zum neuen Kulturbundsobmann zu wählen. Da Janko sowohl das Vertrauen Berlins wie der alten Führung besass, schloss sich der Bundesausschuss im August 1939 einstimmig dieser Empfehlung an.⁴⁴

Kulturelle und wirtschaftliche Aktivitäten der Jugoslawiendeutschen

Die politischen und weltanschaulichen Auseinandersetzungen der dreissiger Jahre rückten die kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen der Jugoslawiendeutschen ein wenig in den Hintergrund. Was die Ungarländische Deutsche Volkspartei und die von ihr geschaffenen Institutionen vor dem Ersten Weltkrieg in Ansätzen begonnen hatten, vollendeten Weltkrieg, Revolution, Staats- und Regimewechsel: sie brachen die weitgehend geschlossene dörfliche Lebenswelt auf und weckten die Bereitschaft, neue, über das Dorf hinausreichende und die gesamte deutsche Nationalität umfassende Gruppenorganisationen einzurichten.

Folgt man dem dichotomischen Modell von Emerich K. Francis⁴⁵, entfaltete sich die donauschwäbische Minderheit in den drei Nachfolgestaaten im Wesentlichen als sekundäre ethnische Gruppe. Die primäre oder sekundäre soziologische Kategorie drückt einen unterschiedlichen Grad der Teilhabe an den Aktivitäten der Gastgesellschaft aus, der sich am deutlichsten in den drei Lebensbereichen «commercium» (Wirtschaft, Handel, Verkehr), «commensalitas» (Gesellschaftsleben) und «connubium» (Heirat) ablesen lässt. Indem die primäre ethnische Gruppe alle drei Bereiche selbst abdeckt, erweist sie sich als vom Gastvolk unabhängig, die sekundäre Minderheit ist jedoch gesellschaftlich noch nicht so weit entwickelt, weshalb sie das Gruppenverhalten nur im Bereich commensalitas und connubium kontrolliert, während sie im kommerziellen Bereich der Gastlandgesellschaft gegenüber keine Schranken errichtet bzw. errichten kann. Während die primäre ethnische Gruppe die Kontakte mit der Gastgesellschaft in der Regel kollektiv, durch die Gruppe, vornimmt und sie auf politische und ökonomische Bereiche beschränkt, ist die sekundäre Minderheit ein Produkt der sozialen Anpassungsforderungen der Gastlandgesellschaft. Ihrem Status entsprechend verhielt sich die donauschwäbische Minderheit in den zwanziger Jahren in allen drei Nachfolgestaaten dem Staatsvolk gegenüber weitgehend kompromissbereit und kooperativ. Aus dieser Grundhaltung heraus entstanden in der Wojwodina der Schwäbisch-Deutsche Kulturbund, die Genossenschaften und die Schulstiftung der Deutschen, überregionale Organisationen, die den ersten Schritt zu einer eigenständigen Entwicklung der Donauschwaben in Jugoslawien darstellten. Der Erfolg der Erneuerungsbewegung in den dreissiger Jahren beruhte weniger auf ihren nationalen als vielmehr auf ihren sozialen Parolen, mit denen sie die Existenzängste der Mittel- und Unterschichten zu beschwichtigen suchte und neue korporative Vergemeinschaftungsformen ankündigte. Diese sollten die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zugunsten der kleinen Leute entscheidend verändern und waren daher darauf angelegt, die sekundäre ethnische Gruppe durch Ausdehnung auf den Bereich des Commercium zu einer primären umzuformen.

Als Beispiel für die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse kann die Batschka dienen. Der soziale Aufbau der Deutschen zeigte in den dreissiger Jahren folgendes Bild⁴⁶:

Bodenbesitzer	45 Prozent	Kaufleute	5 Prozent
Arbeiter	30 Prozent	Intellektuelle	2 Prozent
Handwerker	18 Prozent		

Ihr Bodenbesitz verteilte sich folgendermassen:

Zwergbesitzer unter	5 Joch	39 Prozent
Kleinbetriebe mit	5-20 Joch	38 Prozent
Mittelbetriebe	20-50 Joch	15 Prozent
Grossbetriebe über	50 Joch	7 Prozent

Die Tendenz zur Stadtbildung deutet auf eine stärker aufgefächerte Gesellschaft hin, wie sie sich innerhalb des Bauerntums im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ausgebildet hatte. Im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Modernisierung – Ausbildung eines differenzierten Handwerkerstandes und einer landwirtschaftlich orientierten Industrie – nahmen diese Orte einen echt oder fast städtischen Charakter an. Als Mittelpunkte eines bäuerlichen Hinterlandes sorgten sie für einen natürlich sich ergänzenden Warenaustausch.

Weltkrieg, Umsturz, Staats- und häufige Regierungswechsel, nationale Diskriminierung, Inflation und Weltwirtschaftskrise führten zu einer noch stärkeren Auffächerung dieses Bürgertums in den zwanziger Jahren. Profitieren konnte nur die ganz schmale Gruppe der Reichen, während die weniger wohlhabenden und ärmeren Schichten ihren sozialen Status und wirtschaftlichen Standard nicht halten konnten.

Daher verstärkten sich die Homogenisierungsversuche anfangs der dreissiger Jahre auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet erheblich und führten so zu starken Spannungen zwischen Staatsvolk und Minderheit. Das Ergebnis war ein Radikalismus, wie er in der Erneuerungsbeziehung zum Ausdruck kam, die die bisherige gemässigte, aber in ihren Bemühungen erfolglose Führungsschicht abzulösen trachtete.

Die stärkere Verbürgerlichung im ehemaligen Súdungarn bescherte den Donauschwaben in Jugoslawien eine relativ breite sowohl gemässigte wie radikale Führungsschicht. Ihnen verdanken sie die erfolgreiche Organisation des nationalen Schulwesens und Wirtschaftslebens während der dreissiger und die beinahe vollständige Eingliederung in Volksgruppenorganisationen anfangs der vierziger Jahre. Darin kann man das besondere Charakteristikum der Donauschwaben in Jugoslawien sehen.

Andererseits brachte dieses Bürgertum eine Reihe von Persönlichkeiten hervor, die im Kultur- und Wirtschaftsleben des Landes eine bedeutende Rolle spielten. Paul Abraham (1892-1960) aus Apatin/Batschka gehörte zu den Hauptvertretern der späten Wiener Operette («Viktoria und ihr Husar») und zählt zu den bedeutendsten Operettenkomponisten. Otto Alscher (1880-1945) aus Perlas/Theiss gilt als bester Tierschilderer der deutschen Gegenwartsliteratur. Maria delle Grazie (1864-1931) aus Weisskirchen/Banat schrieb realistische Dramen und Romane, in denen auch ihre donauschwäbische Heimatlandschaft zur Geltung kommt. Stefan Jäger (1877-1962) absolvierte die Modellzeichenschule in Budapest und befasste sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg mit donauschwäbischen Themen. Besonders bekannt wurde sein Triptychon «Die Einwanderung der Schwaben ins Banat», seine Glanzzeit waren die dreissiger Jahre, als er sich besonders der heimatlichen Darstellung widmete. Franz Speiser (1854-1933), Gymnasialdirektor in Apatin, gelangte als Insekten-Faunist zu weltweiter Anerkennung. Mehrere von ihm entdeckte Insekten erhielten seinen Namen.

Georg Weifert (1850-1937)⁴⁷ aus Pantschowa gehört zu den ganz wenigen donauschwäbischen Persönlichkeiten, deren Name die jugoslawischen Medien auch heute mit Respekt nennt. Nach Absolvierung der Brauereiabteilung der Landwirtschaftsschule Weihenstephan b. Freising eröffnete er 1872 eine Grossbrauerei in Serbien, den ersten Industriebetrieb des Landes. In den Folgejahren gehörte seine Aufmerksamkeit dem Bergbau, er erwarb Stein- und Braunkohlengruben und insgesamt neun Bergwerke, darunter je eines für Gold und Kupfer. Ferner rief er

zwei Banken und die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft des Landes ins Leben. Als einer der Gründer der Serbischen Nationalbank wurde er deren Vize- und von 1890-1902 sowie 1912-1926 deren Gouverneur; desgleichen war er Ehrenpräsident der Serbischen Industriekammer und Grossmeister der jugoslawischen Freimaurervereinigung.

Neben seiner unternehmerischen Begabung steht gleichwertig seine soziale und humanitäre Fürsorge: anlässlich seiner goldenen Hochzeit liess er 1923 die katholische St. Anna-Kirche in Pantschewo errichten; 1925 finanzierte er das von Felix Milleker verfasste Werk über die Stadt Pantschewo; seine 11'000 Einzelstücke umfassende kostbare Münzsammlung stiftete er der Belgrader Universität; der Gesellschaft für Frauenärzte schenkte er mitten in Belgrad 20'000 qm Baugrund zur Errichtung einer Klinik; seinen Arbeitern gegenüber verhielt er sich stets als Wohltäter. Daher ist der Name dieser so erfolgreichen und allgemein beliebten Persönlichkeit hochgehrt und heute noch unvergessen.

c) Die Banater und Sathmarer Schwaben im Rumänien der Zwischenkriegszeit

Allgemeiner Überblick

Der Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie am Ende des Ersten Weltkriegs warf gerade für das Banat besondere Probleme auf, denn wegen der unduldsamen ungarischen Nationalitätenpolitik der Vorkriegszeit strebten die hier lebenden Minderheiten nach einer Vereinigung mit ihren Stammländern. Allein unter den Deutschen gab es eine starke Gruppe, die ein Verbleiben im ungarischen Staat wünschte.

Obwohl sich die Deutschen in den Volksversammlungen von Karlsburg am 1. Dezember 1918 und Neusatz für einen Anschluss des ganzen Banats an Rumänien bzw. Jugoslawien entschieden, teilte es der Vertrag von Trianon: der grössere östliche Teil gelangte an Rumänien, den kleineren westlichen sprach er dem südslawischen Königreich zu.

Unter den nun etwa 800'000 Deutschen des rumänischen Königreichs lebten 300'000 Donauschwaben im östlichen Banat mit den Hauptorten Arad und Temeswar sowie 50'000 Schwaben im oberen Theissgebiet um Sathmar.

Die Siegermächte berücksichtigten die donauschwäbischen Vorschläge aus dem Banat nicht, obwohl ein deutlicher Volkswille hinter ihnen stand («Schwäbischer Nationalrat» im Dezember 1918 in Temeswar und Temeswarer Volksversammlung im August 1919) und sogar eine schwäbische Abordnung bei den Pariser Friedens Verträgen um ihre Anerkennung warb.

Da jedoch die Beschlüsse von Karlsburg den rumänischen Minderheiten volle kulturelle Autonomie und eine gerechte politische Mitbestimmung zusicherten⁴⁸, erhofften sich die Schwaben in Rumänien eine günstige Entwicklung. Obwohl die rumänischen Regierungen diese Vereinbarungen niemals bestätigten und zur Grundlage ihrer Minderheitenpolitik machten, erfuhren die Deutschen bis anfangs der dreissiger Jahre gegenüber den anderen Nationalitäten (Magyaren, Serben, Bulgaren, Ukrainer u.a.) trotz des rumänisch-nationalen «Gegenwindes» eine bevorzugte Behandlung und Förderung ihrer kulturellen Anliegen. Die politische und kulturelle Aufbauarbeit der Schwaben litt in der Anfangsphase unter der Aufspaltung in zwei Richtungen. Die eine Gruppe mit den Sprechern Johann Röser, Karl von Möller, Hans Tengler, Franz Wetzel und Michael Kausch führte organisatorisch und personell die Tradition der UDVP weiter, gründete im März 1919 die «Deutsch-schwäbische Volkspartei», im Mai 1919 den «Deutsch-schwäbischen Kulturbund» und gewann die «Deutsche Wacht» sowie das «Banater Tagblatt» als Sprachrohr. Hinter der konkurrierenden Gruppe standen vor allem kirchliche Kreise, angeführt von Franz Blaskovics (1864-1936), Kaspar Muth (1876-1966) und Franz Kräuter, die sich vor dem

Krieg der magyarischen Sprach- und Kulturgemeinschaft verpflichtet gefühlt hatten und erst unter dem Zwang der Nachkriegs-Verhältnisse zu ihrem Volkstum zurückfanden; ihre Interessen vertraten die «Schwäbische Autonomiepartei», gegründet im Januar 1919, der Kulturklub Fabrikstadt in Temeswar sowie die «Schwäbische Volkspresse».

Ursachen der Spannungen waren abgesehen von der «Vergangenheitsbewältigung» die unterschiedlichen Vorstellungen zur Organisation des deutschen Schulwesens. Während den «Volksparteilern» ein autonomes deutsches Schulwesen in Zusammenarbeit mit dem Staat vorschwebte, machte sich vor allem Kräuter für ein konfessionelles Schulsystem im Rahmen des Eigenkirchenlebens der katholischen Kirche in Rumänien stark.⁴⁹

Politische und kulturelle Aufbauarbeit

Nach dem spannungsreichen Anfang fanden beide Richtungen über die Realpolitik zu einer gemeinsamen Linie und gründeten am 13. März 1921 auf dem von 15'000 Schwaben besuchten Volkstag in Temeswar die «Deutsch-schwäbische Volksgemeinschaft». Sie war ohne Rücksicht auf Konfession oder soziale Zugehörigkeit der Vertretungskörper der schwäbischen Deutschen Rumäniens.

Nach sächsischem Vorbild schufen sie sich im «Volksrat» ein eigenes Vertretungs-, im «Hauptamt der Volksgemeinschaft» ein Exekutivorgan und gliederten die Volksorganisation in drei Gau-Gemeinschaften: Temesch-Torontal mit 15, Arad mit zwei und Karasch-Severin mit fünf Unterbezirken.

Ähnlich waren die übrigen deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens gegliedert, auch das als vierte Gau-Gemeinschaft 1926 der schwäbischen Volksgemeinschaft zugeordnete Sathmargebiet. Als Dachorganisation erhob sich über allen Siedlungsgruppen sowie einer gemeinsamen «Deutschen Parlamentspartei» der «Verband der Deutschen in Gross-Rumänien» unter den Obleitern Rudolf Brandsch (bis 1931) und Kaspar Muth (1931-1935). Diese traf mit der jeweils aussichtsreichsten rumänischen Partei ein Koalitionsabkommen, das ihr mit acht bis elf Abgeordneten in der Kammer fast das Optimum des Erreichbaren sicherte. Damit erkannte der rumänische Staat 1921 das Deutschtum als Volksgruppe an, ein Erfolg, den die Deutschen in Jugoslawien 1931 und in Ungarn erst 1940 erkämpften.⁵⁰

Dank dieses Entgegenkommens blieb das Verhältnis der deutschen Volksgruppe zum rumänischen Staat stets loyal, seine insgesamt tolerante Einstellung ermöglichte eine relativ freie Entfaltung auf politischem und kulturellem Gebiet. Ihr eigentliches Ziel, einen umfassenden Minderheitenstatus auf der Grundlage der Karlsburger Beschlüsse, erreichte sie indessen nicht.

Jedenfalls zielten diese Bemühungen auf ein Zusammenwachsen der einzelnen Gruppen des Rumäniendeutschtums und fanden ihre Fortsetzung in der Ausgestaltung des deutschen nationalen Lebens.⁵¹ Presseorgane wie das Siebenbürgisch-Deutsche Tagblatt, die Kronstädter Zeitung sowie die Zeitschriften «Klingsor» (1924-1939) und «Von der Heide» (1922-1927) waren für Beiträge aller rumäniendeutschen Gruppen offen. Der Verband der Deutschen in Rumänien gründete 1922 ein Kulturamt als «völkische Schutz- und Verteidigungsstelle für sämtliche Kulturgüter der Deutschen Grossrumäniens». Sein Vorsitzender, der Sachse Richard Csáki⁵² appellierte an das gesamtdeutsche Bewusstsein der Intelligenz: «... Die Klammer, die unser Gesamtvolk in Rumänien zu einer Volksgemeinschaft macht, bilden doch im Wesentlichen die akademisch gebildeten Kreise und mit ihnen als wichtigster Faktor die Volksschullehrer. So müssen denn Gelegenheiten gesucht werden, wo in Form einer grossen Arbeitsgemeinschaft die Gemeinsamkeiten unseres deutschen geistigen Seins vertieft wird. Eine ideale Form hierfür haben wir in den Ferienhochschulkursen gefunden.»⁵³ Neben den angesprochenen Sommerhochschulkursen und Schülerolympiaden, die die besten Schüler der weiterführenden deutschen Schulen landesweit

zu sportlichen und musischen Wettkämpfen vereinte, erwarb sich die Wandervogelbewegung besondere Verdienste um das Zusammenwachsen der rumäniendeutschen Gruppen. Aus seinen in den wichtigsten deutschen Städten Siebenbürgens und des Banats Anfang der zwanziger Jahre gegründeten Ortsgruppen erwuchs 1929 der «Südostdeutsche Wandervogel» unter der Führung des Sachsen Alfred Bonfert und des Schwaben Nikolaus Hans Hockl. Mit seinen Volkstumsabenden, gemeinsamen Zelt- und Arbeitslagern und kostenlosen Deutschkursen während der Sommerferien leistete er Gewaltiges für die Ausformung eines rumäniendeutschen Gemeinschaftsbewusstseins.

Grundlage für die jetzt einsetzende intensive kulturelle Breitenarbeit wurde nach der Konzeption des ersten Obmannes der Volksgemeinschaft Muth die enge Anlehnung an die Kirche. Es kann als Glücksfall gelten, dass nach Versetzung des national vielleicht etwas zurückhaltenden Bischofs Julius Glattfelder von Tschanad in das ungarische Szeged Domherr Augustin Pacha aus Moritzfeld/Banat zu seinem Nachfolger bestimmt wurde. Pacha setzte seinen ganzen Einfluss und seine gesamte Tatkraft daran, die deutsche Kulturarbeit im Rahmen der katholischen Kirchenautonomie vor dem Zugriff des Staates abzuschirmen. Der Aufbau eines deutschen Schulwesens auf konfessioneller Ebene ab 1926 sollte der weiteren Romanisierung (wie in den Untergymnasien in Detta, Neuarad und Perjamosch) einen Riegel vorschieben. Allerdings bedurfte es schon der Aufbietung des gesamten politischen und kirchlichen Einflusses der Schwaben, um den rumänischen Staat zu veranlassen, das in der Verfassung verankerte Recht der Kirchen- und Ordenschulen anzuerkennen, das darauf abzielte, die Unterrichtssprache selber bestimmen zu dürfen.

Zum grossen Schulzentrum der Banater Schwaben entwickelte sich Temeswar. Den einen Schwerpunkt bildeten die «Katholischen Deutschen Nationalschulen» in den Räumen der «Banatia»⁵⁴:

- die «Katholisch-deutsche Lehrerbildungsanstalt» mit einer vierklassigen Übungsschule – das «Deutsche römisch-katholische Knabenlyzeum»
- ein vierklassiges Handelsgymnasium und
- das «Banater Schülerheim» mit durchschnittlich 300-400 Zöglingen.

Eigentümerin, Inhaberin des Inventars und Bewirtschafterin war die «Banatia Schülerheim A.G.», Erbauerin die «Banatia Hausbau A. G.».

Ferner gab es die Adam-Müller-Guttenbrunn-Schule in Arad und eine Ackerbauschule in Wojtak.

Der zweite Schwerpunkt entstand in dem vom Notre-Dame-Orden geführten mittleren und höheren Mädchenschulwesen:

- eine Lehrerinnenbildungsanstalt
- ein vierklassiges Untergymnasium
- eine Fortbildungsschule und – eine Haushaltsschule.

Ferner gab es je ein vierklassiges Untergymnasium in Hatzfeld, Lippa, Lugosch, Perjamosch und Gross-St.-Nikolaus. Allen Schulen waren Internate angeschlossen, sie unterstanden der Temeswarer Provinzialoberin, letztlich dem Bischof von Tschanad. Dasselbe traf auf den von Hildegardis Wulff gegründeten «Katholischen Deutschen Mädchenvolkshochschulkurs» zu.

Um 1935 verfügten die Banater Schwaben in Rumänien über 65 konfessionelle Volksschulen mit 9'700 Kindern und 165 deutschen Lehrkräften; über 16 konfessionelle mittlere und höhere Schulen mit ca. 2'000 Schülern sowie 140 deutschen Lehrpersonen.⁵⁵ Dieser Zweifellos beacht-

liche Aufbauenerfolg der schwäbischen Schulorganisation darf allerdings die weiterhin deutlich vorhandenen Defizite nicht verdecken: dem von der Kirche getragenen deutschen Volksschulwesen standen kaum mehr Lehrkräfte als dem gymnasialen Bereich zur Verfügung; die Mehrheit der schwäbischen Volksschüler erhielt ihren Unterricht an staatlichen Schulen mit rumänischer Unterrichtssprache.

Von der jung schwäbischen Opposition zur Volksgemeinschaft

Ende der zwanziger Jahre steigerte sich die Kritik oppositioneller Gruppen, vor allem aus Kreisen der ehemaligen Volksparteilern, an Geist und Führungsstil der Muth-Gruppe. Sie nährte sich allerdings auch aus einer deutlichen Verschlechterung des politischen Klimas in Rumänien. Unduldsame Rumänisierungsbestrebungen, Verbot von Firmentafeln in den Minderheitensprachen, willkürliche Umbenennung von Strassen- und Ortsnamen, Verbot der Muttersprache als Protokoll- und Amtssprache in Nationalitätengemeinden sowie Übergriffe auf die Freiheit der Minderheitenpresse widersprachen eindeutig Buchstaben und Geist der Karlsburger Beschlüsse. Im «Jungschwäbischen Manifest» verkündete diese «Jungschwäbische Opposition» – angeführt von Josef Gassner, Hans Eck und Anton Valentin – im Januar 1930 ihre Vorstellungen. Das in alten ungarischen Methoden verfangene und parteipolitisch orientierte konservative deutsche Führungssystem trage die Verantwortung für ein ständiges Abbröckeln der Volksgruppe sowie für die missmutige Passivität bzw. enttäuschte Abkehr kompetenter Persönlichkeiten. Daher müsse ein neuer Geist in die «Deutsch-schwäbische Volksgemeinschaft» einziehen, der aufzuräumen habe mit Unduldsamkeit und Cliquenwirtschaft, mit Verquickung von politischen und privaten Interessen und starrem Festhalten an einem unpassenden Wirtschaftssystem. Nur die Schaffung einer breiten demokratischen Plattform, die auch konstruktive oppositionelle Kräfte einbeziehe, könne den Ausweg aus der schweren Krise der Volksgemeinschaft weisen.

Eine zweite Oppositionsgruppe hatte ihre Wurzel in der Banater Jugend- und Wandervogelbewegung. Trotz des nachhaltigen Bekenntnisses zur «Meissner Formel»: «aus eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung und innerer Wahrhaftigkeit»⁵⁶, erwiesen sich die von schwäbischen Studenten aus Deutschland eingeführten nationalistischen Parolen als so zugkräftig, dass sich die deutsche Jugend des Banats anfangs der dreissiger Jahre von der «Erneuerungsbewegung» einfangen liess. Bereits 1931 bildete sich in Hatzfeld ihre erste Ortsgruppe, noch im September desselben Jahres fand ein erster Gautag im Banat statt, der Karl von Möller zum Gauleiter bestellte. 1932 gelang der Anschluss an die gleichgerichtete «Nationalsozialistische Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien» des Siebenbürger Sachsen Friedrich Fabritius, die bei den Wahlen im November 1933 einen gewaltigen Durchbruch erzielte.

Mit grossem Misstrauen verfolgte die rumänische Regierung die wachsende Popularität dieser betont nationalen und dem Nationalsozialismus in Deutschland nahestehenden Bewegung unter den Deutschen. Aber auch rechtsradikale rumänische Organisationen fanden zusehends breitere Zustimmung im Lande, vor allem nach Gründung der sog. Legion «Erzengel Michael» 1927, drei Jahre später in «Eiserne Garde» umbenannt. Als 1933 auf Druck der Regierung Ducas Fabritius nur den Namen seiner Partei in «Nationale Erneuerungsbewegung der Deutschen in Rumänien», nicht aber ihre Ziele änderte, fiel sie 1934 dem Verbot aller rechtsradikalen Parteien in Rumänien zum Opfer.

Dieser Rückschlag spaltete die Erneuerungsbewegung: der gemässigte Flügel unter Fabritius und Jickeli söhnte sich mit der konservativen Führung (Muth, Kräuter) aus und verschmolz mit dieser 1935 zur neuen Partei «Volksgemeinschaft der Deutschen in Rumänien»; der radikale Flügel (Alfred Bonfert, Friedrich Minnich) nahm die liberalen Jungschwaben um Hans Beller in sich auf und gründete 1935 die «Deutsche Volkspartei in Rumänien» als eigene Organisation.

Trotz geringer inhaltlicher Unterschiede entbrannte zwischen beiden Gruppen ein heftiger Richtungsstreit, der das politische Leben der Rumäniendeutschen bis 1939 belastete. Andererseits setzten sich beide Organisationen über die bisher von beiden Gruppen sorgsam gehütete und gepflegte Selbständigkeit hinweg. So sehr das Prinzip «Einigkeit macht stark» auch Gültigkeit haben mag, zeigt die einheitliche Zusammenfassung aller Rumäniendeutschen und die Nichtberücksichtigung ihrer historisch bedingten Eigenheiten doch eine deutliche Nähe zu nationalsozialistischen Auffassungen und Praktiken: Gleichschaltung aller deutschen Gruppen und Anspruch darauf, über ihr Schicksal zu bestimmen.

Im Wettlauf beider Organisationen um Anerkennung blieb überraschenderweise die gemässigte «Volksgemeinschaft» Sieger. Da die «Legionäre» Codreanus unerbittliche Feinde des Königtums waren und die gemässigten Parteien Rumäniens bei den Massen alles Vertrauen verloren, setzte Carol II. zu seiner Rettung auf die zweite radikalnationalistische Bewegung im Lande. Ihren Führer Goga berief er im Januar 1938 zum Ministerpräsidenten und machte ihn während der von ihm im März ausgerufenen Königsdiktatur zu seinem Regierungschef. Der Kurs Gogas zielte innenpolitisch auf radikalen Nationalismus und Antisemitismus sowie die Anerkennung der «Volksgemeinschaft der Deutschen» als geschlossene Rechtspersönlichkeit, aussenpolitisch auf die Freundschaft mit dem Dritten Reich.

Als die gemässigte und fügsame Richtung besass die «Volksgemeinschaft der Deutschen» sowohl bei Goga wie bei der VOMI die besseren Karten. Sie trat nach der plebiszitären Annahme einer neuen Verfassung und der Auflösung aller Parteien im Lande im Januar 1939 geschlossen in die «Front der nationalen Erneuerung» ein und ordnete sich andererseits willig einer Weisung der VOMI unter, die im Juni den «Landesobmann» Fabritius absetzte und Wolfram Bruckner zum neuen «Leiter der Volksgruppe» bestellte. Der Lohn für diese Kooperationsbereitschaft waren die Anerkennung als alleinberechtigte Vertreterin der Rumäniendeutschen durch beide Seiten und günstigere Rahmenbedingungen für die Weiterentwicklung der Volksgruppe. Die radikale «Deutsche Volkspartei» aber verweigerte den Gehorsam, führte den innervölkischen Kampf fort und zog sich so den Ruf einer volksverräterischen Oppositionsgruppe zu. Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs änderte zunächst an der Situation der Volksgruppe nichts. Erst der Zweite Wiener Schiedsspruch vom 30. August 1940 bewirkte revolutionäre Umwälzungen. Die von ihm verfügte Gebietsabtretungen Nordsiebenbürgens und der Region Sathmar an Ungarn machten die Position Carols II. unhaltbar: nach einem Staatsstreich General Antonescus übertrug er diesem die autoritäre Regierungsgewalt, verzichtete zugunsten seines Sohnes Michael auf sein Königtum und begab sich ins Exil.

Für die Rumäniendeutschen brachte der Schiedsspruch zwar den Verlust der Sathmarer Schwaben und der Sachsen Nordsiebenbürgens. Aber das Wiener Protokoll legte fest, dass die rumänische Regierung «*in dem Wunsche, die Stellung der deutschen Volksgruppe in Rumänien entsprechend den freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Rumänien zu gestalten, sich verpflichtete, die «Stellung der deutschen Volksgruppe im Sinne der Karlsburger Beschlüsse zur Erhaltung ihres Deutschtums weiter auszubauen.»*⁵⁷

Damit erreichte die Volksgruppe dank günstiger Umstände am Beginn des Zweiten Weltkrieges mühelos das ersehnte Ziel, das ihr am Ende des Ersten Weltkrieges die Karlsburger Beschlüsse in Aussicht stellten, das ihr aber trotz grösster Bemühungen von der Regierung immer wieder vorenthalten wurde: die Anerkennung als juristische Person des öffentlichen Rechts.⁵⁸ Damit erhielt sie die Befugnis, mit «Billigung des Führers des Nationallegionären Staates» zur «*Erhaltung und Festigung ihres nationalen Lebens Bestimmungen mit verpflichtendem Charakter für ihre Angehörigen*» zu erlassen.⁵⁹

Das Sathmarer Deutschtum, das im Vorkriegsungarn bereits der Magyarisierung preisgegeben schien, erlebte bereits in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg seine ersten nationalen «Wiederbelebungsversuche». Diese Ansätze fanden nach dem Kriege im Rahmen der Gesamtentwicklung des Rumäniendeutschtums ihre Fortsetzung. 1940 besaßen die Sathmarer Schwaben ein vierklassiges Untergymnasium sowie ein Schülerheim in eigenen Häusern in Karol. Die Volksschulen gewannen ihren deutschen Charakter wieder zurück: in 22 Schulen erteilten 62, davon 50 deutschbewusste Lehrer Unterricht in der Muttersprache. In den Gemeinden Scheindorf, Petridorf und Terem richteten sie eigene deutsche «Kulturhäuser» ein, andere Ortschaften mieteten für diesen Zweck Räume an. Ortsgruppen der «Volksgemeinschaft» bildeten sich in 26 deutschen Dörfern, das Gauamt arbeitete mit fünf Angestellten in einem eigenen Gebäude in Karol. Überall sang man wieder deutsche Lieder, führte deutsche Theaterstücke auf und veranstaltete Schwabenbälle. Dank deutschen Schulunterrichts und einer ständig sich vergrößernden Zahl von Geistlichen, die sich um eine deutsche Seelsorge und Jugenderziehung kümmerten, wuchs allmählich auch wieder eine deutsche Gebildetenschicht heran. 1926 richtete die «Schwäbische Zentralbank», Temeswar, eine Filiale in Grosskarol ein. Vom selben Jahr an erschienen jährlich zehnmal die «Mitteilungen der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft Sathmar», die als «Sathmarer Schwabenpost» zwischen 1935 und 1940 bereits zweimal monatlich herauskamen. Als das Gauamt Ende 1940 in den «Volksbund der Deutschen in Ungarn» eingegliedert wurde, änderten sie erneut ihren Namen in «Sathmarer Deutsche Zeitung». ⁶⁰ So bewirkten die günstigen Rahmenbedingungen für die Entwicklung des Rumäniendeutschtums gerade bei den Sathmarer Schwaben die sichtbarsten Erfolge. ⁶¹

3. Die Donauschwaben im Zweiten Weltkrieg

a) Im Bannkreis des Dritten Reiches

Die volkspolitischen Ziele des Dritten Reiches

Die nationalsozialistische Südostpolitik verfolgte die Richtung, die südosteuropäischen Staaten durch Konzessionen zu einer neutralen Haltung bei sich anbahnenden militärischen Konflikten mit der Sowjetunion oder den Westmächten zu verpflichten. Für die Belange der deutschen Minderheiten in diesen Gebieten setzte sie sich nur dann ein, wenn sie sich mit den eigenen Interessen berührten. Vorrang hatte immer das gute Verhältnis zum «Gastland», und in der Regel liefen die Konzessionen (Gebietsrevisionen, Umsiedlung) sogar auf eine Schwächung von Position und Geltung der Volksdeutschen hinaus. Im Rahmen dieser Politik hatte das Dritte Reich die Genugtuung, dass Ungarn, Rumänien und Bulgarien freiwillig dem Dreimächtepakt beitraten und von sich aus am Krieg gegen die Sowjetunion teilnahmen; von Jugoslawien erwartete es nie etwas anderes als strikte Neutralität.

Eine Schlüsselrolle nahm bei diesen langfristigen politischen Zielvorstellungen die Wirtschaft ein. Zusagen für langfristige Abnahme landwirtschaftlicher Produkte zu Übermarktpreisen sollten die Kaufkraft dieser Länder für deutsche Industrie- und Waffenlieferungen steigern. Auf diese Weise erwartete man die Herausbildung eines deutsch dominierten Grosswirtschaftsraumes, dem sich die nationalen Wirtschaften der Südoststaaten nahtlos einfügten.

Diese «stimmige» politische Grundkonzeption schliesst die Deutung aus, dass die einzelnen süd-

ostdeutschen Volksgruppen darin die Rolle einer «fünften Kolonne» mit subversiven Zielsetzungen gegen die Heimatstaaten spielen könnten, um reichsdeutsche Eroberungspläne zu unterstützen. Ein solches Vorhaben lässt sich weder aus der Reichstagsrede Hitlers vom 20. Februar 1938 herauslesen, als er die Volksgruppen ganz allgemein unter den Schutz des Reiches stellte, noch aus den Planungen des Auswärtigen Amtes, die die Interessen und Forderungen der südostdeutschen Minderheiten stets mit der Freundschaftspolitik zu ihren Heimatstaaten in Einklang zu bringen suchten. Deutsche Annexionspläne im Südosten lassen sich nirgends nachweisen, ja volksdeutsche Träume von einem neu zu schaffenden «Donaufstaat» fanden von reichsdeutscher Seite nicht einmal ansatzweise Nahrung. Wesentlich schwieriger zu klären ist das Problem von der nationalsozialistischen Beeinflussung der auslandsdeutschen Volksgruppen, also die konkrete Frage, ob und in welchem Masse bei ihnen ein Nationalsozialismus in vollgültigem Sinne verbreitet war. Eine derartige «Nazifizierung» war über zahlreiche Gliederungen der NSDAP, wie VOMI, Deutsches Auslandsinstitut (DAI), die Auslandsorganisation der NSDAP (AO), seit 1938 den Volksbund der Deutschen im Ausland (VDA) und andere Einrichtungen versucht worden. Doch verfolgte die Reichsregierung keine einheitliche Volkstumspolitik. Sie unterschied zwischen Volksgruppen, die sie «heim ins Reich» holen, also dem Reich angliedern wollte (z.B. die Volksgruppen in Böhmen, Westpolen, Danzig, Memelgebiet), solchen, die sie aus aussenpolitischen Gründen einer Assimilierung freigab (Südtiroler und Elsässer) und schliesslich jenen, die sie in den neu zu gewinnenden östlichen Lebensraum als «Wehrbauern» umzusiedeln trachtete. Zu letzteren zählten die deutschen Volksgruppen Südosteuropas. Ihre Umerziehung zu fanatischen nationalsozialistischen Kämpfern innerhalb einer fünften Kolonne zur Vorbereitung grossdeutscher Eroberungsziele in Südosteuropa erübrigte sich also. In diesem Sinne etwa äusserte sich Gauleiter Bürckel 1935 auf zwei Kundgebungen in Werbass und Tschervenka: *«Nationalsozialist im Auslande ist jeder, der seine Pflicht für die Ehre und das Ansehen des Deutschtums erfüllt... Wollte man heute als deutsche Minderheit in irgendeinem demokratischen Staat eine deutsche nationalsozialistische Arbeiterpartei ins Leben rufen und sich dabei noch unberechtigterweise auf die Partei des Reiches berufen, so wäre das verbrecherisch...»* Ähnlich drückte sich der Führer des AO Bohle bei Gesprächen in London 1937 und Budapest 1938 aus.⁶² Nationalsozialistische Parteifunktionäre verbreiteten somit damals schon die «einfache Wahrheit», dass sich eine unter den besonderen Bedingungen Nachkriegsdeutschlands herausbildende Ideologie nicht so ohne Weiteres auf völlig anders geartete politische, soziale, wirtschaftliche und psychologische Wirklichkeiten auslandsdeutscher Gruppen übertragen lassen. Sogar die VOMI sah ihre Hauptaufgabe nicht in der Ausrichtung der Volksdeutschen im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung, sondern darin, ihr Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem Muttervolk zu steigern sowie sie systematisch aus ihren heimatstaatlichen Bindungen herauszulösen, um sie als geschlossene Gemeinschaft unter deutsche Kommandogewalt zu stellen. Als letzte Ziele schwebten ihr vor, sie zunächst auf ihre grosse Aufgabe bei der bevorstehenden Neuordnung des Ostens vorzubereiten; während des Krieges war jedoch die restlose Verfügbarmachung ihres Wirtschaftspotentials und ihrer Arbeits- und Wehrkraft vorrangig. Das Bekenntnis zum Nationalsozialismus war dabei insofern von Bedeutung, als es das Erreichen dieser Ziele förderte, primäre Geltung hatte es aber nicht. Entsprechend dieser Zielsetzung fielen bei der Umorganisation der auslandsdeutschen Gruppen- oder Parteigliederungen in «Volksgruppen» 1939/40 die Direktiven an die «Volksgruppenführer» aus. So erhielt der Volksgruppenführer in Jugoslawien die Devise: *«... von volksdeutscher Seite aus alles zu vermeiden, was die freundschaftlichen Beziehungen des Reiches zu Südslawien stören könnte.»* Ähnliche Weisungen erhielten die Volksgruppenführer in Rumänien und Ungarn.⁶³ Eine planmässige Nazifizierung hätte die Dissimilation der Volksdeutschen so gefördert, dass ein unge-

störtes Zusammenleben zwischen deutscher Minderheit und dem jeweiligen Staatsvolk nicht mehr möglich gewesen wäre.

Die Frage der Umsiedlung

Seine grundsätzliche Haltung zum Problem Umsiedlung Auslandsdeutscher äusserte Hitler in seiner Rede vom 6. Oktober 1939: *«Der ganze Osten und Südosten Europas ist z.T. mit nicht mehr haltbaren Splintern des deutschen Volkstums gefüllt. Gerade in ihnen liegt ein Grund und eine Ursache fortgesetzter zwischenstaatlicher Störungen. Im Zeitalter des Nationalitätenprinzips und des Rassegedankens ist es utopisch zu glauben, dass man diese Angehörigen eines hochwertigen Volkes ohne Weiteres assimilieren könne. Es gehört daher zu den Aufgaben einer weitschauenden Ordnung des europäischen Lebens, hier Umsiedlungen vorzunehmen, um auf diese Weise wenigstens einen Teil der europäischen Konfliktstoffe zu beseitigen.»*⁶⁴ Hitlers Standpunkt genauer interpretierend, stellte der Leiter der VOMI, SS-Gruppenführer Lorenz, fest, dass der Führer entschieden habe, die Volksdeutschen aus- oder umzusiedeln, *«... gleichgültig, ob die Gastländer dies wünschten oder nicht. Hierdurch würde ein ewiges Element der Streitigkeiten beseitigt.»*⁶⁵

Hitler vertrat in dieser Rede somit die Gegenposition zum «Selbstbestimmungsrecht der Völker», wie es die Westmächte 1919 und später zur Grundlage einer Neuordnung Ost- und Südosteuropas gemacht hatten. Dieses Prinzip sicherte den Völkern das Recht zu, ihr Schicksal in eigenen Staaten selbst zu bestimmen. Für kleinere Volksgruppen, die in Mehrvölkerstaaten lebten, sollte es in der Form der Kulturautonomie und einer gerechten Beteiligung an den politischen Entscheidungsprozessen Anwendung finden. Garantieren wollte man diese Rechte durch eigene Minderheitenschutzverträge.

Die Erfahrung, dass alle neu entstandenen Staaten Ost- und Südosteuropas als mehr oder weniger ausgeprägte «Vielvölkerstaaten im Kleinen» einen Minderheitenschutz zwar versprochen, aber niemals angewendet, im Gegenteil ihre Nationalitäten stets unterdrückt hatten, veranlassten Hitler zu einem radikalen Bruch mit der bisher gehandhabten deutschen Volkstumspolitik jenseits der Grenzen. Da es einerseits das menschliche Kräftepotential, andererseits aber die Bündnistreue der – minderheitenfeindlichen – Heimatstaaten zu erhalten galt, gab es für Hitler nur einen Ausweg: die Heimholung ins Reich.

Diese Lösung begünstigte zudem die Durchführung des weiteren nationalsozialistischen Zieles, Lebensraum im Osten zu schaffen. Im neugewonnenen Raum sollte das slawische Element zurückgedrängt, stattdessen mit den umgesiedelten Volksdeutschen die Grundlage für ihre Germanisierung gelegt werden. Diese völkischen Umschichtungen – nur geplant oder bereits in die Wege geleitet – bezeugen Hitlers Vorliebe für scharfe nationale Trennungsschnitte bzw. für den völkisch oder rassisch reinen Staat.

Das gesamte Deutschtum Ost- und Südosteuropas bildete von Anfang an eine Manövriermasse zur Erreichung grossgermanischer Ziele. Selbstbestimmungs- oder Heimatrecht, über Jahrhunderte hinweg gewachsene kulturelle, soziale und wirtschaftliche Bindungen spielten bei solchen Überlegungen natürlich keine Rolle.

In ihrer Gegenargumentation griffen die Volksgruppenführungen durchaus auf nationalsozialistische Parolen zurück: *«Diese Entwicklung (der Umsiedlung d. V.) zu verhindern, auf Vorposten am südöstlichen Einflusstor des Reiches zu stehen, das ist die grosse Sendung des Deutschtums im Donaauraum.»*⁶⁶ Danach gehörte der europäische Südosten zum Einfluss- und Machtbereich des Dritten Reiches, das diesen gegen den Vorstoss fremder Mächte zu verteidigen habe.

Die Arbeit der «Volksdeutschen Mittelstelle» (VOMI)

Nachdem Hitler zunächst den wenig elastischen und entscheidungsfreudigen Hess mit den volksdeutschen Angelegenheiten betraut hatte, entstand 1936 die «Volksdeutsche Mittelstelle»

als neues Koordinationsbüro. Nach Ausschaltung des VDA-Vorsitzenden Steinacher und der Gleichschaltung seines VDA im Herbst 1937 wandelte sich das Büro unter seinem Leiter Werner Lorenz von einem vertraulichen Beratungsorgan zu einer offenen Befehlsstelle auf der Grundlage nicht mehr übergreifenden völkischen, sondern wieder engen etatistischen Denkens. Das bedeutet in den Worten von Lorenz, *«dass die Volksgruppen Berlin gehorchen und sich nicht weiter bemühen sollen, als Volksgruppe rechtlich gesichert in fremden Staaten zu leben.»*⁶⁷

Zur Zeit des Wiener Protokolls im August 1940 bahnte sich eine neue Phase in den Beziehungen des Dritten Reiches zu den Südostdeutschen an: die VOMI begann jetzt damit, unter Umgehung des Auswärtigen Amtes direkt auf das Leben der Volksgruppen einzuwirken. Die Grundlage dafür war die Ernennung des Reichsführers der SS Heinrich Himmler im Oktober 1939 zum *«Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums»*, eine Stellung, mit der ihm die Verantwortung für sämtliche Volkstumsfragen zufiel. Daher ging es jetzt nicht mehr um die rechtliche Sicherstellung von deutschen Volksgruppen im Ausland, sondern darum, sie der Verfügungsgewalt des Reiches zu unterstellen. Himmler gab dieser neuen Einstellung die Richtlinie: *«Um den Führungsanspruch des Reichs gegenüber den einzelnen Volksgruppenführern sicherzustellen, seien draussen Männer zu finden, die bereit sind, den von Berlin gegebenen Befehlen blindlings zu gehorchen, ob sie mit diesen Befehlen einverstanden sind oder nicht, ob sie diese aus ihrer Volkstumsarbeit heraus verstehen oder nicht.»*⁶⁸

Alle wichtigen Entscheidungen für die Südostdeutschen gingen seit etwa 1939/40 nunmehr tatsächlich von der SS aus. Himmler riss die Durchführung des Wiener Protokolls an sich, zwang den Volksgruppen seine Vorstellung auf, in welcher Form sie sich zu organisieren hätten, setzte die dreimalige Einziehungsaktion für die Waffen-SS durch, führte sie aus und gab in der Endphase die Direktiven für Evakuierung und Flucht.

Allerdings war das Auswärtige Amt unter Ribbentrop nicht so ohne Weiteres bereit, seine Kompetenz für das Auslandsdeutschtum an die radikalere Konkurrenz abzugeben. Als Verfechter einer gemäßigten Haltung versuchte das Auswärtige Amt immer wieder die Linie durchzusetzen, jede Einflussnahme auf volksdeutsche Gruppen, vor allem auch die der VOMI zustehende weltanschauliche Erziehung auf die aussenpolitischen Erfordernisse des Reiches abzustimmen. In diesem Sinne wies Staatssekretär von Weizsäcker seine Gesandtschaften an, für volksdeutsche Angelegenheiten geeignete Mitarbeiter zu bestimmen und *«... zu veranlassen, dass die Volksgruppenführer keine Massnahmen, die aussenpolitische Rückwirkungen haben können, ergreifen...»* ohne Zustimmung der Gesandtschaft oder des Reichsaussenministers.⁶⁹ Trotzdem setzte sich die VOMI bedenkenlos über die Mahnung zu einer behutsameren Vorgehensweise hinweg und griff, wenn sich nur die Möglichkeit bot, am Auswärtigen Amt vorbei, häufig in unbedachter, ja plumper Form in die Angelegenheiten der südostdeutschen Volksgruppen ein. Ihre grundsätzliche Befürwortung einer Umsiedlung auslandsdeutscher Volksgruppen sorgte ständig für Verunsicherung in deren Reihen, während das Aussenministerium an einem Heimatrecht der Südostdeutschen festhielt. So trugen Himmler und das Auswärtige Amt den Kampf um die Macht über das Auslandsdeutschtum auf dem Rücken der Volksgruppen aus.

Die Kriegsteilnahme der Volksdeutschen

Dem Gedanken, die volksdeutschen Wehrpflichtigen zum Kriegsdienst in der deutschen Wehrmacht bzw. Waffen-SS heranzuziehen, lagen zwei Motive zugrunde: zum einen erwartete man, dass das gemeinsame Kampferlebnis eine stärkere Verbindung zwischen Volks- und Reichsdeutschen schaffen werde; andererseits wirkte die Überzeugung mit, dass die auslandsdeutsche Jugend nur in der Waffen-SS die militärische, politische und vor allem weltanschauliche Erzieh-

ung erfahren werde, die später als Kristallisationskern für einen Strukturwandel der gesamten Volksgruppe dienen könne; später, nach dem Kriegsbeginn mit der Sowjetunion, rückte die Vorstellung in den Mittelpunkt, «... die den Volksgruppen inwohnende Wehrkraft nicht in wesensfremden und im Vergleich zum Reich nur beschränkt leistungsfähigen der Balkanstaaten ungenutzt zu lassen, sondern die wehrfähigen Jahrgänge der 1,25 Mill. Deutschen des Südost-Raumes geschlossen in Einheiten im Kampf gegen den Bolschewismus einzusetzen...»⁷⁰

Obwohl die Waffen-SS nicht die monolithische verbrecherische Organisation war, als die sie der Internationale Militärgerichtshof in Nürnberg hinstellte, sondern in Wirklichkeit ein sehr mannigfaltiger und differenzierter Verband⁷¹, hält die historische Fachwelt an ihrem undifferenzierten Bild im Allgemeinen fest. 1929 von Hitler als «schwarze Leibgarde» gegründet, besass sie von Anfang an durch ihr «Rasse- und Siedlungsamt» auch politische Aufgaben. Nach dem Gewinn ihrer Unabhängigkeit von der SA 1931 und einer gewaltigen Steigerung ihrer Mitgliederzahl in den folgenden Jahren gelang ihr unter ihrem Reichsführer Himmler nach der Ausschaltung Ernst Röhm 1934 der grosse Durchbruch zum «Staat im Staate». Jetzt wurden die Weichen gestellt, dass aus den Sigrunen dieser sog. «Schutz-Staffel», aus den «Zeichen einer vermeintlichen Elite Kainsmale eines politischen Verbrechertums»⁷² werden konnten. Ausser über den SD und die Polizei verfügte Himmler noch über die eigentliche SS-Armee, die sich aus SS-Verfügungstruppen und SS-Totenkopfverbänden zusammensetzte. Ihre Zahl betrug 1936 210'000, bei Kriegsende 1'000'000 Mann, die sich auf 950'000 Angehörige der Waffen-SS, 30'000 Mann innerhalb der Totenkopfverbände und 30'000 Mann Fremdenlegionäre aufgliederten. Die Verfügungstruppen, später Waffen-SS, und die Totenkopfverbände unterstanden dem SS-Hauptamt Berlin und damit dem direkten Befehle Himmlers.

Innerhalb der SS galten idealistisch-heroische Wertvorstellungen, die damals viele junge Menschen in Deutschland und im deutschsprachigen Ausland in ihren Bann schlugen. Wer sich der Rekrutierung nicht aus freien Stücken anschloss, erlag dem massiven Druck, den die Verantwortlichen auf die weniger Willigen ausübten. So kam das Personal für ein System zusammen, «das, zynisch raffiniert, unter idealischer Verbrämung die Ausbreitung von Versklavung und Barbarei betrieb.»⁷³

Den ersten Anstoss zur SS-Werbeaktion unter den Deutschen in Südosteuropa scheint Hitler im Dezember 1941 gegeben zu haben: «Auf Befehl des Führers», heisst es in einer Akte, «soll die Waffen-SS weiter ausgebaut werden. Da Wehrpflichtige im Reich aber kaum noch eingezogen werden können, muss die Waffen-SS auf die Volksdeutschen zurückgreifen.»⁷⁴ Diese Ansicht wiederholte der Chef des SS-Hauptamtes Gottlob Berger in einem Schreiben vom 13.10. 1943 an Himmler: «Die Volksdeutschen und Germanen sind die letzten, bei denen wir bei längerer Dauer des Krieges noch einen Ersatz zusätzlich herausholen können.»⁷⁵ Schliesslich bekräftigte Himmler seine Meinung: «Es ist unmöglich, dass Deutsche in Europa irgendwo als Pazifisten herumhocken und sich von unseren Bataillonen beschützen lassen...»⁷⁶

Rechtsgrundlage für die Anwerbung Volksdeutscher zur Waffen-SS bildeten in Ungarn und Kroatien zwischenstaatliche Abkommen der Regierungen in den Jahren 1942, 1943 und 1944 ohne Mitwirkung der Volksgruppenführungen. Für Serbien und das Banat erfolgte hingegen eine «Aushebung».

Die Aufstellung der Division «Prinz Eugen» erfolgte also auf direkten Befehl Himmlers im April 1942, zum ersten Einsatz kam sie im Oktober 1942 im Ibar-Tal. Zu Greuelthaten liess sich die volksdeutsche Division nur einmal hinreissen, als sie in der Region um die dalmatinischen Städte Sinj und Split auf verstümmelte Leichen deutscher Kameraden traf und eindeutige Beweise für eine Kollaboration der kroatischen Bevölkerung mit den kommunistischen Partisanen

vorhand. Die Niedermetzlung mehrerer hundert Zivilisten erfolgte mit *«balkanüblicher Grausamkeit»*⁷⁷ und lässt sich vielleicht militärisch, aber nicht menschlich rechtfertigen. Hingegen schliesst sich eine Mittäterschaft bei den blutigen deutschen Vergeltungsaktionen gegen aufständische Partisanen- und Tschetnikverbände im Herbst 1941 bei Sabac, Kraljevo, Kragujevac u.a. von selbst aus, da die Division «Prinz Eugen» zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht existierte. Ebenso wenig arbeitete sie bei der Bekämpfung serbisch-nationalistischer Kräfte mit den kroatischen Ustascha-Verbänden zusammen, es gab eher Kontroversen zwischen beiden Gruppen. Der volksdeutschen Division war es in der Endphase des Krieges zu verdanken, dass die aus Griechenland abziehenden deutschen Wehrmachtseinheiten nicht von Tito-Truppen eingeschlossen wurden und darüber hinaus viele reichsdeutsche Südostkämpfer in die Heimat zurückkehren konnten.

Für die praktische Durchführung wandte man verschiedene Methoden an. Im Unabhängigen Staat Kroatien (USK) nahm man die Einziehung aufgrund landeseigener Wehrgesetze und zwischenstaatlicher Verträge vor. Der Volksgruppenführung räumte man in diesem Rahmen das Recht ein, Einheitsstaffeln und Wehrbezirkskommandos zu bilden. In Ungarn folgte man dem kroatischen Verfahren, übertrug aber der Volksgruppenführung keine wehrrechtlichen Befugnisse, wenn man sie auch Werbung und Musterung praktisch durchführen liess, wobei der Wehrpflichtige zwischen Waffen-SS und Honvéd wählen konnte. Im serbischen Banat diente eine volksgruppenrechtliche Anordnung als Grundlage für die Einziehung, um die Befehle des SS-Hauptamtes für das feindliche Ausland zu tarnen. Schliesslich erfolgte die SS-Aushebung am Ende des Jahres 1944 überall direkt und ohne rechtliche Grundlage.

Noch vor den zwischenstaatlichen Regelungen meldete sich eine kleine, nicht genau feststellbare Anzahl junger Leute wirklich freiwillig, aber völkerrechtlich illegal zur Waffen-SS, teils aus Idealismus und Abenteuerlust, teils durch Vorspiegelung falscher Tatsachen in ihrer Gutgläubigkeit dazu verleitet.⁷⁸

b) Das Schicksal der Ungarndeutschen während des Zweiten Weltkrieges

Ungarn an der Seite des Dritten Reiches

Der Kriegsbeginn im September 1939 und der rasche Sieg über Polen zwangen Ungarn noch keine unbedingt prodeutsche Haltung auf, solange der Krieg gegen die Hauptgegner im Westen noch keine entscheidende Wendung nahm: also gab es bis dahin auch keine Zugeständnisse an die deutsche Volksgruppe. Als dieser Fall im Juni 1940 zugunsten Deutschlands eintrat, kalkulierte man in Budapest mit weiteren Gebietsrevisionen im Südosten und rechnete sich dabei selbst gute Chancen aus.

Die Münchner Verhandlungen zwischen Hitler und Teleki/Csaky am 10. Juli 1940 bestätigten die ungarischen Erwartungen. Die begründete Hoffnung, als Juniorpartner Deutschlands in Siebenbürgen Gebietsgewinne machen zu können, führte zu einer etwas länger anhaltenden Phase einer scheinbar verständnisvollen Zusammenarbeit mit der deutschen Volksgruppe. Man kann für die deutschen Wünsche sogar von einer Art Durchbruch sprechen. Kaum hatte jedoch Ungarn seine Beute «im Sack», liess die Bereitschaft zu Zugeständnissen schon wieder nach.

Im Hinblick auf seine siebenbürgischen Ambitionen erlaubte Teleki sogar «kleine Geschenke»: die monatliche Herausgabe des «Jungkamerad» ab 1. Juni 1940 und das Erscheinen einer Tageszeitung (ab Oktober 1940 die «Deutsche Zeitung»); ein Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache (am 25. August 1940 in Budapest eröffnet) und eine Bürgerschule unter Verant-

wortung des Volksbundes; die Errichtung des «Deutschen Hauses» (am 18. August 1940 feierlich in Budapest eröffnet) als Organisationsmittelpunkt der Volksgruppe sowie die Erweiterung der Organisation auf 250 Ortsgruppen mit etwa 50'000 Mitgliedern, darunter endlich auch eine Budapester Ortsgruppe); schliesslich die Zusage, alle behördlichen Benachteiligungen der deutschen Minderheit sowie die zwangsweise Namensmagyarisierung einzustellen und jene bevorzugt zu behandeln. Zweifellos bedeutete dies für Basch einen «Durchbruch», verschaffte ihm einen entscheidend vergrösserten Handlungsspielraum, andererseits blieben viele Erwartungen unerfüllt.

Im Rahmen des Zweiten Wiener Schiedsspruches erhöhte das «Wiener Protokoll» vom 30. August 1940, ein Vereinbarungspapier zwischen VOMI/Aussenminister Ribbentrop einerseits und ungarischem Aussenministerium andererseits, die Qualität der Volksbundsautonomie erheblich, machte aber «durch die Hintertür» Gleichschaltungspraktiken möglich. Es garantierte dem Volksbund die allgemein anerkannten Minderheitenrechte, die Freiheit, sich zum deutschen Volkstum und zur Weltanschauung des Nationalsozialismus zu bekennen und die Entscheidungskompetenz über die Zugehörigkeit zur Volksgruppe.

Die Hinzuziehung der VOMI deutet diese Umorientierung des Reiches in der Behandlung des Auslandsdeutschtums bereits an. Dieses sollte ganz auf die reichsdeutschen Kriegsbedürfnisse eingestellt und als Rohstoff- und Menschenreservoir des Reiches genutzt werden. Eine solche Auffassung stand in diametralem Gegensatz zum Bekenntnis Baschs: *«Eine Volksgruppe muss ihr Schicksal selbst gestalten. Überlässt sie dies anderen, hat sie bereits selbst auf ihre Zukunft verzichtet... In diesem völkischen Ringen stehen wir aus freiem Entschluss fest auf dem Boden St. Stefans...»*⁷⁹

Die direkte Verbindung zum Reich bedeutete für die Ungarndeutschen, dass in dem Moment, da die so lang von ihnen erstrebte Rechtssicherheit in Ungarn erreicht war, sich die von Berlin aus bestimmte «grosse Politik» dafür nicht mehr interessierte. Indem nach dem «Wiener Protokoll» – mit Rücksicht auf die ungarischen Gesetze formell zwar Basch – in Wirklichkeit die VOMI über die Zugehörigkeit zur ungarndeutschen Volksgruppe entschied, wurde sie von Berlin gleichgeschaltet und ihr «Volksgruppenführer» zum Befehlsempfänger degradiert. Da die Volksgruppe mit dieser ihr zugeordneten Rolle keinesfalls einverstanden war und Basch weder alle Befehle aus Berlin befolgte noch sie sklavisch ausführte, sich andererseits der politische Kleinkrieg mit den ungarischen Behörden fortsetzte, musste dieser Antagonismus für die Ungarndeutschen zu einer Dissimilation ohne jede Zukunftsperspektive führen.

Die Reden und Presseberichte der Jahre 1939 und 1940 belegen, dass zwischen der Situation im Deutschen Reich und der Haltung von VDU-Führung und ungarndeutscher Bevölkerung ein ursächlicher Zusammenhang bestand: spektakuläre deutsche Erfolge ermuntern sie, ungarische Unterdrückungsmassnahmen anzumahnen oder sich gegen sie zu wehren bzw. selbstbewusster die eigenen Rechte zu verlangen. Aktionen mit ungewissem Ausgang oder ruhigere Zeiten veranlassen sie hingegen zu deutlicher Zurückhaltung.

Das Verhalten der ungarischen Regierung den berechtigten Forderungen und Wünschen der ungarndeutschen Bevölkerung und ihrer Führung gegenüber war im Grundsätzlichen minderheitenfeindlich und von sich aus zu keinem Entgegenkommen bereit. Nachgiebigkeit zeigte sie nur, wenn sie sich durch reichsdeutsche Politiker oder Zeitungsberichte dazu gezwungen sah. Doch verfolgte sie dabei die Taktik, Zusagen abzuschwächen oder ganz zu verschleppen. So erfüllte Aussenminister Csaky seine Ribbentrop gegenüber gemachte Zusage vom 29.4.1939, die Schulfrage zu lösen und drei ungarndeutsche Abgeordnete zuzulassen, nur zum Teil. Bei den Wahlen Ende Mai 1939 wurden nur zwei deutsche Abgeordnete gewählt, in der Schulfrage geschah überhaupt nichts. Über ein Jahr lang trat die Volksgruppe mit ihrem Volksprogramm vollkommen auf der Stelle.

Am Verhältnis der ungarischen Regierung zum Volksbund änderte sich gegenüber der Zeit vor dem Wiener Schiedsspruch im Grundsätzlichen nichts. Die eine Seite musste sich jedes noch so kleine Zugeständnis buchstäblich erkämpfen, die andere Seite suchte den Entfaltungsspielraum des Volksbundes so klein wie möglich zu halten. Doch drei Faktoren gaben diesem gespannten Verhältnis seit Herbst 1940 ein anderes Gesicht. Die Bestimmungen des Wiener Protokolls legten der Regierung die stets einklagbare Verpflichtung auf, der deutschen Minderheit einen nationalen Freiraum zuzugestehen. Als Ministerpräsident Teleki sich im September 1940 nicht an diese Verpflichtung gebunden fühlte oder sein Nachfolger Bárdossy die ungarndeutsche Jugendorganisation sabotieren wollte, verhalfen reichsdeutsche Hinweise auf diese Rechtsgrundlage dem Volksbund zu seinem Recht.

Die mit dem Angriff auf die Sowjetunion entstehende militärische und politisch-ideologische Aktionsgemeinschaft zu Ungarn bewertete die Nazi-Regierung so vorrangig, dass ihr ein harmonisches Verhältnis mit Budapest wichtiger erschien als die Unterstützung des VDU: das Bewusstsein, unentbehrlich zu sein, verschaffte der ungarischen Regierung in Konfliktfällen mit der Volksgruppenführung die stets günstigere Position. So erreichte sie im November 1941, dass die Volksbund-Führung auf Weisung Himmlers fortan nur noch vom gemeinsamen Kampf Deutschlands und Ungarns sprechen durfte und Anprangerungen wegen Nichterfüllung volksdeutscher Ansprüche zurückstellen mussten.

Der Ausbau der Volksbundorganisation

Die Angleichung der Volksgruppenorganisation an das hierarchisch aufgebaute Führerstaatsmodell der Nationalsozialisten in Deutschland und die rücksichtslose Einbeziehung des ungarndeutschen Menschen- und Wirtschaftspotentials in die reichsdeutsche Kriegsplanung führte zur Radikalisierung der gegenseitigen Positionen und förderte so die Entfremdung zwischen Staatsvolk und Minderheit und damit die Dissimilation der deutschen Volksgruppe.

Die Entfremdung setzte ein, als die Ungarndeutschen dank der Patronanz des Dritten Reiches über ihre Volksgruppenorganisation ein ganz neues Selbstbewusstsein erfasste. Sie vergrößerte sich, als in den neuen Gebieten Nordsiebenbürgens und der Batschka die Deutschen gegenüber den Magyaren bei der Besetzung von Verwaltungsstellen und wirtschaftlich benachteiligt wurden.⁸⁰ Der Graben, der schon im alten Ungarn die Magyaronen von den volksbewusstesten Deutschen getrennt hatte, vertiefte sich noch durch die Kriegsergebnisse. Von Volksbundseite ging die geheime Drohung aus, nach dem Sieg Deutschlands im Krieg müssten alle, die sich nicht zum Deutschtum bekannten, mit Benachteiligungen rechnen. Die Gegenseite streute das Gerücht aus, die ungarische Regierung würde alle, die sich bei der Volkszählung 1941 als Deutsche ausgaben, aus Ungarn aussiedeln oder zumindest wirtschaftlich benachteiligen.

Nahrung erhielten diese Gerüchte durch reichsdeutsche und ungarische Aussiedlungspläne, die beide Seiten wegen der grossen Verunsicherung, die von ihnen ausgingen, bis nach dem Krieg zurückstellten, von denen aber doch einiges durchsickerte. Sie weckten Hoffnung bei den Armen, Besorgnis bei den Wohlhabenden, in jedem Falle steigerte sie die Desorganisation der Volksgruppe.

Nach dem Wiener Protokoll änderte sich zwar zunächst nichts am Vereinscharakter des Volksbundes, aber es gab nunmehr eine feste Rechtsgrundlage für einen Ausbau des nationalen Lebens der Ungarndeutschen. Bereits im Oktober verdoppelten zwei deutsche Vertreter aus den von Ungarn neu erworbenen Gebieten, Eduard Kreutzer aus Nordsiebenbürgen und Sepp Schönborn (1905-1944) aus Sathmar, die Zahl der deutschen Abgeordneten im ungarischen Parlament. Das Hauptgewicht der Volksbund-Arbeit lag auf dem Bereich des Schulwesens. Die neue Min-

derheitenschulverordnung vom Februar 1941 brach mit der Regelung von 1935, die den B-Typ (gemischtsprachig) verallgemeinerte, und kehrte wieder zum A-, B- und C-System zurück. Aufgrund der genannten Durchführungsbestimmung vom Juli 1941 konnten die Elternversammlungen durch Mehrheitsbeschluss einen Wechsel zum A-Typus herbeiführen und so dafür sorgen, dass an den Schulen deutscher Mehrheitsgemeinden die deutsche Unterrichtssprache herrschte und Ungarisch Unterrichtsgegenstand blieb. Der Unterrichtserfolg blieb aber eingeschränkt durch die Tatsache, dass 90 Prozent der Lehrer an Nationalitätenschulen entweder Ungarn oder Magyarisierte waren.

Das volksbundeigene Schulwesen in Rumpfungarn weitete sich im Herbst 1941 auf 17 Volksschulen, vier Bürgerschulen (Hidas, Deutschbohl, Baja und Karol) sowie zwei Gymnasien (Budapest und Fünfkirchen) aus. Dank der neu angegliederten Gebiete verfügte der Volksbund über etwa 50 Kindergärten, über 100 Volksschulen und 17 Mittelschulen (acht Bürgerschulen, sechs Gymnasien, zwei Lehrerbildungsanstalten und eine Handelsschule). Damit entsprach die Stärke des ungarndeutschen Schulwesens aber lediglich der des jugoslawischen Banats, hatte aber das Zehnfache an Einwohnern aufzuweisen.⁸¹ Die grossartig organisierte und sehr erfolgreich arbeitende «Deutsche Schulstiftung» der Batschka ging im Mai 1943 in der «Schulstiftung der Deutschen Volksgruppe in Ungarn» auf.⁸²

Um den hohen ungarndeutschen Lehrermangel rasch überbrücken zu können, besuchten viele Schüler aus Rumpfungarn die Lehrerbildungsanstalten in Siebenbürgen und der Batschka.

Auch das deutsche Pressewesen entwickelte sich kontinuierlich weiter. Die im Oktober 1940 gegründete Tageszeitung «Deutsche Zeitung» erreichte im ersten Jahr ihres Erscheinens eine Auflagenhöhe von 45'000. Aus den neuen Gebieten kamen eine eigene Handels- und Gewerbezeitung, die «Deutsche Arbeit», ein Bauernblatt, «Die Landpost» sowie vier Wochenzeitungen hinzu.⁸³

Entscheidend für die weitere Entwicklung blieb jedoch der Status des Volksbundes. Mit dem sehr eng abgesteckten Rahmen eines Vereins konnte seine Führung auf keinen Fall zufrieden sein. Deswegen arbeitete Basch zusammen mit der VOMI den Entwurf eines neuen Minderheitenabkommens aus, der die Volksgruppe zur Persönlichkeit des öffentlichen Rechts gemacht hätte. Doch eine solche Lösung war für Ungarn unannehmbar und daher chancenlos. Trotzdem blieb der Entwurf für den Volksbund und die Berliner Stellen ein Orientierungsrahmen für künftige Erneuerungen.

Die weitere Ausgestaltung des Volksbundes war mehr ein Umbau. Die in der Regel von Berlin inspirierten oder angeordneten Neuerungen brachten den Ungarndeutschen keinesfalls mehr Handlungsspielraum als Volksgruppe oder mehr nationale Rechte, sondern dienten ausschliesslich dazu, sie dem Zugriff reichsdeutscher Stellen als menschliches oder wirtschaftliches Ausbeutungsobjekt optimal verfügbar zu machen. Entsprechend dieser Richtlinie erging eine Weisung Himmlers an Basch, künftig die Nichterfüllung volksdeutscher Ansprüche der ungarischen Regierung nicht mehr vorzuhalten, weil dies eine Belastung der deutsch-ungarischen Waffenbrüderschaft darstelle.

Ein wesentlicher Faktor für den Ausbau der Volksgruppenautonomie war die selbständige Jugendorganisation «Deutsche Jugend», deren Satzungen die Regierung am 1. April 1942 genehmigte. Formell führte das Kultusministerium die Oberaufsicht, in Wirklichkeit gab der Volksbund nach den Anweisungen Himmlers die Richtung an. Der zum Landesjugendführer ernannte Mathias Huber erläuterte diese so: «Auch der letzte deutsche Junge muss erfasst und zum deutschen Jungen geprägt werden. Deutsch sein heisst aber Soldat sein. Grundforderung ist Unterordnung, Disziplin und Leistung.»⁸⁴ Eindeutiger Sinn der Jugendarbeit bestand in der Vorberei-

tung zum Militärdienst. Entsprechend erfasste man alle deutschen Jungen ab 18 und alle Mädchen ab 15 Jahren, um für die bevorstehende Werbung für die Waffen-SS einen klaren Überblick zu erhalten.

Die «Heimatfront» der Ungarndeutschen

Beginnend mit der Angliederung der südungarischen Gebiete im April 1941 (mit ihrem gegenüber den ungarischen Nachbarregionen viel höheren Organisations- und Bildungsstandard), erfolgte Schritt für Schritt die Umwandlung des Volksbundes in eine Volksgruppenorganisation.⁸⁵ Basch erhielt vom Reichsführer SS persönlich die Anweisungen zum Ausbau einer «Volksgruppenautonomie», die die deutsche Minderheit in eigentlich allen Lebensbereichen aus den entsprechenden ungarischen Organisationen ausgliederte und zu scheinbar selbständigen deutschen Organisationen zusammenfasste.

So entstand die «Deutsche Volkshilfe», die am 30. November 1942 ihre Gründungsversammlung durchführte, deren Satzungen aber die ungarische Regierung niemals genehmigte. Als Selbsthilfeverein konzipiert, bot sie der ungarndeutschen Bevölkerung eine breite Palette sozialer Leistungen an: Zuwendungen bei Geburt, Unfällen, Arbeitslosigkeit und Todesfällen. Ferner gewährte sie finanzielle Hilfe bei Haus- und Landkauf sowie bei gewerblichen Niederlassungen. Im Laufe der Zeit passte sie sich aber voll den Erfordernissen der Front an, so dass man Ende 1942 davon sprach, dass die Volkshilfe nichts anderes als Soldatenhilfe sei. Daher unterstützte sie jetzt in erster Linie die Angehörigen der SS-Soldaten, sorgte für die Soldatenwitwen und -waisen und gliederte die Kriegsversehrten wieder in den Arbeitsprozess ein. Ferner eröffnete das Soldatenhilfswerk 1943 in Titel ein Kinderheim, ein Winterhilfswerk für Kinder, werdende Mütter und betagte Eltern von SS-Soldaten sowie ein deutsches Müttererholungsheim in Futok, eine Leistung, «die, wenn wir sie Aussenstehenden erzählen würden, kaum glaubhaft erscheinen würde.»⁸⁶

Nach dem Wiener Abkommen stand der ungarndeutschen Volksgruppe das Recht zu, ihr Wirtschaftsleben selbst zu organisieren. Ein Versuch der ungarischen Regierung, die Aktivitäten des Volksbundes zum Aufbau eines Genossenschaftswesens durch das Auswärtige Amt Berlin als Kompetenzüberschreitung unterbinden zu lassen, schlug im November 1941 fehl.⁸⁷ Das Zentrum des Genossenschaftswesens lag in der von Ungarn besetzten Batschka⁸⁸. Seine Grundlagen hatte es in der 1920 in Neusatz errichteten Landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft «Agraria». Seither hatten sich über 200 lokale Genossenschaften allein in der Batschka gebildet. Nach dem Anschluss der Batschka genehmigte die ungarische Regierung den Fortbestand der batschka-deutschen Zentralen mit 204 Genossenschaften. Die bedeutendste Zentrale war die Landwirtschaftliche Darlehenskasse, die 1941 einen Umsatz von 13,9 Mill. Pengö, 1942 sogar von 16,8 Mill. Pengö aufweisen konnte. Neben den erwähnten existierten mehrere kleinere Genossenschaften, z.B. 17 Handwerker-genossenschaften, sechs Genossenschaften für Milcherzeugung und Verwertung von Molkereiprodukten, schliesslich sechs für die Verwertung von Obst und Wein.

Im Frühjahr 1942 rief der Volksbund den «Wirtschaftlichen Kriegsdienst der Heimat» (WKH) ins Leben, um die wirtschaftliche Produktion, vor allem im Bereich der Landwirtschaft, mit den Kriegsanstrengungen des Dritten Reiches zu koordinieren. Die Orts- und Kreisstäbe des über das ganze Land verzweigten WKH kümmerten sich darum, dass die Tätigkeiten aller landwirtschaftlichen Arbeitsphasen vollständig erledigt wurden.

Die Hauptlast der Arbeit verlagerte sich immer mehr auf die Frauenschaft. Die Kriegsanstrengungen prägten sogar den Dörfern ein anderes Bild auf. Statt Blumen in Parks und an Strassenrändern begegnete man jetzt Sonnenblumen, Kartoffel- und Gemüsepflanzen. Ferner wickelte die Frauenschaft eigentlich alleine die Organisation der Kinderlandverschickung ab.

Die enge wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Volksbund und dem Deutschen Reich

verlief jedoch nicht ohne Störungen. Ungarische Behörden sahen sie nicht gerne, und in der Batschka häuften sich die Stör- und Sabotageaktionen der kommunistischen Partisanenverbände. Deswegen verfügte Gebietsführer Spreitzer die Einschaltung hilfswilliger Deutscher in die von der Militärverwaltung organisierte Bewachung der Agrarprodukte. Zwischen 12. Juni und 28. August 1941 leisteten diese deutschen Wachen, die auch mit Waffen ausgestattet wurden, Tag und Nacht Dienst. So formierte sich im Rahmen der «Heimatfront» aus diesen Einsatzstaffeln im Sommer 1941 die «Mannschaft».⁸⁹ *«Die regulär, aber ohne Waffen ausgebildete Mannschaft wurde zum Kern der Anfang Juni 1942 ausschliesslich für das Gebiet der Batschka zugelassenen Organisation der ‚Deutschen Mannschaft‘».*⁹⁰

Der Anschluss der Südgebiete

Im Rahmen des Krieges zwischen Deutschland und Jugoslawien, an dem sich auch Ungarn beteiligte, fielen die Batschka, das Baranya-Dreieck und die Murinsel an Ungarn zurück.⁹¹ Allerdings verfolgten die Batschkadeutschen das Einrücken der Honvédeinheiten und die Besetzung durch Ungarn mit einer gewissen Enttäuschung. Unter ihrem Volksgruppenführer Janko war im Februar 1941 als organischer Teil der «unteilbaren Schicksalsgemeinschaft des deutschen Volkes» die «Deutsche Volksgruppe in Jugoslawien» als Körperschaft des öffentlichen Rechts gebildet worden. Diese Neuorganisation lieferte die Jugoslawiendeutschen einerseits weitgehend der Verfügungsgewalt des Dritten Reiches aus, andererseits umfasste sie im Oktober 1941/97 Prozent der deutschen Bevölkerung; allein das Frauenwerk und die Deutsche Jugend zählten 30'000 bzw. 20'500 Mitglieder. Daher verknüpften die Batschkadeutschen mit dem Aprilkrieg die Hoffnung, ihren exakt niemals umrissenen, aber insgeheim genährten Traum von einem staatlich eigenständigen autonomen Gebiet zu verwirklichen.

Zu diesem Zweck beteiligte sich die Kulturbundführung mancherorts an der Entwaffnung der bereits demoralisierten jugoslawischen Armee⁹², um je rascher die Voraussetzungen zu einer Vereinigung von Batschka und Banat als dem künftig selbständigen deutschen Gebiet zu schaffen. Jedoch erstickte die militärische Verwaltungstruppe Südungarn mit Hilfe der ungarischen Armee solche Bestrebungen im Keime, entwaffnete die Wachtposten des Kulturbundes und ging auch mit Gewalt gegen sie vor. Die Lage normalisierte sich erst wieder, als sich der Plan vom eigenständigen deutschen Gebiet verflüchtigte: Deutschland musste mit Rücksicht auf seinen Kriegsverbündeten Ungarn dieses Vorhaben unterbinden. Gemäss dem Wiener Abkommen über die Minderheiten gestand die ungarische Regierung den 196'000 deutschen Einwohnern der Batschka 30 Notarstellen und ein Oberstuhlrichteramt sowie ihrem zahlenmässigen Anteil entsprechend Sitze in den Gemeindevertretungen und Munizipalausschüssen des Komitats zu. Die Vergabe von einem Viertel dieser Ämter an Deutsche, die nicht dem Kulturbund angehörten, rief unter den Deutschen Protest- und Verweigerungsreaktionen hervor. Darüber hinaus zogen die drei batschkadeutschen Abgeordneten Josef Spreitzer, Josef Trischler (1903-1975) und Franz Hamm (1900-1988) ins Budapester Parlament ein.

Die Batschka gab nicht nur dem ungarndeutschen Genossenschaftswesen kräftige Impulse, besonders eindrucksvoll waren ihre Opferleistungen im Rahmen der Volkshilfe. Dies zeigte sich vor allem bei der Kinderlandverschickung und bei den Spenden für das Winterhilfswerk. Bereits im Sommer nahmen batschkadeutsche Familien 3'000 ungarndeutsche Kinder bei sich auf, 1942 wohnten 1'500 Kinder aus Siebenbürgen und Ungarn, 3'000 Hitlerjungen aus Deutschland und im Herbst nochmals 1'000 Kinder aus Deutschland und Ungarn bei «Pflegeeltern» in der Batschka. Aus den Einnahmen der Kinderlandverschickung – 3 Pengö pro Tag und Familie – auf die die Gastfamilien zugunsten des Volksbundes freiwillig verzichteten, konnte dieser ein

Soldatenwaisenhaus in Apatin, ein Lager für erholungsbedürftige Kinder in Futok sowie ein Entbindungs- und Kinderkrankenhaus, vor allem für Angehörige von SS-Soldaten, in Neusatz errichten.

In gleicher Weise tat sich die deutsche Bevölkerung der Batschka bei den Sammelaktionen für das Winterhilfswerk hervor. Von den im Winter 1941/42 aus ganz Ungarn eingegangenen Spenden in Höhe von 705'000 Pengö entfielen auf die Batschkadeutschen 399'000, 1942/43 waren es bei einem Gesamtbetrag von 1'137'000 für das ganze Land allein 593'000 Pengö für die Batschka, also bei einem Sechstel der Bevölkerung über die Hälfte der Spendengelder: eine unter allen deutschen Volksgruppen Europas einmalige Leistung, wie die Volksbundführung hervorhob.

Im Bereich der Landwirtschaft lieferte die Zentralgenossenschaft «Agraria» mit 78 Genossenschaften und 58 freiwillig beigetretenen Unternehmen 1941 31'600 to, 1942 40'600 to Weizen und 56'000 to Sonnenblumenkerne aus der Batschka nach Deutschland. Mit der Losung «Sonnenblumen müssen wachsen für den Sieg» forderte das Batschkaer Bezirkslandwirtschaftsamt eine Ausdehnung der Sonnenblumenanbaufläche auf 50'000 ha, bereits 1943 waren 20'000 ha auf diese Frucht umgestellt. Die aus der Ernte gepresste Ölmenge deckte den Ölbedarf von 1 Mill. Soldaten.⁹³

Die Zentrale «Selector» für Viehzucht und Verwertung von Vieh und Viehprodukten verlegte sich mit ihren 99 Genossenschaften ebenfalls auf Transporte in das Deutsche Reich. 1942 betrug ihre Lieferung 2'025 Waggons mit 9'535 Mastschweinen.

Von den Volksgruppen der drei Nachfolgestaaten waren die Ungarndeutschen diejenigen, die von Anfang bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges die stärkste Bindung an Heimatraum und Heimatvolk aufwiesen. Schon bei der Ansiedlung im Hinblick auf ihre rechtliche Stellung und den zugeteilten Siedlungsboden gegenüber den Kolonisten auf Staatsgrund benachteiligt, blieben sie bis 1945 in ihrer Mehrheit «kleine Leute», die jedoch aufgrund ihrer Kolonistentugenden immer ihr redliches Auskommen hatten. Daher bildete sich bei ihnen eine besonders enge Beziehung zum Heimatboden aus. Andererseits blieb die Intelligenzschicht, die sie hervorbrachte, vergleichsweise dünn und liess sich in der Mehrzahl bereitwillig magyarisieren. Das deutsche städtische Bürgertum, in zahlreichen Städten Kernungarns, aber vor allem in Ofenpest und Fünfkirchen noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dominierend im Lande, spielte nach dem Ersten Weltkrieg überhaupt keine Rolle mehr. Vor allem damit hängt es zusammen, dass der UDV Jakob Bleyers mit seiner christlich-konservativen Grundeinstellung die einzige Interessensvertretung der Ungarndeutschen blieb und eine Erneuerungsbewegung wie in den Nachbarländern unterblieb. Ebenso wenig wurde nach dem Wiener Schiedsspruch eine deutsche nationalsozialistische Partei in Ungarn gegründet oder die Volksgruppe mit einer Radikalität wie anderswo für Deutschland in Anspruch genommen. Vielmehr behielten überraschend viele Ungarndeutsche eine Distanz zum Volksbund, wehrten sich gegen die Rekrutierung zur Waffen-SS und legten in der «Treuebewegung» ein entschiedenes Bekenntnis zu ihrem Heimatstaat ab.

c) Das Schicksal der Donauschwaben in Jugoslawien während des Zweiten Weltkrieges

Der Ausbau des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes zur Volksgruppenorganisation Ähnlich wie Ungarn verhielt sich Jugoslawien nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges vorsichtig zurückhaltend. Die jugoslawische Regierung Cvetkovic tendierte zwar gefühlsmässig zu den Westmächten, konnte aber den Machtzuwachs und die Präsenz des Dritten Reiches in Südost-

europa (Anschluss Österreichs, Gewinn der Sudetengebiete, Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren sowie des Satellitenstaates Slowakei) nicht negieren. Daher näherte es sich mehr und mehr, zumal nach den deutschen Kriegserfolgen im Westen, den revisionistischen Staaten. Auf freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland Wert legend, brachte Cvetkovic auch Verständnis für die Wünsche der deutschen Volksgruppe auf.

Daher begann mit dem Amtsantritt des neuen Bundesobmannes Sepp Janko im August 1939 eine neue Ära für den Schwäbisch-deutschen Kulturbund. Dieser war nach den Vorstellungen Jankos «... die organisierte, nach aussen hin sichtbare Volksgemeinschaft der Deutschen in Jugoslawien. Als solche kümmert er sich um alle Lebensbereiche unseres Volkes. Er fordert deshalb von jedem Deutschen unseres Landes, dass er sich zu dieser Organisation und damit zur deutschen Volksgemeinschaft bekenne. Denn der Kulturbund ist für uns die Volksgruppe.»⁹⁴

Um diese neue Gemeinschaftsform werden zu können, bedurfte es eines umfangreichen Ausbaues des Bundes und einer Neuregelung des Beitragswesens. Als Janko sein Amt als Obmann antrat, umfasste der Kulturbund etwa 30'000 Mitglieder, und seine Kassen waren leer.

Als gemässigter Erneuerer gelang es Janko, die auch nach der äusserlichen Versöhnung weiter-schwelenden Spannungen mit der Erneuerungsbewegung weitgehend zu entschärfen. Dank rastlosen Einsatzes und umsichtiger Leitung der Führungsmannschaft stieg die Zahl der Kulturbundmitglieder bis Ende März 1941 auf 200'000, nach anderen Angaben auf 305'000⁹⁵ an, die in 400 Ortsgruppen und 100 Stützpunkten organisiert waren. Damit erfasste der Kulturbund 90-

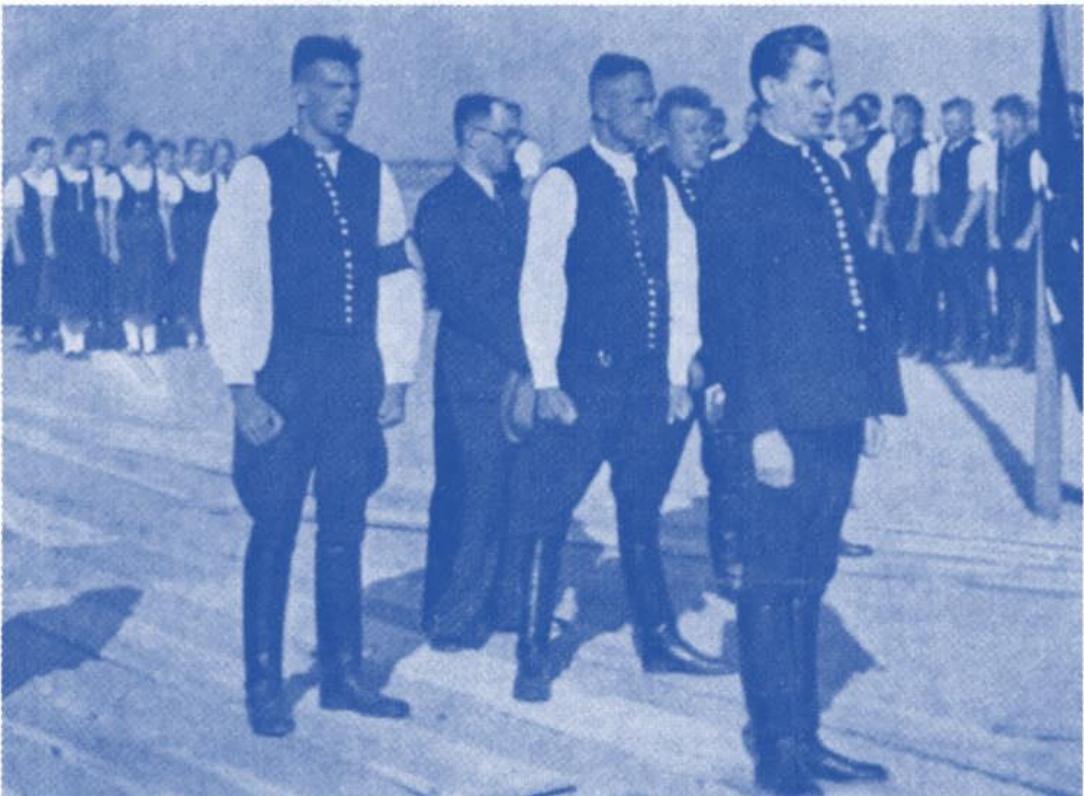


Abb. 22: Kundgebung der Deutschen Volksgruppe in Jugoslawien in Essegg am 1.6. 1941, vorne Volksgruppenführer Janko

95 Prozent aller Jugoslawiendeutschen. Infolge eines neuen Verfahrens, das die individuelle Leistungsfähigkeit des Einzelnen berücksichtigte, die Beiträge aber insgesamt erhöhte, gelangten bis November 1940 3 Mill. Dinar in die Bundeskasse und betrug die monatlichen Zahlungen ab 1941 bei nunmehr wesentlich höherem Mitgliederstand 1 Mill. Dinar. Diese günstige Entwicklung der finanziellen Basis liess den Gedanken einer Selbstbesteuerung der Volksgruppe aufkommen als Ausgangspunkt für die Anlage einer Hauptkasse zur Finanzierung aller Volksgruppeneinrichtungen.

Als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtete sie die Jugendorganisation. Nach gründlicher Schulung einer Stammenschaft durch entsprechende Kräfte aus Deutschland setzte eine umfangreiche Kulturarbeit ein mit Aufführungen von Theaterstücken, Sing- und Laienspielen, mit Musikabenden und dem Aufbau einer ständigen Wanderbühne.

Ähnlich wie in Ungarn fanden die Bemühungen des Kulturbundes die Unterstützung des VDA. Dieser finanzierte Stipendien für ein Studium in Deutschland, lieferte Bücher an Kulturbund-Büchereien, deckte die Reisespesen jugoslawiendeutscher Kulturreferenten nach Deutschland sowie deren reichsdeutscher Kollegen nach Jugoslawien. Er blieb also auch hier seinem Grundsatz treu, nur kulturelle Anliegen zu fördern und seine Gelder nicht direkt fließen zu lassen. Ausnahmen bildeten die zweckgebundene Hilfe für die Hochwassergeschädigten in Neusatz und eine einmalige Zuwendung von 875'000 Dinar für den Ausbau des landwirtschaftlichen Lehrhofes in Futok.⁹⁶

Sepp Janko, sehr bald vom Kulturbundsobmann zum Sprecher der gesamten Volksgruppe und im März 1940⁹⁷ zum Volksgruppenführer aufsteigend, ging bei der Umwandlung des Kulturbundes zu der alle Einrichtungen der Volksgruppe umfassenden Organisation (im Februar 1941 offiziell gegründet) sehr geschickt vor. Auf einer Besprechung mit Ministerpräsident Cvetkovic im September 1940 erreichte er weitgehende Konzessionen in der lokalen Verwaltung (Ernenennung deutscher Gemeindeforen), in der Wirtschaft (Aufhebung der Kontrolle des Liegenschaftsverkehrs), auf dem Gebiet des Schulwesens und in der freien, ungestörten Tätigkeit des Kulturbundes. Der entscheidende Schritt nach vorn war jedoch die Erhebung einer Art Volkssteuer von jedem Deutschen.

Der Balkanfeldzug und seine Folgen

Als sich nach dem 2. Wiener Schiedsspruch mit seinen Gebietsverschiebungen und dem Beitritt Ungarns, der Slowakei und Rumäniens zum Dreierpakt (November 1940) der Einfluss des Dritten Reiches auf Südosteuropa erheblich verstärkte, musste auch Jugoslawien politisch endgültig Stellung beziehen. Da ein Eingreifen Deutschlands auf dem Balkan nach dem Beitritt Bulgariens zum Dreierpakt am 1. März 1941 unmittelbar bevorstand und Jugoslawien wegen der Auslieferung des gestürzten Ministerpräsidenten Stojadinovic an die Engländer am 18. März eine deutsche Intervention befürchtete, signalisierte es seine Bereitschaft zum Paktbeitritt nach Berlin. Das Übereinkommen von Wien am 25. März 1941 sicherte ihm für seine Neutralitätserklärung den Erwerb von Saloniki und den deutschen Verzicht auf ein Durchmarschrecht zu.

Als General Simović die Stimmung des Volkes gegen den Pakt – «Lieber Krieg als den Pakt» – zu einem Putsch nutzte und die Regierung Cvetkovic stürzte, waren die Weichen auf Krieg mit Deutschland gestellt. Er begann am 6. April 1941 mit einer Bombardierung Belgrads und dem Einmarsch deutscher Truppen von Rumänien und Bulgarien her. Die Truppen des am Krieg teilnehmenden Ungarn rückten erst am 10. April vor und okkupierten die Batschka.

Die bedingungslose Kapitulation am 17. April bedeutete das Ende des jugoslawischen Staates. Gemäss den Vereinbarungen zwischen Deutschland und Italien in Wien fielen Oberkrain sowie die einst zu Kärnten und Steiermark gehörenden Gebiete an das Deutsche Reich, Unterkrain mit

Laibach, das Küstenland von Zadar bis Split und das Gebiet um Kotor an Italien. Kroatien mit Syrmien, Bosnien und Herzegowina wurde ein selbständiger Staat, Ungarn erhielt die Batschka, Südbanaraya und die Murinsel, während das Banat und Serbien unter deutsche Militärverwaltung gelangten. Bulgarien vergrösserte sich um einen Teil Makedoniens, der Rest der südlichen Gebiete wurde italienisches Protektorat.

Die deutsche Bevölkerung und ihre Führung verhielten sich in den aufregenden Tagen zwischen Putsch und Krieg trotz antideutscher Ausschreitungen zurückhaltend und loyal. Am Tag des Kriegsausbruches internierte die serbische Polizei die Kulturbundführung im HABAG-Haus, setzte etwa 600 Personen als Geiseln in der Festung Peterwardein fest, nahm Massenverhaftungen vor und terrorisierte die deutsche Bevölkerung.⁹⁸

Trotz dieser Aggressionen folgten die deutschen Wehrpflichtigen bis auf wenige Ausnahmen loyal ihrer Einberufung in die jugoslawische Armee. Während bis zum 2. April im Banat und in der Batschka 70, in Syrmien sogar 90 Prozent der Deutschen ihrer vaterländischen Pflicht Folge leisteten, betrug der entsprechende Prozentsatz auf slawischer Seite nur 60-70 Prozent.⁹⁹

Die Begeisterung der deutschen Bevölkerung beim Einmarsch der deutschen Truppen war zu verstehen als Ventil der Erleichterung nach der Zeit der Bedrohlichkeit und der Repressalien. Gelegentlich steigerte sie sich manchmal zu Übermut oder schlug sehr vereinzelt in Aggressionshandlungen um. Nach dem Einmarsch des Regiments «Grossdeutschland» in das Banat nährte diese bei einigen Volkstumspolitikern sogar politische Träume von einem «Donau-» oder «Prinz-Eugen-Staat», der jedoch nach entsprechenden Weisungen aus Berlin, das nie daran dachte, das Verhältnis zu den Heimatstaaten auf so massive Weise zu stören, zu keiner Zeit konkrete Formen annahm.¹⁰⁰ Immerhin hätte man die Bildung eines autonomen Gebietes aus Batschka, Banat und Syrmien durch Zuziedlung deutscher Bauern erheblich fördern können. Doch die deutsche Militärverwaltung weigerte sich sogar mit Rücksicht auf die Regierung Nedic und die Stimmung in Serbien, die ca. 50'000 Kolonisten (Dobrovolyzen) des Banats wieder in ihre alte Heimat (Serbien, Lika, Mazedonien) zurückzuziedeln.

Durch die Rückgliederung der Batschka an Ungarn verlor die jugoslawiendeutsche Volksgruppe ihre am besten organisierte Region, ihre mit 196'000 Menschen zahlenmässig stärkste, aktivste sowie leistungsfähigste Gruppe und ihren Organisationsmittelpunkt Neusatz. Die Volksgruppenführung verlegte ihren Sitz nach Grossbetschkerek im Banat, während für das Deutschtum im Unabhängigen Staat Kroatien (USK)¹⁰¹ unter Branimir Altgayer (1897-1950) eine eigene Volksgruppenführung mit dem Sitz in Essegg entstand. Die wichtigsten Amtsträger entstammten der Neusatzler Zentrale. Die kleinste der drei deutschen Gruppen des ehemaligen Jugoslawien wurde die «Volksgruppe im Banat und in Serbien» mit 144'000 Volksdeutschen.

Die deutsche Volksgruppe im Banat und in Serbien

Die nationale Gliederung des jugoslawischen Banats^{101a}

Serben	245000	42,2 Prozent
Deutsche	126000	23,6 Prozent
Magyaren	92000	16,0 Prozent
Rumänen	63000	10,8 Prozent
sonstige Slawen	32000	5,6 Prozent
sonstige	9000	1,6 Prozent

Die Auflösung Jugoslawiens und die damit zusammenhängende Militärverwaltung Serbiens und des Banats brachten es mit sich, dass das Deutschtum des Westbanats von allen deutschen



Abb. 23: Sepp Janko (geb. 1905), Führer der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien

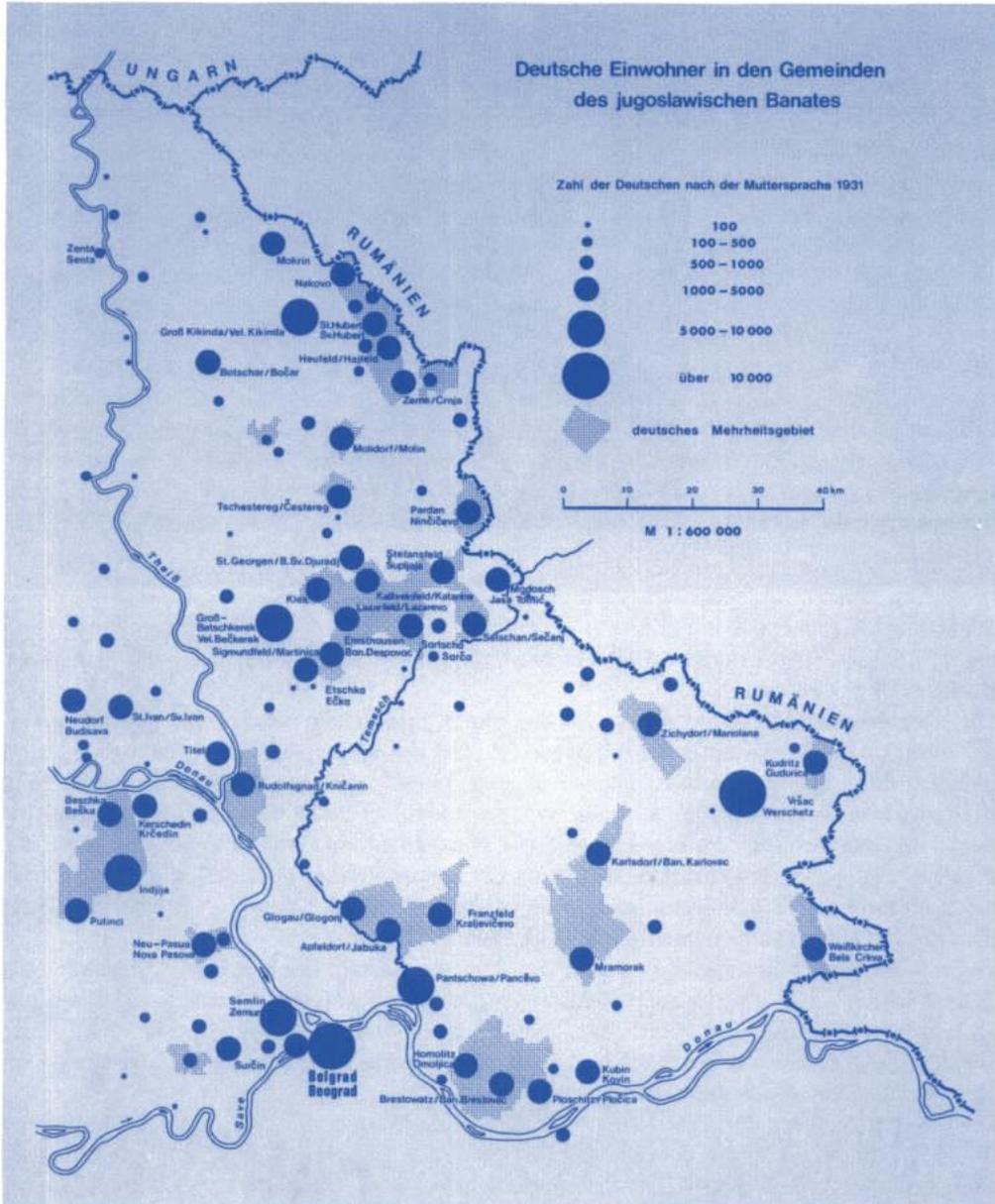
Volksgruppen in Südosteuropa den grössten Entfaltungsspielraum gewinnen und die deutlichste Unabhängigkeit sowohl gegenüber dem Heimatstaat wie auch gegenüber Berlin erlangen konnte.

Die Volksgruppenführung arbeitete von Anfang an zweigleisig: neben einer Volksgruppenorganisation, die im Wesentlichen schon aus der Zeit vor dem Aprilkrieg vorhanden war und lediglich ihren Sitz von Neusatz nach Gross-Betschkerek verlegte, bildete sich eine eigene Zivilverwaltung aus. Ihre Spitze bildete der volksdeutsche Vize-Banus (Regierungspräsident), den das serbische Innenministerium im Einvernehmen mit dem Volksgruppenführer ernannte. Da jener das Vorschlagsrecht für alle höheren Beamten besass, gleichzeitig aber ein Hauptamt in der Volksgruppenführung bekleidete, räumte ihm diese Schlüsselstellung die entscheidende Position im öffentlichen Leben der Region ein.

Bei seinem Neuaufbau verfolgte Janko das Ziel, die Geschlossenheit der Volksgruppe als Körperschaft sowie ihre Selbstverwaltung juristisch einwandfrei abzusichern. Nach der endgültigen Klärung der staatlichen Zugehörigkeit des Banats sollte sie nicht mehr rückgängig gemacht werden, gleichzeitig aber für eventuell mitwohnende andere deutsche Gruppen als Modellfall dienen können.

Die Neuorganisation der Volksgruppe erfolgte in der Weise, dass alle Lebensbereiche von der Zentrale der Volksgruppenführung ihre kräftigen Impulse zu einer sinnvollen Entfaltung erhielten. Nach dieser Grundstruktur arbeiteten die nach reichsdeutschem Muster eingerichteten Hauptämter für kulturelle Angelegenheiten, für das Schulwesen, für Volksgesundheit, für Volkswohlfahrt, für Volkswirtschaft, das Bauern- und Gewerbeamt sowie die Ämter für Genossenschaftswesen und Statistik. Dieses «Banater Modell» zeichnete sich dadurch aus, dass die Volksgruppenführung innerhalb der deutschen Verwaltungshoheit über das jugoslawische Banat bemüht war, allen dort lebenden Volksgruppen soviel Autonomie wie möglich zuzugestehen: eine klare Absage an die bisher geübten Praktiken der sog. Staatsvölker bzw. der reichsdeutschen Dienststellen in besetzten Gebieten.

Mit einer ähnlichen Zielstrebigkeit und Eindeutigkeit versuchte Janko der Einwirkung und Mitsprache deutscher Besatzungsbehörden bei der Ausschöpfung des deutschen Wehr- und Wirtschaftspotentials entgegenzutreten. Den ständigen, manchmal verzweifelten Abwehrkampf ge-



Karte 3

gen reichsdeutsche Präpotenz charakterisiert der Höhere SS- und Polizeiführer in Belgrad Behrends in einem Schreiben an Himmler: «*In der Volksgruppe Banat besteht nach wie vor die verkrampfte antireichsdeutsch ausgerichtete Betschkerer Kirchturmshaltung. ...*»¹⁰² Für alle Lebensbereiche der Volksgruppe gelangen innerhalb weniger Jahre durchbruchartige Erfolge. So z.B. auf schulischem Gebiet.

Die Volksgruppenführung erstrebte insgesamt eine Anpassung an die Verhältnisse, wie sie mit der Schulstiftung in der Batschka bestanden. Durch die «Verordnung über das Schulwesen der Deutschen Volksgruppe im Banat» vom 28. September 1941 wurde dieser *«das Recht der selbständigen Organisation des Schulwesens im Banat zuerkannt.»*¹⁰³ Allerdings besass der Staat über eine eigene Sektion für das deutsche Schulwesen innerhalb des Unterrichtsministeriums die Oberaufsicht. Doch musste ein Deutscher aus der Volksgruppe, den der Volksgruppenführer vorschlug, die Position an der Spitze der Sektion einnehmen.

Für die Volksgruppe wurden eingerichtet:

- 2 Vollgymnasien in Gross-Betschkerek und Werschetz
- 3 Untergymnasien in Gross-Kikinda, Pantschowa und Weisskirchen
- 1 Wirtschaftsoberschule in Gross-Betschkerek
- 1 Lehrerbildungsanstalt (mit Lehrgängen für Kindergärtnerinnen) in Werschetz mit Aussenstellen in Gross-Kikinda, Pantschowa und Ernsthausen
- 1 Landwirtschafts- und Weinbauschule in Werschetz
- 1 Landwirtschaftliche Fortbildungs- und Landfrauenschule in Werschetz
- 10 Haupt- und Bürgerschulen in Gross-Betschkerek, Gross-Kikinda, Werschetz, Pantschowa, Weisskirchen, Kubin, Franzfeld, Karlsdorf, Modosch und Rudolfsgnad.

Die Schulsituation der Deutschen litt unter einem empfindlichen Lehrermangel, daher musste das Schulamt Hilfslehrer und Honorarkräfte an Mittelschulen einsetzen. Als pädagogische Monatsschrift erschien unter der Schriftleitung von Hans Diplich «Der deutsche Erzieher im Banat». Unterrichtet wurde grundsätzlich in den Muttersprachen der einzelnen Nationalitäten.

Die Hauptaufgabe der Zivil Verwaltung des «Hauptamtes für Volkswirtschaft» war, eine differenzierte und leistungsfähige Wirtschaft für die Erfordernisse des Krieges aufzubauen¹⁰⁴.

Die materielle Lebensgrundlage für die deutsche Bevölkerung des Banats bildete nach wie vor der bäuerliche Grundbesitz und die landwirtschaftliche Arbeit. Was an Industrie vorhanden war, stand – wie Grossmühlen und Grossziegeleien – in engster Verbindung zur Landwirtschaft. Diese Grundstruktur veränderte sich auch durch eine geringe Anzahl von Kleinindustriebetrieben (im Wesentlichen vergrösserte Handwerksbetriebe) nicht, denn trotz deutscher Dominanz von 80-90 Prozent in diesen Bereichen blieb ihr Anteil an der Gesamtwirtschaft nur gering.

Den Deutschen standen im jugoslawischen Banat 265'000 Joch zumeist anbaufähigen Bodens zur Verfügung. In den zwanziger Jahren hatte der jugoslawische Staat ca. 230'000 Joch meist auf Kosten der Deutschen für die Ansiedlung der Dobrowolzen enteignet. Die staatliche Siedlungspolitik zielte darauf, eine slawische Mehrheit in der Wojwodina zu erreichen; für das Banat gelang es, den slawischen Anteil gegenüber der Vorkriegszeit mehr als zu verdoppeln und der Mehrheit nahezukommen. Der deutsche Hundertsatz hingegen sank von 28,5 auf 22 Prozent, beim Grundbesitz betrug er nur noch 19,9 Prozent. Der durchschnittliche Besitz umfasste 10 Joch pro Familie, die Zahl der Kleinbauern mit einem Grundbesitz unter 10 Joch machte ein Drittel aus, auf sie trafen im Durchschnitt drei Joch Feldbesitz.

Obwohl mit dem Verlust der Batschka die Kernregion des Genossenschaftswesens verloren ging, nahm dieses nach 1941 noch an Bedeutung zu. *«Wegen ihrer geradezu staatstragenden volkswirtschaftlichen Bedeutung im Banat sowie des Vertrauens, das sie genossen, stiegen die Umsätze unserer Genossenschaften bis 1944 derart an, dass sie... Milliardenbeträge ausmachten.»*¹⁰⁵

Die Anlage- und Verwaltungs-A.G. betrieb einen systematischen Feldkauf zur Unterstützung der Kleinbauern; das Amt für Vermögensverwaltung verfolgte denselben Zweck und kontrollierte das immobile Eigentum der Volksgruppe (Schülerheime, Krankenhäuser, Verwaltungsgelände, Alten-, Entbindungs-, Müttererholungsheime u.a.); das Kapital der Panschowaer Volksbank, des «Volksgruppeninstituts», wurde – unter Heranziehung reichsdeutscher Stellen – so erhöht, dass sie an allen wichtigen Handelsplätzen des Landes den Kreditbedarf der volksdeutschen Privatwirtschaft sättigen konnte.

Unter dem Druck des Krieges trachteten reichsdeutsche Stellen die donauschwäbische Landwirtschaft immer fester in eine übergreifende Kriegswirtschaft einzubinden. Die eingeleiteten Massnahmen zielten darauf, für das Banat neuartige und für die Versorgung der Front unentbehrliche Pflanzen anzubauen. Das führte z.B. zu einer ausserordentlichen Steigerung des Ölsaatenbaues, zur Anlage dreier Versuchsgärten für verschiedene Ölpflanzengattungen und zur Gründung von «Oleum», der Banater Ölsaaten AG mit 15 Lagerhallen und 10 Trockenanlagen. Im Zusammenhang mit der «Bodendienst AG» zur Bodenuntersuchung errichtete die Volksgruppenführung ein Lehr- und Mustergut in St. Georgen an der Bega, das Anbau und Düngungsversuche durchführte sowie Möglichkeiten erprobte, zu einer effizienteren Fütterung zu gelangen und die Milchleistung zu steigern.

Immer wichtiger wurde die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit, die im Laufe des Krieges zunehmend von Partisanenverbänden gestört wurde. Innerhalb der «Serbischen Staatswache» bildete sich «Die Banater Staatswache» aus 1'300 volksdeutschen Offizieren und Mannschaften in schwarzen Uniformen, die dem Befehl des Höheren SS- und Polizeiführers unterstand.¹⁰⁶

Das Schicksal der Deutschen Volksgruppe im «Unabhängigen Staat Kroatien» (USK)¹⁰⁷

In Kroatien gab es bei der Besetzung von Jugoslawien keine Kampfhandlungen, sondern die Bevölkerung bereitete den durchmarschierenden deutschen Truppen einen triumphalen Empfang. Das Kriegsende am 13. April 1941 führte in allen kroatischen Landesteilen mit Ausnahme Ost-Syrmies zur Errichtung des Ustascha-Regimes unter dem Poglavnik (Führer) Ante Pavelic. Dieser scheinbar «Unabhängige Staat Kroatien» (USK) nahm bald den Status eines deutschen Besatzungsgebietes an, bot aber gerade deshalb sehr günstige Ansatzpunkte für den Ausbau des Kulturbundes nach nationalsozialistischem Modell.

Den neuen Status der «Deutschen Volksgruppe in Kroatien» (DVGK) klärte die «Gesetzesverfügung über die vorläufige Rechtsstellung»: *«Die DVGK ist die Zusammenfassung der in Kroatien lebenden Deutschen unter dem Volksgruppenführer, soweit sie nicht deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. Sie ist ein besonderer Teil des kroatischen Staates. Sie genießt für ihre Arbeit im Rahmen der allgemeinen Gesetze das uneingeschränkte Recht zu politischer, kultureller, wirtschaftlicher und verwaltungsmässiger Arbeit»*.¹⁰⁸ Dieselbe Verordnung gestand ihr *«in jeder Hinsicht die Gleichberechtigung gegenüber den Angehörigen des kroatischen Volkes»* und *«das ungehinderte Bekenntnis zu ihrer nationalsozialistischen Weltanschauung»* zu.¹⁰⁹ An die Spitze der Volksgruppe trat Branimir Altgayer (1897-1950)¹¹⁰, der für *«... alle Lebensgebiete der DVG und die Massnahmen, die für deren Aufbau, Erhaltung und Entwicklung sowie ihre Führung und Lenkung in politischer, kultureller, wirtschaftlicher, bevölkerungspolitischer, sozialer und organisatorischer Hinsicht notwendig sind»*¹¹¹ zuständig war.

In den 65 Gemeinden mit mehr als zehn Prozent deutschem Bevölkerungsanteil durfte im Behördenverkehr die deutsche Sprache benutzt werden, während die 44 Gemeinden, die einen zwanzigprozentigen deutschen Anteil aufwiesen, die öffentlichen Verlautbarungen zweispra-

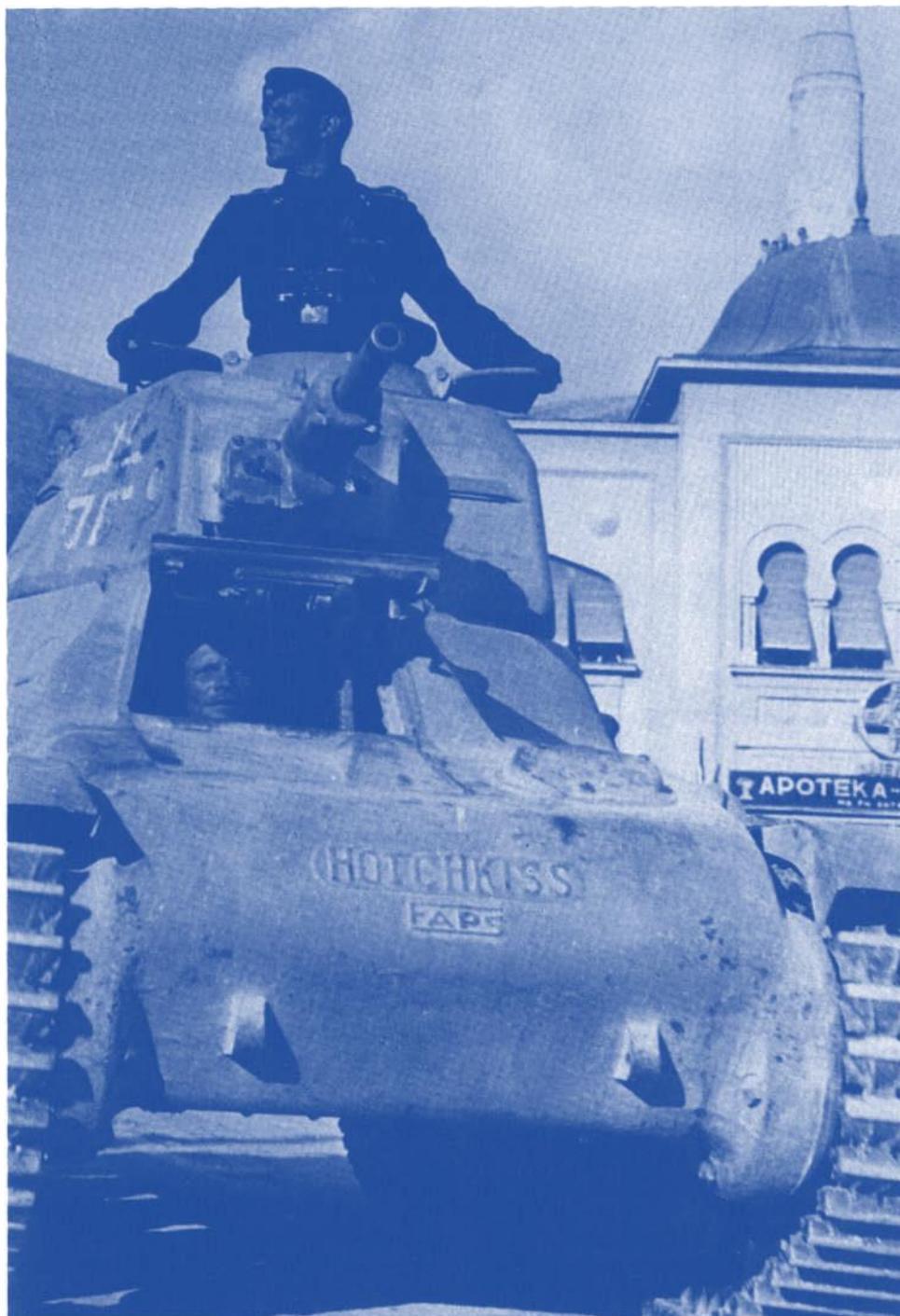


Abb. 24: Einheiten der SS-Division «Prinz Eugen» in Mostar. Hier ein erbeuteter Panzerkampfwagen



Abb. 25:
Branimir Altgayer
(1897–1950), Volksgruppen-
führer im USK

chig, deutsch und kroatisch, veröffentlichten und fortan einen deutschen Ortsnamen führten. Die Gemeinden mit deutscher Mehrheit erhielten einen volksdeutschen Bürgermeister.

Für Ost-Syrmien, in dem etwa viermal soviel Serben wie Kroaten oder Deutsche lebten, ernannte die kroatische Regierung den Deutschen Jakob Flicker zum Obergespann (Regierungspräsidenten), um mit dieser entgegenkommenden Geste das Deutsche Reich zu einem Anschluss dieses Gebietes an Kroatien zu bewegen. Nach vollzogener Tatsache erhielten eine ganze Anzahl von rein serbischen Gemeinden auf eigenen Wunsch deutsche Ortsvorsteher, weil sie die serbischen Interessen gegenüber der deutschen Militärverwaltung und der kroatischen Regierung besser wahrnehmen konnten. So gab es unter der deutschen Verwaltung dieser Region ein friedliches Zusammenleben, während in allen übrigen Landesteilen des USK eine wilde Serbenverfolgung mit Mord und Vertreibung einsetzte.

Unter dem Einfluss der VOMI und dem Druck des Dritten Reiches verlief die Entwicklung der kroatiendeutschen Volksgruppe ähnlich der im Banat und in Ungarn. Die gesamte Volksgruppenorganisation wurde nach dem Führerprinzip vertikal von der Volksgruppenführung über die Kreis- bis zu den Ortsleitungen hierarchisch durchgegliedert. Die Ortsgruppen gaben als zentrale Lenkungs- und Erziehungsinstanz die Impulse für das öffentliche und alltägliche Dorfleben. Ihre praktische Arbeit erfolgte nach einem per Verordnung diktierten Arbeitsplan. Angesichts des noch etwas unterentwickelten Volksgruppenlebens überforderten jedoch die jetzt grosszügig gewährten Autonomierechte z.B. im kulturellen und Schulbereich die eigene Leistungsfähigkeit.

Solche «Defizite in der gesamtgesellschaftlichen Organisierbarkeit»¹¹² versuchte die Presse mit forscher Propaganda wettzumachen. Neben der «Grenzwacht», vormals «Slavonischer Volksbote», dem offiziellen Organ der Volksgruppenführung, bestimmten die «Deutsche Zeitung», herausgegeben von einem reichsdeutschen Verlag, die Illustrierte «Neue Zeit» und einige Periodika der volksgruppeneigenen Institutionen den volkspolitischen Diskurs.¹¹³

Die vom kroatischen Staat finanzierten deutschen Schulen unterstanden der Weisungsbefugnis des Volksgruppenführers. Wies ein Ort mindestens 10 deutsche Schulkinder auf, sollte er eine Behelfs-, brachte er es auf 20, sollte er eine deutschsprachige Volksschule erhalten. Bis Ostern 1942 verfügte die DVGK über 270 Volksschulen mit 21'000 Schülern, 210 Lehrern sowie 120 Hilfs- und Wanderlehrern; ferner gehörten 16 Bürgerschulen und zwei Realgymnasien zu ihrem

Verfügungsbereich.¹¹⁴ Als die Kriegslage sich verschlechterte und die deutsche Kriegswirtschaft auch die letzten volksdeutschen Reserven auszuschöpfen trachtete, verdichteten sich hier die Tendenzen, die Volksgruppe aus den Bindungen zum Heimatraum und -volk herauszulösen. Andererseits entwickelte sich der innere Widerstand gegen die sich gerade hieraus ergebende deutsche Präpotenz. Beispielsweise befolgte die Volksgruppenführung die Anweisungen der VOMI nicht, die «Nationalsozialistische Deutsche Gefolgschaft in Kroatien», eine politische Ausleseorganisation, als alleinige politische Willensträgerin, die «*das volksdeutsche Leben mit den nachgeordneten Gliederungen ‚Deutsche Mannschaft‘, ‚Stamm Deutsche Jugend‘ und ‚Deutsche Frauenschaft‘ gestalten sollte*»¹¹⁵, anzuerkennen. Ja, man warf dem Volksgruppenführer sogar vor, aufgrund seiner weltanschaulich-politischen Einstellung nicht in der Lage zu sein, eine gesunde Volkstumspolitik zur Sicherung des Donauraumes zu führen.

Den Ausbau des kroatiendeutschen Genossenschaftswesens begann die Volksgruppenführung bereits im Mai 1941. Als erster entstand in Ruma der «Hauptverband der deutschen bäuerlichen und gewerblichen Genossenschaften in Kroatien» mit den Untergliederungen «Deutsche Zentral-Kreditgenossenschaft» und der Ein- und Verkaufsgenossenschaft «Agraria». Von seinen anfangs 100 Einzelgenossenschaften wuchs er auf 323 mit 40·500 Mitgliedern im Jahre 1944 an. Als Grundlage für die Erstellung eines Produktionsplanes begann man 1942 auf Anweisung der VOMI mit ersten statistischen Bestandsaufnahmen in der Landwirtschaft. Die Funktionäre der Landesbauernschaft erhielten die Weisung, «... *alle Bauern... einheitlich auf die Ziele der Erzeugungsschlacht auszurichten*» und «*alle versplitterten kleinen Einzelkräfte zu dem im Kriege notwendigen Höchstertrag zusammenzufassen*»¹¹⁶ Unter dem Motto «Sonnenblumenanbau verkürzt den Krieg» oder «Öl ist Waffe» begann eine Kampagne für den verstärkten Sonnenblumenanbau, ebenso aber auch für den von Soja, Oliven und Mais. Im Frühjahr 1944 musste sich jeder Bauer verpflichten, mindestens zehn Prozent seines Bodens mit Sonnenblumen zu bebauen. Wer seine Ernte nicht bei der örtlichen Genossenschaft ablieferte, dem drohten eine hohe Geldstrafe oder drei Monate Arrest. Besonders erwünscht waren Leistungssteigerungen beim Faserpflanzenbau, der Seidenraupenzucht und dem Sammeln von Heilkräutern.

Obwohl die «Agraria» nur ein Fünftel der landwirtschaftlich genutzten Fläche im USK kontrollierte, stellte sie 40 Prozent des abgelieferten Getreides und übernahm die Hälfte der Versorgungsrationen für Post, Bahn und Wehrwirtschaftsbetriebe. Im Wirtschaftsjahr 1942/43 übertrafen die Liefererträge der Volksgruppe bei Weizen und Mais pro Hektar die ihrer kroatischen Landsleute um das Zwanzigfache; die Gründe dafür waren höhere Lieferwilligkeit, 60 Prozent höhere Durchschnittserträge und bessere Verkehrserschließung.¹¹⁷

Im Zuge des totalen Krieges verlor der USK im Frühjahr 1944 seine formale Souveränität: die kroatischen Verbände wurden nun der Befehlsgewalt des deutschen Oberkommandos unterstellt und teilweise sogar zur Waffen-SS eingezogen. Der Beauftragte des Reichsführers SS in Kroatien, SS-Brigadeführer Konstantin Kammerhofer, erhielt die Aufsicht über die kroatische Polizei und die zentrale Leitung der Partisanenbekämpfung. Die bislang lediglich informelle Beeinflussung der Volksgruppe durch die VOMI wich jetzt einer institutionalisierten Gleichschaltung. Der Befehl Himmlers dazu lautete: «*Bis auf Weiteres ist die Volksgruppe im Lande organisatorisch und intern dem Beauftragten des RFSS in Kroatien unterstellt...*»¹¹⁸

Um noch die letzten Reserven auszuschöpfen, organisierte man bald darauf einen zentralen Arbeitseinsatz, dem alle nichtwehrfähigen Männer ab 14 Jahren und alle Frauen mit Kindern über

14 Jahren Folge leisten mussten. Der «totale Einsatz» der Jugend verpflichtete ausser zu Erntearbeit und «freiwilligem Mädeleinsatz» auch zu vormilitärischer Ausbildung der 16- und 17-jährigen.

Dass nunmehr Himmler über das Schicksal der deutschen Volksgruppe in Kroatien entschied, zeigen die von der SS durchgeführten Umsiedlungsaktionen und Evakuierungsmassnahmen¹¹⁹. Bereits im Herbst 1942 siedelte man rund 18'000 Volksdeutsche aus den von Partisanen besonders gefährdeten Gebieten Bosniens aus, zwischen Mai 1943 und April 1944 folgten 25'000 Personen aus Westslawonien und «Restbosnien», die in Ostsyrmien und der Region um Essegg eine neue Heimat fanden; schliesslich wurden Ende 1943/Anfang 1944 weitere 16'613 Personen planmässig evakuiert.

d) Das Schicksal der Rumäniendeutschen¹²⁰ während des Zweiten Weltkrieges

Die Annäherung Rumäniens an das Dritte Reich

Am 5. Oktober 1938 umriss Winston Churchill in einer Unterhausrede die seit den territorialen Veränderungen des Jahres 1938 (Anschluss Österreichs und der Sudetengebiete an das Deutsche Reich) gewandelten Machtverhältnisse in Südosteuropa sehr scharfsinnig: Hitler stehe jetzt der Weg das Donautal hinab bis zum Schwarzen Meer offen. Die Staaten Ostmitteleuropas müssten sich nunmehr mit dem Deutschen Reich arrangieren.¹²¹

König Carol II. zog bereits im November 1938 die Konsequenzen aus der geänderten Weltlage und besuchte im Anschluss an eine Westeuropareise Hitler in Berchtesgaden. Da Hitler aber offenbar im Südostraum nur wirtschaftliche Interessen verfolgte, glaubte die rumänische Regierung bis in den August 1939 hinein völlig frei, ohne deutschen Druck, handeln zu können.

Der Hitler-Stalin-Pakt, die raschen Siege Deutschlands gegen Polen und im Westen bewirkten jedoch einen Gesinnungswandel. Von Juni 1940 an bemühte sich der bisher distanzierte König Carol II. um die Gunst Hitlers. Dieser nutzte hingegen die aussenpolitische Bedrängnis Rumäniens (sowjetisches Ultimatum mit anschliessenden Gebietsabtretungen Bessarabien und der nördlichen Bukowina) zu Gebietsrevisionen zugunsten seiner älteren Verbündeten Ungarn und Bulgarien. Der «Wiener Schiedsspruch» am 30. August 1940 zwang Rumänien, Nordsiebenbürgen an Ungarn und die Süddobrudscha an Bulgarien abzutreten.

Diese Neuregelung auf Kosten Rumäniens führte nunmehr die Kräfte im Lande nach oben, die eine eindeutige Option für Deutschland für die einzige Möglichkeit hielten, im europäischen Südosten den Besitzstand halbwegs zu wahren. Daher musste die Regierung zurücktreten und auch der zu lange zögernde König dem neuen Mann, General Antonescu, im Zusammenwirken mit der «Eisernen Garde» weichen. In deutlicher Anlehnung an Deutschland führte Antonescu eine Militärdiktatur ein, setzte die Februarverfassung von 1938 weitgehend ausser Kraft und löste Abgeordnetenhaus, Senat und Kronrat auf. Bereits im Oktober 1940 bat er um die Entsendung reichsdeutscher Heeres- und Luftwaffentruppen zur Sicherung des Erdölgebietes und Grenzüberwachung und veranlasste schliesslich am 23. November 1940 den Beitritt seines Landes zum am 27. September 1940 zwischen Deutschland, Italien und Japan abgeschlossenen Dreimächtepakt.

Die Lancierung des neuen Volksgruppenführers Andreas Schmidt

Nach dem von Berlin im Herbst 1938 vermittelten Ausgleich zwischen den beiden rivalisierenden Flügeln «Deutsche Volksgemeinschaft» und DVR innerhalb der rumäniendeutschen Volksgruppe besass diese immer noch eine demokratische Grundstruktur von unten nach oben. Per Urwahl gelangten Volksvertreter in die Kreisräte, diese schickten wiederum ihre Delegierten in

die fünf verschiedenen Gauräte. Als Spitzengremium erhob sich über ihnen der Volksrat mit den Vertretern der Gauräte. Die deutschnationale Willensbildung erfolgte allerdings in der «Nationalen Arbeitsfront» (NAF), einer den rumänischen Verhältnissen angepassten Parteiorganisation.

Die «unter der Decke» zwischen beiden Gruppen weiterschwelenden Spannungen machten deren jeweilige Spitzenvertreter Fritz Fabritius und Alfred Bonfert vorsichtig und misstrauisch. Das Intrigenspiel dehnte sich schliesslich bis Berlin aus, als einige radikale Erneuerer (DVR-Leute), die ihre wahren Ziele im «Ausgleich» verraten sahen, in der Reichshauptstadt Aufenthalt nahmen. Besonders einer von ihnen, der siebenbürgisch-sächsische Bauernsohn und «ewige Student» Andreas Schmidt aus Donnersmarkt, verstand es in dieser Zeit, Fäden zu einigen wichtigen SS-Führern zu knüpfen.

Als dann die «feindlichen Brüder» sich im Juni 1939 fatalerweise wegen eines Schiedsspruchs nach Berlin wandten, bot sich der VOMI die Gelegenheit, sich selbst und – langfristig – auch ihren Schützling ins Spiel zu bringen. Die ihr zufallende Rolle als Schiedsrichter gab sie nicht mehr aus der Hand, alle für die rumäniendeutsche Volksgruppe wichtigen Fragen wurden künftig in Berlin entschieden.

Zunächst setzte die SS-Stelle für Volkstumsfragen im August 1939 überraschend auf die gemässigte Fabritius-Gruppe, um den gegenüber Berlin renitenten und politisch aufrechten, aber etwas realitätsfremden rumäniendeutschen Landesobmann wenige Tage später bereits wieder auszubooten. Indem sie ihn auf den Präsidentenposten des «Verbandes der Deutschen Volksgruppen in Europa» abschob, hielt sie ihn in Berlin zurück¹²², während sein Stellvertreter Wolfram Bruckner dessen eigentliche Funktion in Rumänien ausübte, seit 21. November 1939¹²³ auch offiziell. Der Sinn dieser scheinbar widersprüchlichen Entscheidungen bestand darin, die deutsche Volksgruppe in Rumänien unter die Kommandogewalt der VOMI zu zwingen.

Doch auf längere Sicht besass Andreas Schmidt, Schützling der VOMI und inzwischen Schwiegersonn von SS-Obergruppenführer Gottlob Berger, dem Leiter des SS-Hauptamtes, die besten Karten. Er wurde Bruckner gegenüber mit den Worten in die Volksgruppenführung «eingeschleust»: *«Sie brauchen für die mannschaftliche Ausbildung in Ihrer Volksgruppe einen tüchtigen Mann. Hier steht er, ein junger SS-Offizier, dazu ein Landsmann von Ihnen. Er wird demnächst nach Hermannstadt kommen.»*¹²⁴ Dies geschah im Dezember 1939, auf Wunsch Berlins erhielt er die Funktion eines Stabsleiters der NAF, eine eher bescheidene Rolle also. Da sich als Folge seiner Mitarbeit der Oppositionsgeist innerhalb der NAF erheblich verstärkte, versuchte Bruckner im Frühjahr 1940 deshalb in Berlin zu intervenieren. Zu seiner Bestürzung musste er jedoch erkennen, dass Berlin voll hinter Schmidt stand und dass dieser über aussergewöhnlich gute Beziehungen verfügen musste.

Da die rumänische Regierung von den Rumäniendeutschen und ihrer Führung eine ähnliche Rolle befürchtete, wie sie Konrad Henlein mit seinen Anhängern in der Sudetenkrise gespielt hatte, betrieb sie eine insgesamt minderheitenfeindliche Politik. Der ständigen Benachteiligung leid, mehrten sich auf volksdeutscher Seite die Stimmen, die auf eine Einlösung der «Karlsruher Beschlüsse» und eine Gleichstellung mit der rumänischen Bevölkerung drängten. Da die «konservative Realpolitik» keine durchschlagenden Erfolge vorweisen konnte, fanden die scheinbar überzeugenden Parolen der Erneuerungsbewegung, der DVR und Volksgemeinschaft für eine bessere Zukunft unter Sachsen und Schwaben immer mehr Anhänger. Diese erschien ihnen angesichts der Erfolge Hitler-Deutschlands in rosigen Farben, so dass sie den Bemühungen der Führung, die Volksgruppe ähnlich dem nationalsozialistischen Muster in Deutschland zu organisieren, immer bereitwilliger folgten. Bruckner und die ihn bereits dirigierende VOMI zielten darauf, alle Volksdeutschen in einer der entstehenden Massenorganisationen (DAF,

Deutsche Jugend, bewaffnete Selbstschutztruppen) zu erfassen, um sie nationalsozialistisch beeinflussen zu können. Auf einer Kundgebung in Lenauheim/Banat sagte er: «Wenn trotzdem noch untergeordnete Stellen versuchen, an uns Gliedern des deutschen Volkes, berufenster Vertreter des Nationalsozialismus in diesem Lande, gerade wegen unseres Deutschtums und wegen unseres Nationalsozialismus ihr Mütchen zu kühlen, so erklären wir in aller Ruhe, aber auch mit aller Entschlossenheit, dass wir nicht mehr daran denken, uns dies gefallen zu lassen. Wir Deutschen in aller Welt sind dank unserem grossen Führer eine unlösbare Gemeinschaft.»¹²⁵ Ähnlich äusserte sich Landesjugendführer Nikolaus Hockl (1908-1946): «Die totale Jugendziehung ist die Grundlage der Arbeit der DJ. Wir beanspruchen nicht nur die Gesamtheit der deutschen Jugend, sondern auch die Gesamtheit und Einheit ihrer Erziehung. Das bedeutet, dass wir uns nicht nur um die weltanschauliche und mannschaftliche Erziehung, sondern auch um die körperliche, kulturelle, berufliche und überhaupt um die gesamte Erziehung zu kümmern haben...»¹²⁶ Zwar beinhalten nur die Worte Bruckners ein direktes Bekenntnis zum Nationalsozialismus, aber auch die Äusserungen Hockls stammen ganz aus nationalsozialistischem Geist, indem er eine totale Erziehung auf der Grundlage eines total organisierten Lebens und damit eine totale ideologische Beeinflussung anstrebt.

Dass derartige Äusserungen nur Lippenbekenntnisse gewesen wären, dass man die nationalsozialistischen Reichsorganisationen nur imitiert habe, dass die totale Volksgruppenorganisation nur aus den besonders ungünstigen Bedingungen einer Minderheitengruppe im Ausland zu verstehen sei, dass die Führung vielleicht ein wenig zu nationalistisch und zu sehr auf das Muttervolk fixiert gewesen sei, fällt schwer zu glauben. Doch gibt es einige Kronzeugen dafür, dass die genannten Abschwächungen auf einen Teil der damals massgebenden «Amtswalter» zutreffen. Einer von ihnen ist Nikolaus Hockl.¹²⁷ Stark von dem von ihm 1925 gegründeten «Banater Wandervogel» geprägt, wurde er aus Idealismus zu einem der Vorkämpfer der Erneuerungsbeziehung und damit Anhänger eines «idealisierten» Nationalsozialismus: Volksgemeinschaft, Treue zum Volkstum, Opferbereitschaft, Ein- und Unterordnung in ein von echten Autoritäten bestimmtes politisches System waren ihm Werte, an die er glaubte. Im Oktober 1940 nach anfänglichem Zögern zum Leiter des Volksgruppenschulamtes berufen, musste er miterleben, wie seine Ideale von machtbesessenen, skrupellosen und obendrein unfähigen SS- oder SS-hörigen Männern missbraucht wurden. Als er sich den Befehlen des SS-Hauptamtes Berlin widersetzte, liess ihn die Volksgruppenführung zusammen mit seinen Freunden Peter Anton und Hans Wendel verhaften, verweigerte ihm ein Ausreisersuchen nach Wien und schob ihn schliesslich auf die Schulleiterstelle einer Oberschule in Reschitza ab. Als Soldat der rumänischen Armee geriet er in sowjetische Gefangenschaft und erlag im November 1946 im Lager Nikolajew einem Herzanfall.¹²⁸

Seinen endgültigen Einzug in die rumäniendeutsche Volksgruppe hielt der Nationalsozialismus mit der Ernennung Andreas Schmidts zum Volksgruppenführer am 9. November 1940. Den aussen- wie innenpolitisch günstigsten Zeitpunkt abwartend, wollte die VOMI Schmidt den Weg zu einer steilen Karriere ebnen. Seinen Vorgänger Bruckner entliess man unter fadenscheinigen Gründen formlos und in persönlich entwürdigender Weise.

Der Aufbau der neuen Volksgruppenorganisation und ihre Arbeit

Die bisher gültigen liberalen und demokratischen Prinzipien wichen vom ersten Tag an einer bedingungslosen Kommandostruktur, die Schmidt beim Gründungsakt der «Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei der Deutschen Volksgruppe in Rumänien» in Mediasch, in fünf Punkten zusammengefasst, am 9. November 1940 verkündete:

1. Die Deutsche Volksgruppe in Rumänien ist eine juristische Person öffentlichen Rechtes.
2. Der Deutschen Volksgruppe in Rumänien gehört an, wer sich zum deutschen Volk bekennt, von der Volksgruppenführung anerkannt wird und in den Nationalkataster der Deutschen Volksgruppe in Rumänien eingetragen ist.
3. Die Deutsche Volksgruppe in Rumänien erlässt für ihre Angehörigen im Einvernehmen mit der Regierung des rumänischen Staates Bestimmungen betreffend ihr Eigenleben.
4. Willensträger und Exekutivorgan im Innern ist die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) der Deutschen Volksgruppe in Rumänien.
5. Das Symbol des Bekenntnisses zum deutschen Volk ist die Fahne des deutschen Volkes, das Symbol des Bekenntnisses zum rumänischen Staat ist die Fahne des legionären Rumäniens.»¹²⁹

Ähnlich dem totalitären System im Reich versuchte Schmidt sich durch den Aufbau mehrerer Massenorganisationen die Möglichkeit zu schaffen, seine Landsleute in Arbeit und Freizeit, in gesellschaftlicher und kultureller Tätigkeit zentral zu lenken, propagandistisch zu beeinflussen und jederzeit zu kontrollieren. Mit den Parteiuntergliederungen wie «Deutsche Mannschaft», «Deutsche Jugend», «Landesbauernamt», «Frauenwerk» – mit 80'000 Mitgliedern – oder «Einsatzstaffel» schuf der neue Volksgruppenführer die entscheidenden Voraussetzungen für die Gleichschaltung der Rumäniendeutschen. Besonders letztere war ausersehen, die weltanschauliche Auslesegruppe der Volksgruppe zu verkörpern, in der sich germanische Gefolgschaftstreue und der Gedanke der Auslese ausformen sollten als Kristallisationspunkt für eine nationalsozialistische Ausrichtung aller Deutschen. Diesen neuen Geist formulierte Schmidt so: «... wir bleiben und wirken als Vorposten der Deutschen Gemeinschaft, geeint mit allen Deutschen durch die Bande unseres Blutes und werden solange dastehen, solange uns der Führer auf diesem Posten braucht, ohne zu fragen warum und wie lange?»¹³⁰ Seine Führungskräfte suchte er sich nach SS-Prinzipien aus und wies ihnen als wichtigste Aufgabe zu, aus jedem Volksgruppenmitglied einen aktiven nationalsozialistischen Kämpfer zu machen. Organisatorisch gliederte sich die Volksgruppe in 14 Kreise mit 502 Ortsgruppen.

Auf der Grundlage eines im November 1941 erlassenen Schulgesetzes begann auch für das Schulwesen eine neue Ära in nationalsozialistischem-grossdeutschem Geiste. Bis Juli 1942 faste das «Amt für Schulwesen» die Schulen der Volksgruppe zu einer einheitlichen deutschen Nationalschule zusammen: von der evangelischen und katholischen Kirche übernahm es 55 Kindergärten, 263 Volksschulen, sieben Mittelschulen, acht Oberschulen und vier Lehrerbildungsanstalten mit insgesamt 1'154 Lehrern und 40'454 Schülern; der Staat übergab 54 Kindergärten, 67 Volksschulen und drei Mittelschulen mit 121 Lehrern und 7'216 Schülern der Verantwortung des neugeschaffenen Amtes.¹³¹

Selbst der Eigenständigkeit der Kirchen rückte Schmidt zu Leibe. Es gelang ihm 1941, den evangelischen Landesbischof der Sachsen Glondys wegen angeblicher Polemik gegen Deutschland seines Amtes zu entheben. Sein Nachfolger wurde der ehemalige Kulturamtsleiter der radikalen DVR Wilhelm Staedel, der den Glauben an Gott mit der Ideologie des Nationalsozialismus für vereinbar hielt und sich als treuer Gefolgsmann Schmidts erwies. Weit schwieriger erwiesen sich die Gleichschaltungsversuche bei der katholischen Kirche. Sie nahm bereits in der Zeit der Erneuerungsbewegung eine neutrale Stellung ein und behielt diese auch während der Volksgruppenphase bei. In der Schulfrage fand sich «Schwabenbischof» Augustin Pacha erst nach zähen Verhandlungen bereit, die katholische Schulhoheit im Banat an die Volksgruppenführung abzutreten; die Priorin des St. Lioba-Ordens, Schwester Hildegardis Wulf, verharrete jedoch in ihrer

Distanz zur «neuheidnischen Ideologie» und bewahrte so die Unabhängigkeit der Unterrichtsanstalten des «Notre-Dame-Ordens».

Wesentlich leichteres Spiel hatte die Volksgruppenführung mit der nationalsozialistischen Ausrichtung der Jugend. Ohnedies für die Ideale einer geschlossenen Volksgemeinschaft und einer kraftvollen sportlichen und militärischen Ausbildung schwärmend, liess sie sich durch die nun überall organisierten Sportfeste, Wanderfahrten mit Lagerfeuerzauber und das zur Schau gestellte militärische Gepränge ohne Weiteres einfangen. Dass diese Jugenddienstpflicht vom 10. bis 18. Lebensjahr für die ca. 65'000 Erfassten eigentlich ihre vormilitärische Erziehung zum Ziele hatte, merkten nur die allerwenigsten.

Dank reichsdeutscher Schützenhilfe (Einmarsch deutscher «Lehrtruppen») erreichte Schmidt die Anerkennung der DVR als «juristische Person» per Regierungsdekret vom 20. November 1940 und damit die späte Realisierung der Karlsburger Beschlüsse von 1918. Obwohl es der Volksgruppe zusicherte, «... zur Erhaltung und Führung ihres nationalen Lebens Bestimmungen mit verpflichtendem Charakter für ihre Angehörigen zu erlassen»¹³², führte der straff durchorganisierte Aufbau der Volksgruppe zu starken politischen Spannungen, so dass die Regierung Antonescu und die rumänischen Behörden die Autonomierechte ständig beschnitten. Übergriffe auf volksdeutsche Persönlichkeiten und Einrichtungen waren an der Tagesordnung und schränkten damit den Entfaltungsspielraum der Volksgruppe erheblich ein. Ja, seit Mai 1941 setzte eine systematisch gelenkte Romanisierungspolitik ein, die der eigenständigen Lebensform der Rumäniendeutschen den verfassungsmässigen Boden zu entziehen suchte.

Ein zweiter Spannungsherd bildete sich innerhalb der Volksgruppe zwischen Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben aus. Die Sachsen, gesellschaftlich besser durchgliedert und daher mit einer relativ breiten Intelligenzschicht ausgestattet, zudem politisch erfahren sowie wirtschaftlich seit Langem genossenschaftlich organisiert und in allen Zweigen erfolgreich, dominierten sie die politisch, kulturell und wirtschaftlich nicht ganz ihr Niveau erreichenden Schwaben. Diese Zurücksetzung weckte ebenso deren Unzufriedenheit wie die selbstherrliche Handhabung der Volksgruppenführung, die mit den Geldern aus der Selbstbesteuerung grosszügig umging, ohne darüber Rechenschaft zu geben. Andererseits brachte die jetzt straff nach deutschem Muster durchgliederte Volksgruppenorganisation die Rumäniendeutschen in ihrer angestrebten völkischen Einheit einen wesentlichen Schritt voran.

Der Hauptfehler der jungen Führungsmannschaft um Andreas Schmidt bestand darin, dass sie das hierarchisch strukturierte nationalsozialistische Organisationsmodell mechanisch auf die ganz anders gelagerten Verhältnisse der Rumäniendeutschen übertrug. An die Stelle des alten Systems der Freiwillig- und Ehrenamtlichkeit trat das Soll des Parteiapparates. Besonders unter den Siebenbürger Sachsen «hatte seit jeher ein positives demokratisches Denken geherrscht, das den Einzelnen der Gemeinschaft verpflichtete, ohne ihn seiner Persönlichkeitswerte und seiner inneren Freiheit zu berauben. Der hochentwickelte politische Instinkt der Sachsen wurde nun einer ‚Umschulung‘ unterworfen. An Stelle wirklichen politischen Denkens trat das eingedrillte Schlagwort, der Partiejargon. Auf diese Weise wurde nicht eine echte politische Schulung, sondern ihr Gegenteil, die Entpolitisierung, erzielt... Das, was früher ein von inneren Impulsen getragener echter Volksorganismus gewesen war, verwandelte sich unter Andreas Schmidt in einen künstlich aufgeputzten Apparat von Organisationen. An äusserlicher Straffheit, an Betätigung seifer und an Breitenwirkung übertraf dieser Apparat alles bisher Gewesene. Jedermann wurde in irgendeiner Weise ‚erfasst‘ und ‚eingebaut‘. Die Sozialbetreuung, die kulturelle Massentätigkeit, die gesundheitliche Fürsorge, die mannschaftliche und sportliche Erziehung ... entfaltenen Bieneneifer... Dennoch blieb unter der Oberfläche dieser Fassade viel Idealismus, viel ehrliches

Wollen und blutvolles volkliches Leben bestehen. Die Volksgruppe wusste sich in einen ungeheuren, schicksalhaften Entscheidungskampf gestellt und war bereit, alles herzugeben, was sie an Kräften besass...»¹³³

Bei der Aufteilung des Banats gelangte sein wirtschaftlicher wertvollerer und – mit Ausnahme Temeswars – kulturell wie politisch führender Teil mit zahlreichen städtischen Zentren an Jugoslawien. Die Entwicklung der zwanziger und dreissiger Jahre begünstigten eine Tendenz, die sie aus der einstigen Gemeinschaft mit ihren schwäbischen Nachbarn im jetzigen Ungarn und Jugoslawien wegführte und eine Annäherung an die Siebenbürger Sachsen bewirkte. Das bedeutete, dass diesem gesellschaftlich fortschrittlichen, politisch erfahrenen und auch wirtschaftlich dominierenden Stamm die Führungsrolle zufiel. Vom sächsischen Vorbild konnten die Schwaben zwar profitieren, aber es behinderte die Ausformung eines eigenständigen Lebens. Zudem verlagerten sich die Richtungskämpfe der zwanziger Jahre zwischen der magyarisch orientierten kirchlichen Seite (eigenes Bistum Tschanad) und den ehemaligen Volksparteilern in den dreissiger Jahren verschärft auf die Ebene konservative Richtung – Erneuerungsbewegung. Unter sächsischem Einfluss nahm die Erneuerungsbewegung hier eine radikalere Richtung als sonst an, so dass zuletzt die sich mit dem deutschen Nationalsozialismus gleichsetzende Volksgruppenführung des Andreas Schmidt dominierte.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. dazu Fejtő, Francois: Requiem für eine Monarchie. Die Zerschlagung Österreich-Ungarns. Wien 1991.
- ² Zur Geschichte Ungarns vgl. Hanak, Peter (Hg.): Die Geschichte Ungarns von den Anfängen bis zur Gegenwart. Essen 1988.
- ³ Schwind, Hedwig: Jakob Bleyer. München 1960, S. 9.
- ⁴ Spiegel-Schmidt, Friedrich: Die kulturpolitische Konzeption Jakob Bleyers. In: Suevia-Pannonica. Archiv der Deutschen aus Ungarn. Prien 1983, S. 4-18; S. 5.
- ⁵ Vgl. dazu entsprechende Artikel Bleyers in der «Neuen Post», vor allem den vom 10.5.1918.
- ⁶ Vgl. Böhm, Johann: Die Ungarndeutschen in der Waffen-SS, Ippesheim 1990, S. 32.
- ⁷ Spiegel-Schmidt, Friedrich: Die Volksgruppenpolitik des Deutschen Reiches 1920-1945. In: Suevia-Pannonica, Jgg. 9/1991, S. 33-46; S. 35.
- ⁸ Die ungarndeutschen Stipendiaten kehrten nach ihrem Studium in der Regel als bewusste Volkstums-kämpfer in die ungarische Heimat zurück, arbeiteten in der illegalen «Deutschen Arbeitsgemeinschaft» daran mit, den Bildungsrückstand ihrer Landsleute zu beheben und stimmten auf europäischen Minderheitenkongressen zusammen mit anderen südostdeutschen Volksgruppen ihre Minderheitenpolitik mit der deutschen Aussenpolitik ab. Vgl. Böhm, Johann: Geschichte..., S. 33.
- ⁹ Spiegel-Schmidt, Friedrich: Vor 50 Jahren. Zur Vorgeschichte des Volksbundes. In: Suevia-Pannonica 1988, S. 21-73; bes. S. 53-60.
- ¹⁰ Ginder, Paul: Das «Grab der Deutschen», a.a.O. und Spiegel-Schmidt, Vor fünfzig Jahren, a.a. O. S. 38.
- ¹¹ Vgl. Seewann, Gerhard: Das Ungarndeutschtum der Zwischenkriegszeit in der internationalen Nachkriegsliteratur. In: Südostdeutsches Archiv 1979/80, S. 128-151; S. 134f. nach Hillinger, Michael: The German national movement in interwar Hungary. Ph. D. Columbia University New York 1973, S. 123ff.
- ¹² Vgl. Böhm, Johann: Die Ungarndeutschen..., S. 30f.
- ¹³ Vgl. Böhm, Johann: ebenda, S. 30.
- ¹⁴ Füzes, a.a.O., S. 63.
- ¹⁵ Vgl. Seewann, a.a.O., S. 134.
- ¹⁶ Nach Kovacs, Alajos: A németek helyzete Csonka-Magyarországban (Die Lage der Deutschen in Rumpfungarn), 1936, zitiert nach Weidlein, Johann: Geschichte der Ungarndeutschen in Dokumenten 1930-1950. Schorndorf 1950, S. 212.
- ¹⁷ Vgl. den Erstabdruck eines Briefes bei Seewann, a.a.O., S. 136; Erstabdruck bei Gratz, Gustav: Deutschungarische Probleme, Budapest 1938, S. 17ff.
- ¹⁸ Vgl. Seewann, a.a.O., Spiegel-Schmidt, Friedrich: Jacob Bleyer in der neueren ungarischen Geschichtsschreibung. In: Suevia-Pannonica 1983, S. 69-94 und Weidlein, Geschichte..., a.a.O.
- ¹⁹ Vgl. Böhm, a.a.O., S. 34.
- ²⁰ Vgl. Spiegel-Schmidt, Volksgruppenpolitik, a.a.O., S. 34.
- ²¹ Vgl. die Baschbiographie von Friedrich Spiegel-Schmidt in: Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, Bd. I, München 1974, S. 145f. mit weiteren Literaturangaben.
- ²² Wegen seines Ausspruches während der Kampagne zur Namensmagyarisierung: «Wer seines Vaters Namen nicht ehrt, ist auch seiner Ahnen nicht wert».
- ²³ In dieser Frage lehnen die Nazi-Version am entschiedensten Spiegel-Schmidt und andere ungarndeutsche Historiker (z.B. J. Weidlein und Paul Flach) ab, während Lorant Tilkovszky sie am deutlichsten bekräftigt (allerdings mit deutlichen Abstrichen seit 1989) und auch Johann Böhm zusammen mit vielen westdeutschen Historikern in ihren vor 1989 erschienenen Arbeiten ihr zuneigen. Sein Bekenntnis *«Ich bin deutscher Nationalsozialist»* legte er selbst so aus: *«Unter deutscher Nationalsozialist verstand ich die nationalsozialistische Weltanschauung des ungarländischen Deutschtums»* und *«dieses Bekenntnis steht nicht mit der NSDAP Deutschlands in Beziehung.»* Vgl. Spiegel-Schmidt, Friedrich: Die kritische Endphase unserer Geschichte. In: Suevia-Pannonica, 1989, S. 84-104; S. 96 f.
- ²⁴ Vgl. den Diskussionsbeitrag Tilkovszkys auf der internationalen Historikerkonferenz in Budapest, abgedruckt in Suevia-Pannonica Jgg. 9, 1991, S. 145f.
- ²⁵ Vgl. Spiegel-Schmidt, Friedrich: Offene Fragen der ungarndeutschen Geschichte. In: Suevia-Pannonica, Jgg. 7, 1989, S. 22-47; S. 43f.

- ²⁶ Tilkovszky, Diskussionsbeitrag, a. a. O.
- ²⁷ Vgl. dazu Spiegel-Schmidt, Friedrich; Franz Anton Basch und wir. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1966, S. 129–132; ders.: Wie Franz Anton Basch starb. Bericht über seine Erschießung. Ebenda, S. 132–134.
- ²⁸ Vgl. Weidlein, Geschichte . . . in Dokumenten, S. 38, Anm. 17. Demgegenüber gibt die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Bd. II – Das Schicksal der Deutschen in Ungarn. Taschenbuchausgabe München 1984, S. 20E seine Zahl »zur Zeit seiner größten Entfaltung« 1938–1940 irrigerweise mit 15 000 an.
- ²⁹ Vgl. dazu im folgenden Böhm, Johann: a. a. O., S. 5–7.
- ³⁰ Die Genehmigung erfolgte also nicht, weil Ministerpräsident Imrédy die Deutschen zur Unterstützung seines diktatorischen Regierungssystems benötigte, wie Gratz glauben machen will; ebenso wenig trifft die Behauptung der Bonner Dokumentation, a. a. O., S. 22 E zu, daß die Bewilligung eine Folge der Angleichung Ungarns an die Politik des Dritten Reiches gewesen sei. Vgl. Weidlein, Geschichte . . . in Dokumenten, S. 245.
- ³¹ Vgl. Böhm, Johann: a. a. O., S. 37.
- ³² Vgl. Weidlein, Geschichte . . . in Dokumenten, S. 266.
- ³³ Vgl. Spiegel-Schmidt, Volksgruppenpolitik, S. 40f.; zum vorausgehenden auch Eberl, Immo: Die Minderheitenproblematik in Südosteuropa seit 1918. Ungarn. In: Die Donauschwaben, Ausstellungskatalog, a. a. O., S. 173f.
- ³⁴ Spiegel-Schmidt, Volksgruppenpolitik, S. 41.
- ³⁵ Vgl. Böhm, a. a. O., S. 38.
- ³⁶ Vgl. zur Geschichte Jugoslawiens Bartl, Peter: Grundzüge der jugoslawischen Geschichte. Darmstadt 1985 und Hösch, Edgar: Geschichte der Balkanländer. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart. München 1988.
- ³⁷ Schumacher, Ludwig: Donauschwaben und Karpatendeutsche. Donauschwäbisches Schrifttum, Kleine Reihe, Heft 1, Stuttgart o. J., S. 5.
- ³⁸ Vgl. zum vorausgehenden Rasimus, Hans: Als Fremde im Vaterland. Der Schwäbisch-deutsche Kulturbund und die ehemalige deutsche Volksgruppe in Jugoslawien im Spiegel der Presse. München 1989.
- ³⁹ Rasimus, Hans: Als Fremde im Vaterland, a. a. O., S. 25.
- ⁴⁰ Ein Dinar entsprach etwa dem Gegenwert von 12 Reichspfennigen.
- ⁴¹ Senz, Josef: Das Schulwesen der Donauschwaben im Königreich Jugoslawien. München 1969, S. 99–103.
- ⁴² Wuescht, Johann: Jugoslawien und das Dritte Reich. Stuttgart 1969, S. 92.
- ⁴³ Vgl. zur Katholischen Erneuerungsbewegung Wildmann, Georg: Die Deutschen in der Batschka. In: Weißbuch der Deutschen aus Jugoslawien. München 1992, S. 367–407; S. 391f.
- ⁴⁴ Weitere Literatur zur donauschwäbischen Entwicklung in Jugoslawien: Beer, Josef: Donauschwäbische Zeitgeschichte aus erster Hand. München 1987; Senz, Josef: Geschichte der Donauschwaben, München 1987; Senz, Ingomar: Staatstreu und volkstreu. Die Donauschwaben in Jugoslawien 1919–1945. In: 300 Jahre im Donaauraum. München 1988, S. 14–17.
- ⁴⁵ Francis, Emerich K.: Interethnic relations. An essay in sociological theory. New York, Oxford, Amsterdam 1976. Vgl. hierzu auch Seewann, Gerhard: Ungarische und deutsche Minderheiten im Donau-Karpatenbecken 1918–1980. Ein typologischer Vergleich ihrer Entwicklung. In: Hösch, Edgar und Seewann, G. (Hg.): Aspekte ethnischer Identität. A. a. O., S. 395–409; bes. 397f.
- ⁴⁶ Sozialer Aufbau und Bodenverteilung bei Senz, Josef V. (Hg.): Donauschwäbische Siedlungsgebiete, München 1974, S. 32.
- ⁴⁷ Vgl. dazu Binder, Friedrich: Georg Weifert (1850–1937) bleibt unvergessen. In: Schuttack, Franz (Red.): Donauschwaben-Kalender 1993, S. 85–88; ferner Petri, Anton P.: Biographisches Lexikon des Banater Deutschtums. Marquartstein 1992, Sp. 2052–2053.
- ⁴⁸ Vgl. dazu Tilleweid, Lutz (Zillich, Heinrich): Die Karlsburger Beschlüsse vom 1. 12. 1918. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1969, S. 11–13.
- ⁴⁹ Vgl. zum Schulwesen Hügel, Kaspar: Das Banater deutsche Schulwesen in Rumänien von 1918–1944. München 1968.
- ⁵⁰ Über die Banater Schwaben vgl. Valentin, Anton: Die Banater Schwaben. München 1959; Eisenburger, Eduard und Kroner, Michael (Hg.): Sächsisch-Schwäbische Chronik. Bukarest 1976, S. 153–176; Lay, Heinrich: Ein Volk und drei Vaterländer. Die Banater Schwaben in Rumänien. In: 300 Jahre im Donaauraum, a. a. O., S. 10–13; Eberl, Immo: in Die Donauschwaben, Ausstellungskatalog, a. a. O., S. 174–176.

- ⁵¹ Vgl. Kroner, Michael: Die Beziehungen zwischen den Siebenbürger Sachsen und den anderen deutschen Volksgruppen Rumäniens in den Jahren 1918–1944. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1985, S. 33–40.
- ⁵² Vgl. Klein, Karl Kurt: Ein südostdeutscher Pionier der Volkswissenschaft: Richard Csaki. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter 1969, S. 14–21.
- ⁵³ Kroner, ebenda, S. 37.
- ⁵⁴ Ein 1926 gegründetes und die folgenden 15 Jahre von Prälat Josef Nischbach geleitetes Schülerheim.
- ⁵⁵ Vgl. Hügel, a. a. O. S. 35.
- ⁵⁶ Vgl. Hügel, a. a. O., S. 61.
- ⁵⁷ Zitiert nach Hügel, a. a. O., S. 63.
- ⁵⁸ Zur Entwicklung der Rumäniendeutschen in den dreißiger Jahren vgl. Hügel, a. a. O., bes. S. 56–63; Eisenburger/Kroner: a. a. O., S. 153–176; Totok, William: Die Nationalitätenpolitik von 1918 bis 1990. In: Wagner, Richard und Frauendorfer, Helmuth (Hg.): Der Sturz des Tyrannen. Reinbek 1990, S. 102–135.
- ⁵⁹ Hügel, Kaspar: Anekdotisches zur Zeitgeschichte. In: Der Donauschwaben vom 27. Dez. 1992, S. 4.
- ⁶⁰ Vgl. dazu Hauler, Ernst: Großkarol, a. a. O., S. 45.
- ⁶¹ Vgl. Schmied, Stefan (Hg.): Heimatbuch der Sathmarer Schwaben. Stockach 1952.
- ⁶² Vgl. Zitat und Text bei Wuescht, Johann: Jugoslawien und das Dritte Reich. Stuttgart 1969, S. 254.
- ⁶³ Angeführt nach Wuescht, a. a. O., S. 155.
- ⁶⁴ Wiedergegeben nach Spiegel-Schmidt, Friedrich: Umsiedlung – Vertreibung – Irrwege eines gefährlichen Gedankens. In: Suevia-Pannonica 1987, S. 70–87, S. 73.
- ⁶⁵ Wiedergegeben nach Wuescht, Jugoslawien und das Dritte Reich, S. 251.
- ⁶⁶ Volksgruppenführer Sepp Janko auf der Hauptversammlung des VDA Ende Okt. 1940 in München. Zitiert nach Wuescht, Jugoslawien und das Dritte Reich, S. 252.
- ⁶⁷ Spiegel-Schmidt, Volksgruppenpolitik, S. 42.
- ⁶⁸ BA Sammlung Brammer Z Sg 101/34 237, 16. 5. 39, zitiert nach Spiegel-Schmidt, Volksgruppenpolitik, a. a. O., S. 42.
- ⁶⁹ AA Kult. A 4123/40, zitiert nach Spiegel-Schmidt, Die kritische Endphase . . ., S. 92.
- ⁷⁰ Nürnberger Prozeßakte, Nr. NO-2015, zitiert nach Wuescht, a. a. O., S. 272.
- ⁷¹ Vgl. dazu Stein, Georg: Geschichte der Waffen-SS, Düsseldorf 1967, Vorwort, und Höhne, Heinz: Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der Waffen-SS, München 1976.
- ⁷² Höhne, a. a. O., S. 9, zitiert nach Böhm, Johann: Die Ungarndeutschen in der Waffen-SS. Ippenheim 1990, S. 73.
- ⁷³ Böhm, ebenda.
- ⁷⁴ PA: Inland II g, Bd. 309, zitiert nach Wuescht, a. a. O., S. 272.
- ⁷⁵ BA: NS 19/416, zitiert nach Wuescht, ebenda.
- ⁷⁶ BA: R 57/165, zitiert nach Wuescht, ebenda.
- ⁷⁷ Wuescht, a. a. O., S. 277.
- ⁷⁸ Vgl. zum vorausgehenden: Wuescht, a. a. O., S. 273.
- ⁷⁹ Spiegel-Schmidt, Friedrich: Die kritische Endphase unserer Geschichte 1938–45. In: Suevia-Pannonica, a. a. O., Jgg. 7/1989, S. 84–104.
- ⁸⁰ Vgl. Bistritzer Zeitung vom 9. 9. 1941.
- ⁸¹ Vgl. Weidlein, Johann: Geschichte der Ungarndeutschen in Dokumenten 1930–1950. Schorndorf 1950, S. 288.
- ⁸² Vgl. Mirmić, Josef: Die Batschkadeutschen zur Zeit der ungarischen Besetzung (1941–1944). In: Acta Historica, Academiae Scientiarum Hungaricae 18, 1972, S. 319–350; S. 328.
- ⁸³ Nation und Staat, Jahrgang 1941/42, S. 101 ff.
- ⁸⁴ Jungkamerad, Januar 1942, S. 7, »Ausblick«; zitiert nach Böhm, a. a. O., S. 70; vgl. auch dessen Ausführungen zur Gründung der DJ, ebenda.
- ⁸⁵ Nach Tilkovszky.
- ⁸⁶ Feststellung des Landesleiters der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt. Vgl. Mirmić, a. a. O., S. 339 f.
- ⁸⁷ Vgl. Böhm, a. a. O., S. 82.
- ⁸⁸ Vgl. zum Genossenschaftswesen der Batschka und seinen Leistungen: Mirmić, a. a. O., S. 329 f.
- ⁸⁹ Vgl. Wuescht, Johann: Jugoslawien und das Dritte Reich. Stuttgart 1969, S. 269.
- ⁹⁰ Mirmić, a. a. O., S. 324 f.
- ⁹¹ Vgl. hierzu Mirmić, a. a. O., S. 319–324.

- ⁹¹ Mirnic widerlegt die an sich einleuchtenden Behauptungen Wueschts anhand zeitgenössischer Berichte von Kulturbundführern nach Berlin, in denen von Selbstschutzverbänden des Kulturbunds die Rede ist. Nach einem Eingeständnis von Mimic während einer Diskussion in Salzburg mussten jugoslawische Forscher auf staatliche Weisung hin Fakten, die nicht in die Tendenz ihrer (mehr oder weniger linientreuen) Bücher passen, einfach ignorieren. Nach Scherer, Anton: Zitate wurden doppelt manipuliert. In: *Der Donauschwabe* vom 5. Juli 1992, S. 8.
- ⁹² Vgl. Mimic, a.a.O., S. 339.
- ⁹³ Janko, Sepp: *Weg und Ende der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien*. Graz-Stuttgart 1982, S. 40; zitiert nach Janko im «Grenzboten», Pressburg, vom 24. 3.1940.
- ⁹⁴ Mimic, Josef: *Die Batschkadeutschen...*, S. 319.
- ⁹⁵ Vgl. zum vorausgehenden Janko, *Weg und Ende...*, a.a.O., S. 38-43.
- ⁹⁶ Vgl. Mimic, a.a. O., S. 319.
- ⁹⁷ Dieser Darstellung widerspricht z.B. Mirnic, a.a.O., S. 320, der der Volksgruppenführung in Zusammenarbeit mit der Deutschen Botschaft in Belgrad die Rolle einer Art fünften Kolonne zuweist.
- ⁹⁸ Vgl. Wuescht, Johann: *Jugoslawien und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 260f.
- ⁹⁹ Vgl. das Telegramm Heydrichs: «Versuch im Keime ersticken. Beteiligte notfalls verhaften!» BA: Ost-Dok. 16 V/18. Zitiert nach Wuescht, ebenda, S. 264. Nicht haltbar sind danach die Ausführungen von Wehler, Hans-Ulrich: *Reichsfestung Belgrad*. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, Sonderdruck aus Heft 1/Januar 1963.
- ¹⁰⁰ Nach der amtlichen Volkszählung von 1931 166'000 Deutsche, jedoch nach einer von der Volksgruppenführung 1941 durchgeführten Erhebung 193'000. Vgl. Janko, a.a.O., S. 89.
- ^{101a} Zahlen nach Janko, a.a.O., S. 134 f.
- ¹⁰¹ BA: NS 19/287, zitiert nach Wuescht, a.a.O., S. 265. Im Bundesarchiv, PA und in anderen archivalischen Fundstellen befinden sich zahlreiche ähnliche Dokumente über die Renitenz der Volksgruppen im serbischen Banat, in Kroatien und Ungarn.
- ¹⁰² Vgl. dazu Janko, a.a.O., S. 114-127.
- ¹⁰³ Vgl. zum Ausbau der Banater Wirtschaft Janko, a.a.O., S. 139-145.
- ¹⁰⁴ Janko, a.a.O., S. 144.
- ¹⁰⁵ Vgl. zum vorausgehenden Wuescht, a.a.O., S. 266.
- ¹⁰⁶ Vgl. dazu Wuescht, a.a.O., S. 267-269; mitunter etwas unkritisch gegenüber jugoslawischen Quellen, aber ausführlich und gut belegt: Calic, Marie-Janine: *Die Deutsche Volksgruppe in Kroatien 1941-1944*. In: *Südostdeutsches Archiv*, München 1987/1988, S. 148-175; ferner am ausführlichsten und gründlichsten: Oberkersch, Valentin: *Die Deutschen in Syrmien, Slawonien, Kroatien und Bosnien*. Stuttgart 1989, S. 365-478.
- ¹⁰⁷ Nach Calic, Marie-Janine: *Die Deutsche Volksgruppe in Kroatien 1941-1944*. In: *Südostdeutsches Archiv*, München 1987/1988, S. 148-175; S. 149.
- ¹⁰⁸ Ebenda.
- ¹⁰⁹ Branimir Altgayer wurde am 30. Sept. 1946 von den Engländern an Jugoslawien ausgeliefert, im Prozess vom 21. Jan. 1950 zum Tode verurteilt und am 15. Mai 1950 in Zagreb hingerichtet. Vgl. *Das Schicksal Branimir Altgayers*. In: *Der Donauschwabe*, Jgg. 18, Nr. 8 vom 25.2.1968, S. 5.
- ¹¹⁰ Ebenda.
- ¹¹¹ Calic, ebenda, S. 157.
- ¹¹² Calic, ebenda, S. 158.
- ¹¹³ Calic, ebenda, S. 155.
- ¹¹⁴ Wuescht, a.a.O., S. 269.
- ¹¹⁵ Calic, a.a.O., S. 164.
- ¹¹⁶ Ebenda, S. 166.
- ¹¹⁷ Ebenda, S. 170.
- ¹¹⁸ Vgl. dazu Calic, a.a.O., S. 172f.
- ¹¹⁹ Vgl. dazu die Abhandlungen von Hartl, Hans: *Das Schicksal des Deutschtums in Rumänien (1938-1945-1953)*. Würzburg 1958, und Böhm, Johann: *Das Nationalsozialistische Deutschland und die Deutsche Volksgruppe in Rumänien 1936-1944*. Frankfurt/Main, Bern, New York 1985.
- ¹²⁰ Böhm, Johann: *Phasen der Ideologisierung. Zur politisch-sozialen Entwicklung der deutschen Minderheit in Rumänien zwischen den Weltkriegen*. In: *Südostdeutsches Archiv*, München 1987/ 1988, S. 129-147; S. 140.
- ¹²¹ Vgl. hierzu Szefer, Andrzej: *Fritz Fabritius in den Jahren 1939-1945*. In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter*, München 1971, S. 221-225.

¹²² Böhm, Das Nationalsozialistische Deutschland..., S. 107.

¹²³ Hartl, ebenda, S. 18.

¹²⁴ Kronstädter Zeitung Nr. 190 vom 22. Aug. 1940, zitiert nach Böhm, Das Nationalsozialistische Deutschland..., S. 121.

¹²⁵ Ebenda, S. 120.

¹²⁶ Vgl. dazu die Rechtfertigung durch seinen Bruder Hans Wolfram Hockl in den Schriften: Deutscher als die Deutschen. Dokumentarische Studie über NS-Engagement und Widerstand rumäniendeutscher Volkspolitiker, Linz 1987, und Offenheit hat überzeugt. Zur NS-Geschichte der Deutschen im Südosten. Metzingen 1990.

¹²⁷ Vgl. Hockl, Hans Wolfram: Deutscher als die Deutschen, S. 56-60.

¹²⁸ Nach Böhm, Das Nationalsozialistische Deutschland..., S. 124.

¹²⁹ Zitiert nach Böhm, Das Nationalsozialistische Deutschland..., S. 125.

¹³⁰ Vgl. Böhm, Die rumäniendeutsche Minderheit..., S. 143, Anmerkung 31.

¹³¹ zitiert nach Böhm, Die rumäniendeutsche Minderheit..., S. 143.

¹³² Hartl, a.a.O., S. 65f.

Teil III
Die Donauschwaben nach dem Zweiten Weltkrieg

1. Die Kriegsoffer und die Zerstreuung der Donauschwaben im Spiegel der Zahlen

Die Kriegsoffer der Donauschwaben¹ (in 1000)

	Ungarn	Jugoslawien	Rumänien
Evakuierte	50	250	50
Deportation	60-65	40	50
Vertreibung	220 ²	60 ³	—
Tote	45 ⁴	100 ⁵	30
Zurückgeblieben	250 ⁶	110 ⁷	220
Gesamt	630	560	350

Das ergibt als Gesamtzahl:

Evakuierte	350 000
Deportation	155 000
Vertreibung	280 000
Tote	175 000
Verblieben in der alten Heimat	580 000
Gesamtzahl	1 540 000

Die Zerstreuung des Donauschwabentums⁸

BR Deutschland	650 000
Österreich	120 000
DDR	20 000
Übersee (USA, Kanada, Südam.)	50 000
alte Heimat	580 000?
Gesamt	1 420 000

Bilanz der Zivilopfer in Jugoslawien (Hochrechnung)⁹ a) vor der Internierung

	Kinder	Frauen	Männer	Gesamt
ermordet	61	806	6 332	7 199
in Tod getr.	11	82	61	154
verschollen	40	152	504	696
zusammen	112	1 040	6 897	8 049

b) in Vernichtungs- und Internierungslagern

	Kinder	Frauen	Männer	Gesamt
verhungert	5 524	25 740	16 390	47 654
ermordet	14	175	369	558
in Tod getr.	4	32	24	60
verschollen	40	40	95	175
zusammen	5 582	25 987	16 878	48 447

c) auf der Flucht aus Internierungslagern

an Folgen d. I.	21	67	55	143
ermordet	10	34	35	79
verschollen	1	10	7	18
zusammen	32	111	97	240

Zivilopfer insgesamt:

Kinder	5 869
Frauen	28 260
Männer	25 206
Gesamt	59 335

Soldatenopfer:

gefallen	14 243
vermisst	9 711
in Gefangenschaft umgek.	809
sonstige Todesart	609
in Jugosl. ermordet	692
insgesamt	26 064

Gesamtopfer (von 509'350 erfassten Personen): 85'399 = 17%



Abb. 26: Donauschwäbischer Flüchtlingstreck in der Obersteiermark

2. Das Schicksal der Donauschwaben in den Ländern ausserhalb des deutschen Sprachraumes

a) Jugoslawien

*Die psychologischen und geistigen Wurzeln des grossserbischen Nationalismus*¹⁰

Nach dem Sieg Deutschlands im Aprilkrieg 1941 gegen Jugoslawien brach sich als Kompensation für das gebrochene Selbstwertgefühl der Serben ein extrem antideutsches Feindbild Bahn, das in mythischen und psychologischen Komponenten des grossserbischen Nationalismus wurzelte.

Der mit der Niederlage auf dem Amselfeld am 28. Juni 1389 einhergehende Untergang des grossserbischen Reiches prägte den Serben ein kollektives Trauma ein, das sich in einer 600 Jahre anhaltenden Neurose äusserte und äussert. Bei jedem Wirklichkeitsbezug, nährten die Serben seither die Vision von der Wiederaufrichtung des altserbischen Zarenreiches, die sich aus der Tat des Milos Obilić speiste, der zwar die Niederlage durch die Ermordung des Sultans Murat I. rächen, aber Freiheit und Grösse nicht wiederherstellen konnte.

Seine Märtyrertat löste einen Heroenkult sondergleichen aus, der die Hemmschwelle zur Ermordung feindlicher Symbolfiguren absenkte, andererseits die Neigung zur Selbstaufopferung gewaltig förderte. Sogar Gavrilo Princip stand noch in dieser Tradition, der den mächtigsten Feind des grossserbischen Gedankens, den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand, am Veitstag 1914 ermordete und sich dabei auf sein Vorbild Obilić berief.

Obilić und Princip waren Leitfiguren eines grossserbischen Nationalismus, dessen Grundgedanken sich in der Geheimstudie des Ilija Garasanin aus dem Jahre 1844 konkretisierten: Serbien müsse der Mission leben, das Reich des Zaren Dusan zu erneuern und sich gegen die Rivalen Österreich und Russland alle Gebiete aneignen, auf die es serbische Volkssplitter auf der Flucht vor den Türken verschlagen habe. Serbische Grösse und Kraft könne sich nur in einer von Serbien dominierten Gemeinschaft südslawischer Völker ausleben.

Im Zuge des Panslawismus gelangte der Realpolitiker Nikola Pasić in Anlehnung an Russland nach der Niederlage Österreichs 1919 scheinbar ans Ziel. Die auf die serbischen Wünsche zugeschnittene Vidov-Dan-Verfassung von 1921 benachteiligte Kroaten und Slowenen und unterdrückte Deutsche und Magyaren. Diese wegen des Widerstands der Kroaten bereits in den zwanziger Jahren nicht mehr tragfähige Konzeption brach nach dem Aprilkrieg gegen Deutschland 1941 vollends zusammen. Der sich aus mythischen und psychologischen Wurzeln nährenden grossserbischen Nationalismus war jedoch nicht bereit, den Tatsachen ins Auge zu sehen und das Scheitern der eigenen Träume einzugestehen. *«Die durchaus selbstgeschneiderte Schuld am Untergang des Königreichs Jugoslawien projizierten sie auf Deutschland und im Gefolge einer typischen Feindbildaufbauschung auch auf die Deutschen und Magyaren im eigenen Lande.»*¹¹ Der Wille, alle Minderheiten aus dem künftigen Staat Jugoslawien zu eliminieren, verband alle serbischen Gruppen: die Tschetniks unter ihrem Führer General Mihailovic fassten den Beschluss im November 1942 in Sahovici/Montenegro¹²; die kommunistische Partisanenbewegung Titos bekundete diese Absicht auf der Tagung des «Antifaschistischen Rates der Volksrepublik Jugoslawien» (AVNOJ) Ende November 1943 in Jajce¹³; selbst der mit den Deutschen zusammenarbeitende serbische Ministerpräsident General Nedic bekannte sich zu diesem Vorhaben¹⁴. Die näheren Umstände in der Endphase des Krieges und in den Monaten unmittelbar danach spielten den kommunistischen Partisanen die Durchsetzung dieser gemeinsamen Linie zu, zwan-

gen aber gleichzeitig zu gewissen Modifikationen. Diese bestanden darin, dass man die Deutschen zum Hauptsündenbock machte und sie als «Faschisten» brutal verfolgte; dass die kommunistische Partei in Jugoslawien noch keineswegs fest im Sattel sass und daher die Eliminierung der deutschen Minderheit in Formen abwickelte, die gleichzeitig die kommunistische Herrschaft festigten.

Der «blutige Herbst» 1944¹⁵

Nach dem Fall Belgrads am 20. Oktober 1944 besetzten die Russen das Gebiet nördlich von Donau und Save bis zur Linie Essegg-Brcko im Westen, die bis Anfang April 1945 die Front bildete. Das Zweistromgebiet zwischen Drau und Save westlich davon blieb somit bis zu diesem Zeitpunkt unter deutscher und kroatischer Kontrolle. Obwohl die Partisanen die Regionen südlich von Donau und Save beherrschten, gelang der gesamten deutschen Heeresgruppe E der Abzug aus Griechenland und der Durchmarsch über Skoplje, Sarajewo bis Slowenien.

Die nicht evakuierte oder geflüchtete deutsche Bevölkerung befand sich also bis auf unbedeutende Ausnahmen im Machtbereich der kommunistischen Sowjet- oder Partisanenverbände. Unmittelbar nach dem Durchzug der russischen Front nach Norden bildeten sich in den einzelnen Gemeinden meist durch ortsansässige Serben sog. «Ortsbefreiungsausschüsse», die persönliche Racheakte und Plünderungen deutschen Eigentums duldeten. Mit der von «regulären» Partisaneneinheiten eingerichteten Militärverwaltung ging eine organisierte Gewaltherrschaft einher, die bis zum 15. Februar 1945 dauerte, als die Verwaltung in der Wojwodina auf zivile Befreiungskomitees überging.

Die «Schreckensherrschaft» beruhte vor allem auf zwei Aktionen. Die erste bestand in einer sofort einsetzenden Verhaftungswelle, die sich auf Mitglieder von Volksgruppen- oder reichsdeutschen Kampforganisationen im Alter von 17-60 Jahren erstreckte. Die Verhafteten mussten stundenlange Verhöre und brutale Misshandlungen über sich ergehen lassen, man pferchte sie in Keller- oder Gefängnisräumen zusammen und trieb sie in langen Fussmärschen zu Sammelagern in Zerene, Kubin, Pantschowa, Weisskirchen, Werschetz und Kikinda (Banat) sowie Sombor und Neusatz (Batschka). Die zweite Aktion führte, im Gefolge der ersten, eine Reihe von Massenliquidierungen durch: z.B. am 22. und 24. Oktober in Startschowa und Deutsch-Zerene, der 80 bzw. eine nicht mehr feststellbare Zahl von Personen zum Opfer fielen, am 23. und 25. November nochmals in Zerene sowie in Hodschag und Filipowa mit 100, 183 bzw. 212 Erschossenen. Zu weiteren Gruppenschiessungen kam es auf den Märschen in die Lager bzw. in diesen selbst.

Der zeitliche Zusammenhang und die Gleichartigkeit des Vorgehens nähren die Vermutung, dass es spezielle Exekutionskommandos der Partisanen gab, die, von Ort zu Ort ziehend, ihre Sonderaufträge erfüllten. Die Motive für diesen Massenmord lagen in der aufgestauten Rachsucht gegenüber den «faschistischen» Deutschen, aber vor allem in einer bewussten Terrorisierung, um die Deutschen ihrer Führungsgruppen zu berauben und sie den neuen Machthabern gefügig zu machen. Die Erschiessungen trugen den Charakter ausgesuchter Grausamkeit, wie es die in der Bonner Dokumentation und im Weissbuch der Deutschen aus Jugoslawien veröffentlichten Augenzeugenberichte belegen. Die Zahl der Opfer lässt sich nicht mehr exakt ermitteln, sie dürfte zwischen 8'000-10'000 Personen betragen haben.

Die Deportation

Die Deportation von Donauschwaben aus Jugoslawien in die Sowjetunion begann Ende Dezember 1944. Sie betraf Männer zwischen 17 und 45 und Frauen zwischen 18 und 40 Jahren. Die Unglücklichen sammelten sich in je vier grösseren Orten des Banates und der Batschka und ge-

langten per Eisenbahntransport in die Ukraine. Eingepfercht in Güterwaggons mit Strohschütten und manchmal auch Pritschen, zu 30 bis 45 Personen mussten sie die manchmal fast vier Wochen dauernden Fahrten durchstehen. Schon während des Transportes gab es die ersten Todesfälle. Im Zielgebiet um Charkow im Donezbecken galt es, Kohlengruben wieder in Betrieb zu setzen, Aufräumungs- und Kolchosarbeiten, später auch Fabrikarbeit zu verrichten. Die Lebensmittelrationen waren knapp, die Arbeitsnormen sehr hoch. Entsprechend der Entkräftung und allgemeinen Unterernährung waren die Todesraten hoch, etwa um 20 Prozent. Bei etwa 40'000 Deportierten bedeutet das für Jugoslawien etwa 8'000 Deportationsopfer.

Die Rücktransporte fanden meist im Spätherbst der Jahre 1945-1949 statt. Sie wurden in die Sowjetische Besatzungszone geleitet, von wo sich die meisten über das Lager Friedland in die westlichen Besatzungszonen begaben, um ihre Angehörigen zu suchen.

Die Internierung der Donauschwaben in jugoslawischen Arbeits- und Konzentrationslagern

Am 10. August 1945 erklärte sich der AVNOJ selbst zur «Provisorischen Volksversammlung» und lieferte die nötigen antideutschen Gesetze nach: am 23. August 1945 das «Gesetz zur Enteignung der Personen deutscher Nationalität» und am 25. August 1945 das Gesetz über «Straftaten gegen Volk und Staat». Die antideutschen Gesetze dieses selbsternannten Gremiums stammten also aus einer Zeit, als die Donauschwaben schon längst in Lagern interniert und ihr Grundbesitz von 637'000 ha, das ist das Zweieinhalbfache der Fläche Luxemburgs, bereits enteignet war (in der Wojwodina waren es 75'000 Häuser und 473'000 ha).

Die Internierung in der Wojwodina gestaltete sich nach Gebieten wie Batschka und Banat, aber auch nach Bezirken unterschiedlich. Man kann die Lager gliedern in Arbeitslager, die nur Arbeitsfähige als Insassen zählten, in Ortslager zur Absonderung der deutschen Bevölkerung innerhalb der Dörfer und Konzentrationslager, die die Arbeitsunfähigen, also Alte, Kranke, Kinder, Frauen mit Kleinkindern, aufnahmen. Insgesamt gab es über 1'000 Einzellager, die grössten waren Jarek, Gakowa und Kruschewlje in der Batschka und Molidorf, Rudolfsgnad und Werschetz (ein Gefangenenlager) im Banat. Der kollektive Freiheitszug für die deutsche Bevölkerung sollte jede Behinderung von dieser Seite für die am 11. April beginnende Schlussoffensive der Partisanen ausschliessen, eine jederzeit verfügbare «Armee» von Arbeitskräften bereitstellen und den nötigen Wohnraum für die nach der Agrarreform von Süden nach Norden strömenden Neusiedler schaffen.

Arbeit galt es in vielfältiger Form zu leisten: als kriegsbedingte Transport-, Aufräumungs-, Ausbesserungs- und Verladearbeiten, Robot auf Staatsgütern sowie unter Tage. Man fasste die deutschen Zwangsarbeiter in Gruppen zusammen, stellte sie unter ständige Bewachung und kontrollierte sie schärfstens beim Verlassen und Betreten der Lager. Willkürliche Erschiessungen und Misshandlungen gehörten ebenso zu den alltäglichen Erscheinungen des Lagerlebens wie die völlig unzureichende Ernährung und ununterbrochene schwere physische Arbeit. Die Behandlung besserte sich ab 1946: die Internierten wurden jetzt von der Lagerleitung an Fabriken, Staatsgüter und Bauern für ein gestaffeltes Entgelt von bis zu 100 Dinar pro Person ausgeliehen. Immer wieder begegneten sie aber auch Akten von Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft von Seiten der andersnationalen Bevölkerung, so dass sie sich insgeheim Vorräte anlegen oder Geld für die Flucht sparen konnten. Seit Frühjahr 1946 durften sie Hilfspakete annehmen.

Viel schlimmer waren die Verhältnisse in den Konzentrationslagern. Misshandlungen, Hungerödeme, Typhusepidemien führten zu einem regelrechten Massensterben, zumal die offiziellen Inspektionsbesuche die katastrophalen sanitären Verhältnisse und die völlig unzureichende ärzt-



Abb. 27: Unterernährtes Kind aus einem Lager in Jugoslawien

liche Betreuung gleichgültig zur Kenntnis nahmen. Die Mahlzeiten bestanden in monotoner Gleichmässigkeit aus oft salz- bzw. fettlosen Maisschrot- oder Röstmehlsuppen, aus Polentabrei oder Maisbrot mit Tee. In Rudolfsgrad liess die Lagerleitung im Dezember 1945 pro Person 2,5 kg Maismehl, einen Krautkopf und 4dkg Salz verabreichen, im Januar 1946 hingegen nur mehr 223 dkg Maisbrot und 7 dkg Salz; während dieser Zeit gab es fünf Tage lang überhaupt keine Lebensmittel. Nicht besser war die Ernährungsgrundlage in den KZs von Gakovo, Kruschewlje, Molin, Mitrovica, Valporo, Krudija und Jarek. Daher war die Zahl der Todesopfer sehr hoch.

Um das Problem der internierten Donauschwaben einigermaßen zu lösen, liess die «Autonome Provinz Wojwodina» ab Sommer 1946 die von Lagerinsassen so genannte «Schwarze Flucht» zu, die zwischen 1946 und Spätherbst 1947 in die von der Lagerleitung nach Zahlung eines «Kopfgeldes» gebilligte «Weisse Flucht» mündete. Auf diese Weise entkamen laut Bonner Dokumentation 30'000-40'000 Donauschwaben nach Rumänien bzw. Ungarn.

Ein besonders trauriges Schicksal erlitten die donauschwäbischen Kinder. Eine grosse Zahl starb in dieser Zeit an Krankheit, Hunger und Verwahrlosung. Viele von ihnen waren zu Waisen geworden oder standen infolge der Kriegereignisse (Deportation) elternlos da, den anderen Teil trennte man in den Internierungslagern rigoros von seinen Eltern und Verwandten. Ab Frühjahr 1946 besserten sich jedoch die Verhältnisse: man übergab die deutschen Kinder nun der Fürsorge staatlicher Kinderheime, zerstreute sie aber über das ganze Land. Sie erhielten jetzt eine ausreichende Ernährung und gute ärztliche Betreuung, wurden aber serbisch erzogen und unterrichtet und verloren so allmählich ihre deutsche Identität. Dank der Bemühungen des Roten Kreuzes durften viele dieser hilflosesten Opfer der Partisanenrache nach 1949 zu ihren Familienangehörigen nach Deutschland ausreisen. Die Zahl derer, die als Waisen und slawisiert in Jugoslawien zurückblieb, dürfte jedoch in die Tausende gehen.

Im Rahmen der Familienzusammenführung gelangten in den fünfziger und sechziger Jahren rund 90'000 Deutsche aus Jugoslawien in die BR Deutschland. Da die Aussiedlung nach 1970 fast völlig zum Erliegen kam, glaubte man, dass es in den Nordgebieten dieses Vielvölkerstaates praktisch kein Deutsch- bzw. Donauschwabentum mehr gebe. Im Rahmen der Verselbständi-

gungsversuche der südslawischen Einzelstaaten meldeten sich jedoch überraschend plötzlich Tausende Deutsche zu Wort, vor allem in der Wojwodina (Slawonien) und Ostkroatien. Viele hatten sich über Jahrzehnte hinweg – um Verfolgungen und Diskriminierungen zu entgehen – als Serben oder Kroaten ausgegeben, wagten aber jetzt ein offenes Deutschtumsbekenntnis. Sie fanden sich bislang in drei Organisationen zusammen: die «Vereinigung der Deutschen und Österreicher» in Essegg/Osijek, die «Gemeinschaft der Deutschen» in Agram/Zagreb und der am 19. Dezember 1992 in Agram/Zagreb gegründeten «Volksdeutschen Gemeinschaft».¹⁶

*b) Ungarn*¹⁷

Die Dissimilation der Ungarndeutschen und ihre Identifizierung mit Hitlerdeutschland brachten es nach Kriegsende mit sich, dass Ungarn sie mit der Kollektivschuld belastete, faschistisch gewesen zu sein und das Land an das nationalsozialistische Deutschland verraten zu haben. Als Konsequenz dieser Konstruktion sollten nach den Potsdamer Beschlüssen und auf Wunsch der Magyaren alle Ungarndeutschen aus ihrem Heimatland vertrieben werden. Alle günstigen Erfahrungen der Zwischenkriegszeit, die mühsam aufgebaute Gruppensolidarität, die wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Gemeinschaftseinrichtungen, das gesamte geistige Bezugssystem wurden nun diskreditiert und ins Negative verkehrt. Damit fiel das Ungarndeutschtum auf einen Entwicklungsstand zurück, wie er mit dem Ausgangspunkt seines Emanzipationsprozesses zu Beginn des Jahrhunderts gegeben war.

Die Geschichte der Ungarndeutschen von 1945 bis zur Gegenwart steht in engster Verbindung mit Aufbau, Konsolidierung und allmählicher Demontage des kommunistischen Systems in Ungarn. Diesem Ablauf entsprechend lassen sich für die ungarndeutsche Nachkriegsentwicklung vier wesentliche Zäsuren setzen¹⁸: Flucht und Vertreibung 1945-1948, die Phase der politischen Diskriminierung und gesellschaftlichen Ächtung 1949-1955, die Zeit des sozialen Wandels 1955-1968 und schliesslich die Epoche einer nachhaltigen Liberalisierung des politischen und kulturellen Lebens, beginnend mit 1968 und sich verstärkend seit 1983.

Zusammen mit den aus Ungarn zurückweichenden deutschen Truppen flüchteten von Ende 1944 bis März 1945 (die letzte deutsche Militäreinheit wurde am 4. April 1945 vertrieben¹⁹) etwa 50'000 Ungarndeutsche ausser Landes. Nach Beendigung der Kampfhandlungen kehrte jedoch eine unbekannte, aber erhebliche Zahl von ihnen wieder in ihre Heimatorte zurück. Die erste Massnahme der nun das Land besetzenden Roten Armee bestand in der Zwangsdeportation von etwa 60'000 arbeitsfähigen Ungarndeutschen in die Sowjetunion, vor allem in die Ukraine, um die dort durch den Krieg zerstörten Gebiete wiederaufzubauen. Die hier bereits zum Ausdruck kommende Rolle der diskriminierten Minderheit verdeutlichte sich, als die ungarische Marionettenregierung auf Weisung der Roten Armee mit dem halbfaschistischen Horthy-Regime sQwie Deutschland einen radikalen Bruch vollzog und den Ungarndeutschen die Rolle der «Quartiermacher Hitlers» aufprägte. Die ab Frühjahr 1945 einsetzende Hetzkampagne der Presse setzte grundsätzlich Landesverrat und Faschismus mit dem Ungarndeutschtum gleich und gab dadurch das Signal zu einer beispiellosen Verfolgungswelle dieses Ethnikums. Ihre Gipfel erreichte sie mit der im Februar 1945 einsetzenden Enteignung von deutschem Grundbesitz, mit der Zwangsumsiedlung und Internierung sowie der per Verordnung vom 29. Dezember 1945 beginnenden Vertreibung, die bis 1948 anhielt.

In diesem Zusammenhang mussten insgesamt rund 220'000 Deutsche ihre ungarische Heimat

verlassen, das Gros gelangte in die amerikanische und etwa 50'000 in die sowjetische Besatzungszone.²⁰ Die entscheidende Verantwortung für diesen Exodus trifft letztlich die ungarische Regierung, die den Gedanken der Zwangsaussiedlung bereits seit Ende der dreissiger Jahre verfolgte und in Absprache mit Hitler nach Beendigung des Krieges in die Tat umsetzen wollte. Statt Hitlers bedurfte sie jetzt der Zustimmung der Alliierten Kontrollkommission, die sie auf ihr Ansuchen vom 26. Mai 1945 hin auch erhielt: die Potsdamer Beschlüsse vom 6. August 1945 ordneten die Zwangsumsiedlung der Ungarndeutschen an.

Die besonderen Umstände einer im Umbruch begriffenen Wirtschaft und Gesellschaft brachten es mit sich, dass man entgegen der ursprünglichen Absicht, nur deutsche Faschisten auszusiedeln, nach ideologischen Klassengesichtspunkten vorging: wohlhabendere Bauern, die in der Regel dem ehemaligen Volksbund nicht angehört hatten, mussten gehen, Kleinbauern und Agrarproletarier, in der Mehrzahl treue Anhänger des Volksbundes, durften bleiben.

Der nicht vertriebene grössere Teil von rund 250'000 Deutschen blieb de jure bis 1949, praktisch jedoch bis 1955 seiner bürgerlichen Rechte beraubt. Erst die Gründung des «Demokratischen Verbandes Ungarländischer Deutscher» leitete im Juni 1955 eine neue Ära ein. Was jedoch die neue Rechtsstellung zur Erhaltung der deutschen Identität leisten sollte, machte der radikale Wandel der sozialen und wirtschaftlichen Zustände wieder zunichte. Die in den fünfziger und sechziger Jahren eingeleitete Modernisierung des Staates mit Verwaltungsreorganisation, Industrialisierung, Kollektivierung der Landwirtschaft, Mobilisierung und Verstärkung löste rasch die Geschlossenheit einer in ihrem Identitätsbewusstsein stark angeschlagenen Volksgruppe auf. Neben Siedlungs- und Berufsstruktur wandelten sich auch die Wohn- und Bildungsverhältnisse. Die ohnedies selten homogenen donauschwäbischen Dörfer erhielten durch die Vertreibung der Deutschen und die darauffolgende Zuzugung von Magyaren eine gemischte Bevölkerung, so dass die Ungarndeutschen, sowieso meist in der Dorfminderheit, häufig in andere Landesteile umsiedelten. Streuung und Zersplitterung wurden jetzt die besonderen Kennzeichen ihrer Siedlungsstruktur. Während in ihrem Hauptsiedlungsgebiet, im Komitat Baranya, 1920 noch 84 Prozent der Deutschen in 113 Gemeinden die Mehrheit bildeten (von insgesamt 272 mit deutscher Bevölkerung), lebten 1980 dagegen nur noch elf Prozent von ihnen in 26 Mehrheitsgemeinden (von insgesamt 236 mit deutscher Bevölkerung): eine vollständige Umkehrung der Verhältnisse also. Da 80 Prozent der Wohnsitze in diesem Komitat in Kleindörfern liegen und zwei Drittel der Ungarndeutschen in ihren Dörfern eine Minderheit unter 25 Prozent der Bewohnerschaft darstellen, bestehen kaum Aussichten, sich als Gruppe mit deutscher Identität zu erhalten. Absolutes Diasporadasein, Zersplitterung und Existenzform in Kleingruppen von 80-100 Personen gestalten alle Bemühungen um Pflege und Erhaltung der Volksgruppe und ihrer Kultur ungemein schwierig. Innerhalb Ungarns verteilt sich gegenwärtig die deutsche Bevölkerung auf insgesamt 400 Orte in 13 Komitaten.²¹

Ähnlich radikal war der Wandel der Berufsstruktur. Hier verdoppelte sich der Anteil der in der städtischen Industrie arbeitenden Deutschen seit 1945 auf 60 Prozent und erreichte bei der Gruppe der bis Vierzigjährigen sogar 70 Prozent. Allerdings erhöhte sich in dieser Altersgruppe auch der Hundertsatz an Abiturienten innerhalb von 20 Jahren auf das Vierfache.

Der auf diese Weise in Gang kommende sprachliche Assimilationsprozess betraf wieder dieselbe Generation, der der Schul- und Berufseintritt bzw. Berufsaufstieg eine besonders grosse Anpassungsfähigkeit an die Gegebenheiten der neuen Umgebung abverlangte.

Daher ist es kein Wunder, dass sich bei der Volkszählung von 1970 nur 35'500 und 1980 gar

nur 31'000 zu ihrer deutschen Muttersprache bekannten. Zu diesem Zeitpunkt sprachen nur noch die Alten, also nicht mehr im Berufsleben stehenden, sondern bereits im Ruhestand lebenden Deutschen ausschliesslich ihre Muttersprache, d.h. schwäbisch, während die Gruppe der mittleren Generation deutsch-schwäbisch durchaus verstand und sprechen konnte, aber innerhalb der Familie bereits das Magyarische pflegte. Als Konsequenz daraus lernte die junge Generation die eigene Muttersprache nicht mehr, zumal die in deutschen Mehrheitsgemeinden an der Schule angebotenen Deutschkurse entweder vor oder nach dem regulären Unterricht stattfanden und daher wenig besucht wurden. Diese Änderung im Sprachverhalten führte zu dem Ergebnis, dass sich mit jedem Jahrzehnt die Gruppe der sprachlich Assimilierten um etwa zehn Prozent vergrössert, so dass im Jahre 1980 nur noch jedes zehnte ungarndeutsche Kind bei seinem Schuleintritt die Muttersprache beherrschte.

Der soziale Wandel hatte seit den fünfziger Jahren die traditionellen Elemente der ungarndeutschen Agrarstruktur grundlegend verändert, wenn nicht ganz aufgelöst. Der Garant für den spezifisch ethnischen Charakter der Ungarndeutschen, die enge soziale Verknüpfung mit ihren Dörfern, ging jetzt verloren. Als Folge verbreitete sich eine deutliche Identitätskrise.

Diese versucht seit 1968 eine ernst gemeinte Nationalitätenpolitik aufzufangen. Ihr liegt die Konzeption zugrunde, die im Schwunge des Strukturwandels sich vollziehende Integration, die ja eine solche in die sozialistische Wirtschaft und Gesellschaft unmittelbar nach sich zieht, mit allen Mitteln zu fördern, aber die sprachliche Assimilation zu verhindern. Im Verlust einer spezifischen Nationalitätenkultur mit ihrer Zweisprachigkeit sah der Staat jetzt eine kulturelle Verarmung und eine Reduzierung der nunmehr geschätzten Vielfalt. Daher zielte die neue ungarische Minderheitenpolitik darauf, den Unterricht in der Muttersprache auszubauen, um sie auf diese Weise wieder zur allseits gepflegten Umgangssprache der Nationalitäten zu machen.

Die Ergebnisse dieser Umorientierung sind erstaunlich und lassen sich am markantesten anhand der Fortschritte im deutschen Schulwesen veranschaulichen. Innerhalb von 20 Jahren stieg die Zahl der Kindergärten von sechs auf 167, die der Kindergartenkinder von 230 auf 8'253 und der Kindergärtnerinnen von acht auf 353; die 123 Grundschulen mit deutschem Sprachunterricht, 168 Lehrern und 9'460 Schülern wuchsen auf 172 Grundschulen mit 504 Pädagogen und 30'660 Schülern an; am geringsten war der Zuwachs im Gymnasialbereich: die Gymnasien in Budapest, Baja und Fünfkirchen gewannen zwar keine neue Schule hinzu, erhöhten aber ihre Schülerzahl im Untersuchungszeitraum von 396 auf 560²². Immerhin spricht für die Qualität der deutschen Gymnasien und Kindergärten und das Ansehen der deutschen Sprache, dass sie zunehmend von ungarischen Kindern besichtigt werden. Doch die ungünstige Siedlungsstruktur und der gewaltige Sprachverlust verlangen neben einem zahlenmässigen Wachstum der sprachlichen Bildungsstätten strukturelle Massnahmen. Die Einstufung des Deutschunterrichts als blosses Schulfach und seine bis heute übliche zeitlich ungünstige Ansetzung müsste aufgegeben werden. Als hoffnungsvoller Ansatz kann gelten, dass der Staat seit Beginn der achtziger Jahre die Nationalitätenkulturen stärker in das allgemeine öffentliche und kulturelle Leben einbezieht und die Kontakte zu ihrem ursprünglichen Sprach- und Kulturraum fördert. Seit 1985 sind sogar im Rahmen von Kulturabkommen Kulturförderungsmaßnahmen der BR Deutschland für die Ungarndeutschen gestattet.

Kennzeichnend für die heutige Lage²³ der Ungarndeutschen ist, dass man der Beherrschung der Muttersprache immer weniger Bedeutung einräumt, ja sie vielfach ganz aufgegeben hat. Es kommt darauf an, die Sprache der Nation möglichst perfekt zu beherrschen, der man sich politisch zugehörig fühlt, und so einen über das Lokal- und Heimatbewusstsein hinausreichenden

Orientierungsrahmen zu finden. Die nationale Kohäsionskraft geht in unserer Zeit eher vom Bewusstsein der gemeinsamen Abstammung, den – allerdings inzwischen sehr vermischten – Gebräuchen und Traditionen sowie der «Verbundenheit mit dem eigenen Kulturcharakter» aus. Sollte die Muttersprache jedoch noch weiter an Boden verlieren oder verschwinden, könnte dies die Deutschen in ihrer Existenz bedrohen. Diesen natürlichen Auflösungstendenzen steht die von Staat, Nationalitätenverband und Schule verbreitete «Muttersprachenideologie» gegenüber. Angesichts der Notwendigkeit, die Kommunikation mit der ihn umgebenden modernen Welt, die ungarisch geprägt ist, aufzunehmen, wäre es abwegig zu glauben, der Ungarndeutsche könnte dies in seiner Muttersprache tun. Man kann ihm nicht zumuten, die kleinere Kommunikationsgemeinschaft seiner Gruppe der grösseren seines Heimatlandes vorzuziehen und damit Nachteile in Kauf zu nehmen. Einen Ausweg aus dieser Zwickmühle weist nur eine sinnvoll gepflegte Zweisprachigkeit, die der Staatssprache die wichtigere Rolle einräumt, aber die Muttersprache über den Fachunterricht hinaus so pflegt, dass sie beinahe gleichwertig neben die Nationalsprache treten kann. Eine verständnisvolle Nationalitätenpolitik ist erst die Voraussetzung einer Regenerierung, not tun Massnahmen, die sich an der Alltagspraxis orientieren und dem einzelnen Ungarndeutschen den Nutzen einsichtig machen, der mit dem Erlernen der eigenen Muttersprache verbunden ist.

Angesichts der bescheidenen Kenntnisse in der deutschen Sprache relativiert sich wohl auch der Wert der kulturellen Freizeiteinrichtungen der Ungarndeutschen, die seit den siebziger Jahren mit tatkräftiger Unterstützung des Staates entstanden. Zu Beginn der achtziger Jahre konnten sie 15 deutsche Klubs, 40 Chöre, 37 Orchester, 51 Volkstanz- und acht Theatergruppen, ferner sechs deutsche Basisbibliotheken mit einem Bestand von über 80'000 Bänden in Fünfkirchen, Stuhlweissenburg, Tatabánya, Ödenburg, Szekszárd und Veszprém vorweisen. Die drei Rundfunkstationen Győr, Fünfkirchen und Szeged sendeten regelmässig, aber auf 30 Minuten festgelegte Programme in deutscher Sprache aus, das Studio Fünfkirchen sogar Fernsehprogramme. Die «Neue Zeitung», das Organ der Ungarndeutschen, erreicht wöchentlich eine Auflage von 4'000 Exemplaren²⁴.

Trotz redlichen Bemühens stösst die ungarische Nationalitätenpolitik bei den Betroffenen auf wenig Akzeptanz. Die ungarische Regierung hat offenbar noch nicht erfasst, dass unter Einbeziehung der urbanisierten Gruppen wahrscheinlich die Mehrheit der Ungarndeutschen sich als Konsequenz bitterster Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit primär als Ungarn sieht und zum Ungarntum bekennt, vollständig eingegliedert in die ungarische Gesellschaft. Dass sie deutscher Abstammung sind und häufig nur assimilierte Ungarn, das zählt erst in zweiter Linie. Somit deckt die Gruppe auch das «connubium» nicht mehr ab, ein Viertel aller Ungarndeutschen lebt heute in Mischehe. Die ungarische Nationalitätenpolitik der sozialistisch-kommunistischen Ära stiess also an den tatsächlichen Interessen und Wertvorstellungen, an der wahren Mentalität und Identität ihrer deutschen Minderheit vorbei ins Leere. Während der sozialistischen Ära scheiterten sowohl die Bemühungen, dem Ungarndeutschtum ein eigenes Gruppenbewusstsein zu vermitteln als auch seine politische Emanzipation wie Partizipation voranzutreiben. Als sein besonderes Merkmal für diese Zeit kann gelten, dass sein Gruppenleben im Wesentlichen in den informellen und privaten Bereich abgeglitten war.

Trotzdem eröffnen sich seit dem Zusammenbruch des sozialistischen Systems im Jahre 1989 dem Ungarndeutschtum durchaus wieder Zukunftsperspektiven. Die parlamentarische Demokratie mit ihren verschiedenen Selbstverwaltungsebenen und einer rechtsstaatlich abgesicherten Zivilgesellschaft eröffnet jeder gesellschaftlich relevanten Gruppe, also auch nationalen Minderheiten, neue Chancen. Diese liegen vor allem in dem Recht, die eigenen Interessen zu artikulieren und über den demokratisch festgelegten politischen Entscheidungsprozess ihre Ver-

wirklichung zu suchen. Darüber hinaus winken der deutschen Volksgruppe dank freier Berufswahl, freier Marktwirtschaft und Chancengleichheit bisher nie gekannte Aufstiegsmöglichkeiten. Bereits in den beiden zurückliegenden Jahrzehnten hatten die Nachfahren der deutschen Kolonisten dank ihrer bekannten Mobilität, Flexibilität und wirtschaftlichen Dynamik die mit der Industrialisierung einhergehenden verbesserten Möglichkeiten vermittels Bildung und sprachlicher Anpassung zu nutzen verstanden. Auf diese Weise verdoppelte sich ihr Anteil an der eigenen Intelligenzschicht, ohne dass diese Gruppe, ebenso wie die der in der Industrie Beschäftigten, dem Assimilierungssog unverhältnismässig stark nachgegeben hätte.

Diese günstigen Ansätze lassen sich nach der Wende von 1989 verstärken, vor allem im Zusammenhang mit dem Ausbau des tertiären Sektors. Zahlreiche deutsche Klubgründungen in Orten, in denen seit der Jahrhundertwende kein deutscher Verein mehr tätig war, sprechen bereits dafür. Nach Karl Deutsch erreicht im Zuge des sozialen Wandels der Prozess der Mobilisierung ein rascheres Tempo als der der Assimilation. Diese Erscheinung hat zur Folge, dass sich ein grosser Teil der mittlerweile mobilisierten Personen wieder ihrer nationalen Herkunft besinnt und im Sinne eines neuen Selbstbewusstseins und einer gesteigerten Aktivität auf die zugehörige Gruppe zurückwirkt. Eine Schlüsselrolle spielt dabei die sich ständig verbreitende Schicht der Bildungselite. Unter der Prämisse, dass diese im Zusammenhang mit der nationalen Renaissance westeuropäischer Gruppen gewonnenen Erkenntnisse sich auf Ungarn übertragen lassen, bedürfen die Zielvorstellungen der bisherigen ungarischen Nationalitätenpolitik ebenso wie die des «Verbandes der Ungarndeutschen» einer Revision. Ihre fast vollständige Ausrichtung auf die nur noch ein Drittel des Ungarndeutschtums repräsentierende bäuerliche Schicht ignoriert die ganz anders gelagerten Bedürfnisse der übrigen sozialen Schichten, allen voran der so wichtigen Schicht der Intelligenz. Eine «Schwabisierung» im Sinne einer nostalgischen Dorfromantik dürfte nicht einmal bei der Zielgruppe auf Gegenliebe stossen. Die allzu einseitigen Bemühungen der «offiziellen» Kreise um den Erhalt der Sprache liess sie für die Bewahrung des Identitätsbewusstseins viel entscheidendere Elemente, wie Traditionspflege, Kenntnis der eigenen Geschichte, spezifischen Gruppencharakter und besondere Wertvorstellungen nicht zur Kenntnis nehmen. Andererseits entwickelte sich seit Mitte der achtziger Jahre innerhalb der Intelligenzschicht die Tendenz, die Bedeutung von Geschichtsbewusstsein und einer ereignisgeschichtlichen Darstellung so aufzuwerten, dass sie sogar Ansätze für eine umfassende Neubewertung der «belasteten» Geschichtsperiode von 1918-1945 ermöglichte.

Befreit von den Vorurteilen der Kollektivschuldthese und des pauschalen Faschismusvorwurfs, gewann das Selbstwertgefühl der Ungarndeutschen seit 1989 eine neue Qualität. Es setzte jetzt eine geradezu stürmische Neugestaltung ihres Gruppenlebens ein²⁵: es bildeten sich rund 100 Ortsgruppen oder Klubs des offiziellen «Verbandes der Ungarndeutschen» (bis 1989 verboten); wichtiger noch erscheinen die Gründungen des «Lenau-Vereins» in Fünfkirchen, des «Deutschen Kulturvereins» in Budapest, der «Gemeinschaft Junger Ungarndeutscher» (GJU), des «Verbandes der Ungarndeutschen Schriftsteller», des «Vereins Ungarndeutscher Unternehmer» und der «Jakob-Bleyer-Gemeinschaft» (nach dem Vorbild des «Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins» im Januar 1993 gegründet). Als Ausdruck spontanen Gemeinschaftsbewusstseins lebten althergebrachte Formen ungarndeutscher Geselligkeit in Gestalt von 60 Volkstanzgruppen, 60 Blaskapellen und 70 Chören wieder auf; sogar eine eigene Bühne, das Deutsche Theater in Szekszárd, bereichert jetzt das Kulturleben der Ungarndeutschen. Diese Aktivitäten berechtigen zu der Hoffnung, dass die «Schwaben» unter geänderten Bedingungen und in gewandelter Form wieder ihre traditionelle Rolle spielen können: die eines zwar bescheidenen,

aber doch sehr aktiven Elements im wirtschaftlichen und kulturellen Lebens Ungarns, das seinem Gastland den Brückenschlag nach Westen erleichtert.

c) Rumänien²⁶

Die Anzahl²⁷ der Deutschen in Rumänien betrug

1948	343'913
1956	382'400 (391'388 als Muttersprache)
1977	348'444

Dem ungarndeutschen Schicksal sehr ähnlich verlief die Entwicklung der etwa 220'000 Banater Schwaben in Rumänien: es gab 1944/45 zwar keine Vertreibung, aber ebenso wie in Ungarn kehrten viele Flüchtlinge noch 1945 in die alte Heimat zurück und wurden 35'000 Banater Schwaben sowie 18'000 ihnen zuzurechnende Deutsche aus dem Gau Bergland und Altrumänien Anfang Januar 1945 zur Wiederaufbauleistung nach Russland deportiert.²⁸

Im Januar 1945 riegelten NKWD-Verfügungstruppen, rumänische Gendarmerie- und Militäreinheiten die Strassen in deutsch besiedelten Städten und Dörfern ab. Aushebungskommandos identifizierten anhand von Listen die für die Verschleppung bestimmten Männer und Frauen, brachten sie in vorbereitete Sammellager, pferchten sie zu 40-70 Personen in Viehwaggons und transportierten sie in den Ural und das Donezgebiet. Die Verhältnisse in den Arbeitslagern waren menschenunwürdig: schadhafte Baracken oder eisige, fensterlose Steinbauten; keine Decken und Schlafstellen auf fauligem Stroh; als Essen Wassersuppen, klebriges Brot und Futtererbsen;



Abb. 28: «Sklaven in Baragan»: Erdhütten von donauschwäbischen Deportierten

die Behandlung war begleitet von Belästigungen der Frauen und Schlägen²⁹. Die Zahl der an Seuchen und Entkräftungskrankheiten Umgekommenen liegt nach Schätzungen bei 20 bis 25 Prozent. Nach Kriegsende durften zunächst die Kranken, zwischen 1947-1949 allmählich auch die «Gesunden» zum grössten Teil nach Deutschland heimkehren. Da von hier eine Rückkehr nach Rumänien nicht erlaubt war, blieben viele Familien voneinander getrennt, Tausende Kinder wuchsen als Vollwaisen auf.

Wegen Rückständen im Plansoll, aber auch als Massnahme gegen als unzuverlässig geltende Gruppen folgte im Juni 1951 ein zweiter «Härtetest». In einer Nacht- und Nebelaktion deportierte die rumänische Regierung 50'000 deutsche, aber auch etwa 30'000 rumänische und serbische Bewohner einer 50 km breiten Grenzzone zu Jugoslawien in die Baragansteppe, einen öden, dünn besiedelten Landstrich südöstlich der Hauptstadt Bukarest³⁰. Auf freiem Feld ausgesetzt, sollten die Betroffenen diese Steppenlandschaft urbar machen. Aus dem Nichts heraus und unter absolut menschenunwürdigen Umständen lösten die «Sklaven im Baragan»³¹ diese Aufgabe. Sie errichteten auf den Dünen der Steppe zwei Dutzend neue Ortschaften. 1956 durften sie wieder in ihre alten Dörfer zurückkehren und erhielten sogar ihre Häuser zurück.

Als eine der ersten Massnahmen führten die neuen Landesherren im März/April 1945 eine Agrarreform durch. Da dem Volksgruppen-Dekret vom November 1940 entsprechend alle Deutschen per Geburt der Volksgruppe angehörten, konnte sie der rumänische Staat in Bausch und Bogen dem Nationalsozialismus gleichsetzen. Diese Konstruktion ermöglichte es ihm, den gesamten landwirtschaftlichen Besitz der Rumäniendeutschen mit einem Federstrich entschädigungslos zu enteignen. Die Enteignung umfasste bei den Bauern der Banater Schwaben: 39'500 Höfe, 721'000 Joch Grund, 106'000 Stück Hornvieh, 33'000 Pferde, 93'000 Schweine und 95'000 Schafe.³² Auf diese Weise gelangten 98 Prozent des deutschen landwirtschaftlichen Besitzes in die Hände des rumänischen Staates und verlor das deutsche Bauerntum seine Existenzgrundlage. Als «Erben» der Deutschen rückten in zahlreichen Gemeinden nicht die die Reform oft skeptisch betrachtenden rumänischen Nachbarn, sondern Zigeuner und «Kolonisten» (Flüchtlinge aus dem russisch besetzten Teil Rumäniens, Proletariat aus dem rumänischen Altreich) in die ehemals deutschen Häuser ein. Besonders die Zigeuner, die nun die Epoche der Gleichberechtigung gekommen sahen, rissen sich um den deutschen Besitz. Aber gerade sie versagten, als es um die Aufrechterhaltung des neu zugeteilten Besitzes ging. Sie begannen bald ihr Vieh zu verkaufen, die Arbeitsgeräte und Einrichtungsgegenstände zu verschachern und kehrten dann zu ihrem früheren Leben zurück.

Die obdachlos gewordenen Deutschen fanden verschiedene neue Bleiben. Teilweise durften sie die kleine Hinterstube ihrer ehemaligen Häuser bewohnen, manche Gemeinden wiesen ihnen die verdreckten Lehmhütten der Zigeunerviertel als neuen Lebensraum zu, andere wieder quartierten Gruppen von deutschen Familien in ehemaligen deutschen Bauernhöfen ein.

Auch wirtschaftlich ging es bei den Rumäniendeutschen bald wieder aufwärts. Die Männer fanden überwiegend im Baugewerbe eine neue Beschäftigungsform, waren während der Bausaison in ganz Rumänien «auf Tour» und brachten im Herbst ihre eisern ersparten Einkünfte nach Hause. Die Frauen schalteten sich ebenfalls in den Arbeitsprozess ein und verdienten ihr Geld auf den Staatsgütern, Kolchosen und in der Industrie. Mit den gemeinsamen Ersparrnissen kaufte man sich bald wieder eine Kuh, ein Schwein oder Geflügel und konnte sich auf dem Nahrungssektor teilweise selbst versorgen.

Nicht ganz so günstig verlief die Entwicklung beim deutschen Stadtbürgertum. Die Möglichkeiten, sich aus völliger Armut und sozialem Absturz wieder emporzuarbeiten, waren geringer. Durch die forcierte Industrialisierung und Überflutung von ländlicher Bevölkerung geriet das

deutsche Bürgertum bald in eine hoffnungslose zahlenmässige Unterlegenheit. Die Deutschen waren zwar als Fachkräfte in Industrie und Staatshandel gefragt, aber von leitenden Stellungen blieben sie ausgeschlossen.

Infolge des Ausfalls der deutschen Bauern liess der Herbst- und Frühjahrsanbau 1945/46 viel zu wünschen übrig. Die Behörden drohten, ermunterten, machten Versprechungen, aber ihre Arbeitsappelle fruchteten wenig. Die Frühjahrsbestellung blieb bis zu 40 Prozent unter dem gewohnten Leistungsstandard. Das Vieh verkam, die Äcker verunkrauteten, die Geräte wurden vernachlässigt. Bald machte sich vor allem in den Städten ein katastrophaler Mangel an landwirtschaftlichen Erzeugnissen bemerkbar. Einen besonders starken Niedergang verzeichnete die einst hochqualifizierte Viehzucht der deutschen Siedlungsgebiete: das wertvolle Fleckvieh, das Edelschwein, edle Pferderassen verschwanden nach und nach. Einen ähnlichen quantitativen und qualitativen Rückschlag erlitt die landwirtschaftliche Erzeugung. Den deutschen Besitz enteignen war das eine, aber den Fleiss und das Fachwissen, die jahrhundertlang dahinterstanden, konnte man nicht ersetzen.

Die zweite Enteignungswelle des kommunistischen Staates galt den gewerblichen, kaufmännischen und industriellen Betrieben des deutschen Stadtbürgertums und liess es damit zum Proletariat verelenden. Nach Abschluss der Sozialisierungsmassnahmen 1949 schätzte ein deutscher Wirtschaftsfachmann den Verlust der deutschen Vermögenswerte auf mindestens 2,5 Mrd. DM. Allerdings kamen sie auch dem rumänischen Staat nicht zugute, sondern wurden, da kein lebendiges Kapital mehr, verschleudert.

Die Phase der Diskriminierung und totalen Entrechtung des Deutschtums hielt bis 1948 an. Vom Herbst dieses Jahres an bezog der rumänische Staat sein Deutschtum in die stalinistische Nationalitätenpolitik ein. Sie verfolgte das Ziel, die Rumäniendeutschen für den Sozialismus zu gewinnen. Die Nationalitätenpolitik war also nur Mittel zum Zweck, sie besass niemals die Absicht, die deutsche Volksgruppe in ihrem Eigenleben zu fördern. Im Gegenteil, wirklich nationale Bestrebungen wurden hart unterdrückt.

Als Forum für die sozialistische Lebensgestaltung der Deutschen bildete sich in Bukarest das «Antifaschistische Deutsche Komitee», das erst nach 1949 eine grössere Aktivität entfaltete und in allen grösseren, von Deutschen bewohnten Orten Zweigstellen errichtete. Es gab seit 1948, in grösserem Umfang seit 1949 die in Bukarest verlegte, in deutscher Sprache erscheinende kommunistische Tageszeitung «Neuer Weg» heraus. Daneben erschienen weitere periodische Publikationen: die literarische Zeitschrift «Kultureller Wegweiser» und die vom Temeswarer Schriftstellerverband herausgegebene Zeitschrift «Banater Schrifttum».

Ihre Propagandaabsichten konzentrierten sich vor allem darauf, die Jugend kommunistisch umzuschulen. Ein vom «Neuen Weg» betreutes Preisausschreiben forderte die Jugend im Juni 1951 auf, «gegen die veraltete Denkweise» zu kämpfen und «die Überwindung der überholten Traditionen» darzustellen³³.

Auf der gleichen klassenkämpferischen Linie lagen die Bemühungen des rumänischen Unterrichtsministeriums um den Aufbau eines deutschen Schulwesens. Ideologisch gefärbte Lehrbücher, Russisch- und Rumänischunterricht bereits von der ersten Elementarschulklasse an, Einrichtung von vier- oder siebenklassigen Schulen mit deutscher Unterrichtssprache je nach Grösse der Ortschaften, das waren die Hauptmerkmale dieser deutschen Schulreform. Insgesamt gab es Anfang der fünfziger Jahre nach offiziellen Angaben rund 400 deutschsprachige Elementar-, Mittel- und Fachschulen, zahlenmässig ein gegenüber den 489 Schulen des Jahres 1942 nur unwesentlicher Rückgang³⁴. Während die Schulen jedoch bis 1944 eine Säule des Deutschtums bildeten, dienten sie jetzt vor allem der Einschmelzung der Jugend in das sozialistische System. In dieselbe Richtung arbeitete der «Verband der Werktätigen-Jugend», mit den rumänischen und

ungarischen Sektionen eng verflochten. Alle seine Veranstaltungen, ob Kulturtagungen, Laienspiele, Chortage, Tanzveranstaltungen oder Theateraufführungen erfolgten gemeinsam und mehrsprachig. Nationale Absonderung galt als «hitleristisch» und damit als strafbar. Sozusagen als Nebeneffekt sollten diese scheinbar jugendfreundlichen Aktivitäten Mischehen fördern und damit die nationale Sonderkultur der Minderheiten auflösen helfen.

Trotzdem entspannte sich das Verhältnis der Deutschen zum rumänischen Staat seit Anfang der fünfziger Jahre. 1949 erhielten sie ihre staatsbürgerlichen Rechte wieder zurück, Mitte der fünfziger Jahre sogar die 1945 enteigneten Häuser und Höfe, und sozialer Aufstieg war wieder möglich. Diese Entwicklung korrespondierte mit einem umfassenden Wiederaufbau des Landes. Die Versorgung der Bevölkerung besserte sich, die Städte wuchsen, die Elektrifizierung und der Ausbau des Strassennetzes fügten bisher rückständige Regionen dem Wirtschaftskreislauf ein. Allerdings forderten die radikalen Agrarreformen und die Kollektivierung der Landwirtschaft von den Deutschen ihren Preis. Sie brachen die vorwiegend bäuerlichen Strukturen der Banater Schwaben auf und bewirkten eine grundlegende Umschichtung. Die Industrialisierung mit der einhergehenden Verstädterung lockerte die sozialen und nationalen Bindungen unter den Deutschen stark auf, während die Verstaatlichung der Industrie mit ihren nachgeordneten Sektoren das selbständige Unternehmertum, wie es für das Deutschland bis 1945 so typisch war, auslöschte. Auf der anderen Seite profitierte das deutsche Bildungswesen und Kulturleben. Die deutschsprachige Presse und Literatur des Banats sowie das «Deutsche Staatstheater Temeswar»³⁵ erfuhren einen starken Aufschwung. Letzteres, 1953 als deutsche Abteilung des Temeswarer Staatstheaters gegründet, 1956 verselbständigt, gab bis 1978 6'400 Vorstellungen und gehörte wegen seiner zahlreichen Gastspielreisen durch das Banat, Siebenbürgen und nach Bukarest zu den bedeutendsten deutschen Kultureinrichtungen des Landes. Das Repertoire umfasste neben den Werken der deutschen, französischen und englischen Klassik und Moderne auch Übersetzungen aus dem Rumänischen und Stücke der einheimischen Bühnenaufsteller wie Hans Kehrer, Ludwig Schwarz und Peter Riesz.

Überblickt man diesen Zeitraum von 1945 bis etwa 1965 im gesamten, so fällt auf, dass das gesellschaftliche Leben der Banater Schwaben dank einer starken Traditionsgebundenheit zu einer gewissen Normalität zurückfand. Die alles umwälzenden Ereignisse wie Krieg, Gefangenschaft, Flucht, Deportation sowie Diskriminierung und Sozialisierung zwangen in der unmittelbaren Nachkriegszeit dazu, die direkt mit ihnen zusammenhängenden lebenspraktischen Probleme in der Rückbindung auf alte Wertvorstellungen zu lösen.

Der Rückhalt an jahrhundertlang geltenden traditionellen und sozialmoralischen Wertvorstellungen half, die Kriegs- und Nachkriegsereignisse zwar als leidvolles, aber doch irgendwie vorübergehendes Geschehen einzustufen und mit Würde zu ertragen. Die durch den «Eisernen Vorhang» bewirkte Spaltung Europas führte zur Absonderung vom Mutterland als der natürlichen und modernen Bezugsgesellschaft. Das in abgeschiedener Aussenperspektive entstandene Deutschlandbild verklärte sich zu einem idealisierten Traumbild. Die demgegenüber ganz anders verlaufene deutsche Nachkriegsentwicklung wurde von der rumäniendeutschen Gesellschaft bewusst «geschönt» oder mit einer gewissen Fassungslosigkeit und antimodernem Resentiment zu Kenntnis genommen.

In dieser kulturellen wie sozialen «Hochphase» gab es täglich Rundfunk- und wöchentlich Fernsehsendungen in deutscher Sprache; die deutschen Tageszeitungen «Neuer Weg» und «Neue Banater Zeitung» (Temeswar) gewannen eine erstaunliche Qualität; sie wurden begleitet von Literatur- und Kulturzeitschriften sowie von zahlreichen Buchpublikationen; als Abschluss dieser günstigen Entwicklung folgte eine Gründungswelle von Lyzeen mit ausschliesslich deutschen Klassen (u.a. das «Nikolaus-Lenau-Lyzeum» in Temeswar).

Jedoch begann in den «goldenen Sechzigern», in vielfacher Hinsicht die entspannteste Epoche der rumäniendeutschen Nachkriegsgeschichte, der traditionale Rückhalt bereits zu schwinden. Unter der äusseren Decke von Ruhe und Normalität brodelten tiefgreifende soziale und psychische Mobilisierungsprozesse, die das soziale Bewusstsein und das kulturelle Selbstverständnis der Banater Schwaben entscheidend umformten.

Soziale Mobilisierung ist nach Karl W. Deutsch ein Vorgang, der traditionelle soziale, wirtschaftliche und psychologische Bindungen ablöst und Menschen für neue Formen der Vergesellschaftung aufschliesst.³⁶ Daniel Lerner erklärt psychische Mobilisierung als Steigerung der menschlichen Fähigkeit, «*sich selber in der Situation eines anderen zu sehen*»³⁷, die es erleichtert, sich auf neue Lebenssituationen und soziale Zusammenhänge einzulassen. Veränderungsbereitschaft und Verhaltenselastizität zeichnen also die mobile Persönlichkeit aus. Wie wir sehen konnten, hielten die Banater Schwaben in der ersten Nachkriegsphase an überkommenen Wertvorstellungen und Vergesellschaftungsformen fest (Ablehnung von nationalen Mischehen, besondere Sozialbeziehungsmuster, spezielle Kirchenbindung, «unsozialistisches» Arbeitsethos und Rückzug aus der Politik). Dadurch fanden sie den notwendigen seelischen und geistigen Rückhalt, die sie zutiefst irritierenden Umwälzungen der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre zu bewältigen.

Andererseits verstanden sie es dank der ihnen seit der Kolonistenzeit eigenen Mobilität, sich auf die mit dem sozialistischen Umbau des Landes einhergehenden wirtschaftlichen und politischen Veränderungen hervorragend einzustellen. Es gelang vielen unter den praktisch restlos enteigneten deutschen Landwirten sehr rasch, als Facharbeiter in landwirtschaftsnahen oder kleingewerblichen Betrieben unterzukommen. Andere wieder fanden ihre neue Tätigkeit in städtischen Industriebetrieben und wurden Pendler. So sank der Anteil der in der Landwirtschaft tätigen Rumäniendeutschen von 77 Prozent im Jahre 1945 auf einen Hundertsatz von 22 im Jahre 1956.³⁸ Die auf diese Weise eingeleiteten Mobilitätsprozesse lösten das einfache, überschaubare, auf die eigene Gemeinschaft bezogene Leben in den geschlossenen Dörfern der Banater Schwaben auf und führten zu sozialer wie nationaler Entfremdung. Ähnliche Wirkungen zeigte die Bildungsexpansion der sechziger Jahre, die eine Distanzierung der Bildungsaufsteiger von ihrem gewohnten Herkunftsmilieu bewirkte.

Die traditionellen Orientierungen schwanden vollends, als sich seit den siebziger und besonders den achtziger Jahren ein zunehmend aggressiver rumänischer Nationalismus breitmachte. Das Verbot nichtrumänischer Ortsnamen, das Verwischen historischer Spuren und teilweise ausgeführte Pläne zur Dorfzerstörung vor allem in Minderheitengebieten zeugen von seiner Vehemenz. Die deutsche Minderheit verlor nun «den Boden unter den Füßen» und wurde so «mürbe» für die Aussiedlungspropaganda, die der rumänische Staat jetzt in Gang setzte.

Als das kommunistische Regime unter Ceaușescu mit Beginn der siebziger Jahre zunehmend in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, versuchte es aus der steigenden Auswanderungsneigung seiner deutschen Minderheit ein Geschäft zu machen. Ihrer Verantwortung für das Auslandsdeutschtum nachkommend, war die deutsche Bundesregierung bereit, für jeden ausgewanderten Rumäniendeutschen ein Kopfgeld (7'000 DM und mehr) zu zahlen. Die seit den achtziger Jahren nun verstärkt einsetzende Aussiedlung der Schwaben und Sachsen führte bis 1985 ca. 88'000 Menschen nach Deutschland, ja der Exodus nahm bis zum Sturz Ceausescus am Jahresende 1989 noch zu.

Aus Rumänien siedelten aus:

1968-1972	3'400/Jahr	nach 1978	12'000-16'000/Jahr
1973-1977	7'200/Jahr	1990	110'000. ³⁹

Damit hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt der Schwerpunkt beider deutschen Volksgruppen – 60 Prozent der Rumänienausiedler waren Sachsen – bereits nach Deutschland verlagert. Als unmittelbare Rückwirkung auf die zu Hause Gebliebenen setzte bei diesen eine deutliche Umorientierung und ein sichtbarer Modernisierungsschub ein mit einer grundsätzlichen Revision der Lebensziele und der sozialen Erwartungen. Das überkommene Selbstverständnis und traditionelle Bindungen lösten sich allmählich auf, die Deutschen wurden zum Fremdkörper in der rumänisch-sozialistischen Gesellschaft. Angesichts dieser Tatsachen stand die Existenz des gesamten Rumäniendeutschtums auf dem Spiel, doch die Aussenpolitik der Bundesregierung versuchte die Rumäniendeutschen immer noch zum Bleiben zu bewegen. Aber jetzt gab es kein Halten mehr. Nicht nur aus Skepsis gegenüber den verfehlten und unaufrichtigen Demokratisierungsversuchen des Staates seit 1990, sondern aus der Erfahrung heraus, dass Leistung in Rumänien nicht nur nicht bezahlt werde, sondern auch keine Zukunftsperspektive habe, dass auch nur eine halbwegs gesicherte Zukunft für die eigenen Kinder nicht zu erreichen sei, kehrte man der alten Heimat den Rücken. Heute leben in Rumänien keine 100'000 Deutsche mehr und sie werden von Monat zu Monat weniger.

d) Die donauschwäbische Kolonie Entre Rios in Brasilien⁴⁰

Die Ansiedlung

Viele donauschwäbische Bauern aus Jugoslawien, Rumänien und Ungarn, die Flucht und Vertreibung nach Österreich geführt hatten, fanden hier in den ersten Nachkriegsjahren keine Existenzmöglichkeit. Um die Flüchtlingsnot zu lindern, schalteten sich kirchliche Stellen ein, um den arbeitswilligen Bauern ihre alte Existenzform erhalten zu helfen. Ihre Aufmerksamkeit zog besonders das «Projekt Goiás» auf sich, das Angebot Brasiliens, in der Provinz Parana Land zu verkaufen, um hier den Getreideanbau heimisch zu machen. Als sich die «Schweizer Europahilfe» bereitfand, neun Mill. Franken in das Projekt zu investieren, nahm der Plan konkrete Formen an. Angespornt von der Aussicht, Siedler und Landwirt auf eigenem Grund und Boden bleiben zu können, fanden sich 2'446 Personen bzw. 500 Familien bereit, die Fahrt nach Brasilien anzutreten. In sieben von der «Schweizer Europahilfe» bezahlten Transporten gelangten sie im Laufe des Jahres 1951 nach Entre Rios und erhielten dort das von derselben Stelle angekaufte Land – 22'000 ha Weide- und Waldland – zugeteilt. Als Herzstück dieses Aufbauwerkes war bereits vor Ankunft der ersten Siedler, im Mai 1951, die «Agraria» gegründet worden. Anfangs Genossenschaft und Rechtsträger, entwickelte sie sich zur umfassenden Schaltzentrale des donauschwäbischen Lebens in Brasilien: sie ist Regulativ und Stossdämpfer, Börse und Prokuration, Kultusministerium und Politbüro in einem, jedoch auf demokratisch gewählter Grundlage.

Die Aufbauleistung

Das Gebiet der Kolonie liegt zwischen den Urwaldgebieten von Curitiba im Osten und Paranä im Westen, ein 1'160 m hoch gelegenes Land, eingesäumt von den Flüssen Jordao und Pinhao, in 25 Grad südlicher Breite und 51 Grad westlicher Länge. Der nächste zentrale Ort, die Stadt Guarapuava, ist 30 km entfernt. Vom Charakter her handelt es sich um dürrtige Niedergrassteppen, die sog. «Campos», ein humusartiger Lotosolboden auf Basaltunterlage, der bis 1951 als dürrtiges Weideland Verwendung fand.

Gleich nach Ankunft und Landzuteilung errichteten sich die Siedler ihre Häuser selbst: insgesamt 500 Kleinhäuser in einfachster, meist Holzbauweise auf Grundstücken von einem halben Hektar Grösse. So entstanden die geschlossenen, langgezogenen Strassendörfer Jordaozinho,



Abb. 29: Von Donauschwaben errichtete Kirche in Holzbauweise in Jordaozinho/Entre Rios

Cachoeira, Socorro, Samambaia und Vitoria, der Hauptort und Sitz der Agraria. Die grosszügige und schachbrettförmige Dorfanlage sowie die lange «Streckform» der Höfe entspricht donauschwäbischer Tradition. Seinen Abschluss fand das Siedlungswerk in der Bereitstellung der notwendigen Infrastruktur: fünf Kirchen und Schulen sowie ein Krankenhaus, Säge- und Elektrizitätswerk und schliesslich das Verwaltungsgebäude der «Agraria».

Die eigentliche Pionierleistung der Siedler bestand jedoch in der Umwandlung des Wald- und Weidegebietes in ein Weizenland. Seit dem Projekt des Kaisers Pedro aus dem Jahre 1873 galt ein solches Unternehmen als unerfüllbarer Traum, da ein Getreideanbau auf den «Campos» unmöglich sei. Doch die auf der Grundlage der erhaltenen Familienverbände geleistete Gemeinschaftsarbeit der donauschwäbischen Siedler «versetzte Berge». Jeder erhielt per Verlosung 27 ha Feld zugeteilt, gemeinsam erbaute man die Häuser und gemeinsam machte man das Land urbar. Nach Überwindung einiger Rückschläge und dem Übergang zur Privatbewirtschaftung verwandelten die donauschwäbischen Brasilianer die Steppe in eine Kornkammer.

Neue Arbeitsformen

Der unmittelbaren Ansiedlungs- und Aufbauphase folgten Rückschläge auf dem Fusse. Die grössten Sorgen bereiteten die anfänglichen Missernten. Die Einbussen, die auf Kosten von fremdartigen Schädlingen oder die Unkenntnis der richtigen Anbaumethoden (phosphor-, kalk-, kali- und stickstoffarmer Boden) zu setzen waren, hätten sich ja noch bewältigen lassen. Aber keine Abhilfe gab es bei den besonderen Klimaverhältnissen, die in erster Linie dem Weizenanbau entgegenstanden. Als Ergebnis einer starken Verunsicherung machte sich eine grosse Vertrauenskrise breit: man hatte zu starr am Überkommenen festgehalten und baute zu wenig auf die eigene Flexibilität und altbewährtes Innovationsvermögen sowie die Möglichkeiten des neuen Heimatbodens. Daher wanderte die pessimistisch eingestellte Hälfte der Siedler bis 1970 in brasilianische Städte ab bzw. in die BR Deutschland zurück: von den 3286 Einwohnern blieben nur 1512 zurück.⁴¹

Nach diesem Aderlass begann jedoch eine neue Ära. Bezeichnend für sie ist der Führungswech-

sel in der Agraria: an ihrer Spitze löste jetzt der junge, dynamische Mathias Leh (geb. 1937) 1966 den bisherigen Kolonieleiter Michael Moor ab. Nach intensiver Beratung durch in- und ausländische Fachkräfte setzte er den Abstoss unproduktiver Betriebe durch und leitete gleichzeitig eine interne Landreform ein, die 14'000 ha umfasste. Auf diese Weise bildete sich ein zusammenhängender Grundbesitz, den man durch Zukauf und Pacht allmählich zu Grossbetrieben erweiterte, die einen rentablen Maschineneinsatz ermöglichten. Den Gedanken, Landwirtschaft in engster Anlehnung an fachmännische Beratung und moderner Forschung zu betreiben, behielt Leh bei. Es entwickelte sich daraus die technische Abteilung der Agraria, die neben Agronomen, Veterinären und Agrartechnikern über eine moderne landwirtschaftliche Versuchsstation verfügt. Ihre neuen Erkenntnisse und Finanzierungsgutachten bilden den Motor der landwirtschaftlichen Entwicklung. Die Experten untersuchen die Ertragsfähigkeit der Böden, erproben neue Fruchtarten, Pflanzenschutz- und Düngemittel, Fruchtfolgen und Zwischenfrüchte sowie neues Saatgut. Auf diese Weise stellen sie die Weichen, die Bodenerosion zu minimieren und die Bauern in ihren Anbaumethoden flexibler und in ihrem ökologischen Bewusstsein kritischer zu machen. Aus einem unbedeutenden Projekt der bundesdeutschen Entwicklungshilfe stieg die Versuchsstation mit ihrem 200 ha grossen Experimentiergelände zu einem Institut mit überregionaler Bedeutung auf, das enge Kontakte zu brasilianischen und deutschen Forschungsanstalten pflegt.

Diese interne deutsche Agrarreform fand in Brasilien höchste Beachtung, wurde zum Studienobjekt von Universitäten und Parlamentsausschüssen und somit zum staatlich anerkannten Vorbild zur Lösung brasilianischer Agrarprobleme.

Im Zuge der Reform bildeten sich nach 1966 ganz neue Besitzverhältnisse heraus. Die durchschnittliche Besitzgrösse betrug jetzt 250 ha, es gab aber bereits zahlreiche Betriebe über 500, ja 1'000 ha Grund. In der Regel pachtete der donauschwäbische Landwirt mindestens dieselbe Anbaufläche hinzu.

Insgesamt ergibt sich folgende Besitzgrössenverteilung⁴²:

Besitzgrössen	Parana 1970	Entre Rios 1971	Entre Rios 1974
bis 10 ha	53,0%	3,4%	4,2%
10- 100 ha	43,0%	55,1%	52,0%
100- 500 ha	3,0%	37,3%	36,2%
500-1'000 ha	0,2%	1,7%	3,8%
über 1'000 ha	0,2%	2,5%	3,8%

Ebenso revolutionierend war die Ausstattung mit Arbeitsgeräten. Leh initiierte eine totale Modernisierung und Mechanisierung der Betriebe. 1981 arbeiteten in 275 landwirtschaftlichen Betrieben 900 Traktoren, 350 Mähdrescher, 500 Personen- und 150 Lastkraftwagen. Dank des günstigen gemässigten Klimas mit einer Durchschnittstemperatur von 21 Grad im Januar und 33 Grad im Juli sind zwei Ernten im Jahr möglich. Zu den Sommerkulturen gehören Soja, Mais und Reis, während Gerste, Weizen und Hafer dem Winter vorbehalten bleiben.

Auf Anregung der «Cooperativa Agraria Mista» (seit 1971 der Name der Agraria) reduzierten die donauschwäbischen Landwirte den weniger rentablen Weizen- sowie Reisanbau und legten die Schwerpunkte auf Gerste und Sojabohnen. 1977 ernteten sie:

10'000 to	Weizen
20'000 to	Reis
20'000 to	Gerste (1980: 66'000 to)
86'000 to	Soja

Mit Hilfe des riesigen Maschinenparks und der Beratung durch die Technische Abteilung steigerte sich die Gesamtproduktion bis 1990 nochmals auf etwa die doppelte Menge von 250'000 Tonnen.

Die «Autarkie» des donauschwäbischen Wirtschaftssystems in Entre Rios vervollständigte eine organisch aus der Landwirtschaft herauswachsende Industrie. Auf einem eigenen Industriesektor mit 40'000 qm Nutzfläche entstanden Lagerhallen, Hochsilos mit 100'000 to Kapazität, modernste Saatgut- sowie riesige Kunstdüngerhallen, ein Keimversuchslabor, ein Futtermittelmischbetrieb und reich ausgestattete Betriebswerkstätten; ferner wurden Mahl- und Reisschälmaschinen aufgestellt. Die letzte Errungenschaft auf diesem Sektor ist die Errichtung einer neuen Empfangs-, Verlade- und Lagerstation an der Bundesstrasse BR 277 und einer neu gebauten Eisenbahnlinie⁴³. Sie ist das Gemeinschaftswerk der Agraria und der Eisenbahngesellschaft Ferroeste, an der erstere beteiligt ist. Der neue Lagerkomplex mit seinen 175'000 to Lagerkapazität bietet der gesamten Region Zentral- und Süd-Parana die Möglichkeit, die landwirtschaftliche Produktion zu günstigen Preisen zu verfrachten und zu verkaufen und steigert damit die Wettbewerbsfähigkeit der Region auf dem internationalen Agrarmarkt.

Als das wohl bedeutendste Projekt gilt die 1981 in Betrieb genommene Mälzerei, die grösste Südamerikas und südlich des Äquators. Sie verarbeitet 40 Prozent der brasilianischen Braugerste und liefert 85'000 to Malz und könnte damit den Bedarf Argentiniens und Chiles zusammen decken. Die Mälzerei ist eine Tochter der Genossenschaft, fungiert aber als eigenständiger Betrieb unter dem Namen «Agromalte», verfügt über 200 Arbeitsplätze, versorgt aber indirekt weitere 3'000 Menschen mit Arbeit. Sie betreut ferner ein Aufforstungsprogramm, das nicht nur die Brennholzversorgung der Siedlung sichert, sondern auch das ursprüngliche Landschaftsbild wiederherstellt.

Die Sozialstruktur

Die donauschwäbischen Flüchtlinge waren dem Ruf nach Brasilien in der Hoffnung gefolgt, Siedler bleiben zu können. Es gelang ihnen bis heute, ihre bäuerliche Grundstruktur zu erhalten. Das hängt weniger mit dem Aufbau landwirtschaftlicher Grossbetriebe zusammen, denn sie hätten mit ihren neuen Betriebsformen durchaus die überkommenen Strukturen auflösen können. Diese wirken weiter z.B. in den «funktionalisierten» Haushaltungen, zu denen die Geflügelhaltung genauso gehört wie die Hausschlachtung und der Gemüsegarten. Alter Tradition entspricht ferner der Mehrgenerationenhaushalt. Alt und jung leben immer noch harmonisch unter einem Dach, die Nachbarschaftshilfe, in den fünfziger Jahren der Garant der Aufbauleistung, verfestigte die Bewohnerschaft zu einer geschlossenen Dorfgemeinschaft. Das Tragen der alten donauschwäbischen Trachten, die Pflege des überkommenen Liedgutes, das Weiterführen des reichen Brauchtums prägen ein lebendiges Gemeinschaftsleben, das zugleich den Erhalt der donauschwäbischen Identität verbürgt.

Die Lebensfähigkeit dieser deutschen Mustersiedlung hängt nicht zuletzt mit einer natürlichen, organischen Weiterentwicklung der bäuerlichen Grundlage zusammen. Nicht zu starr am Alten festhalten, sich rechtzeitig und flexibel auf neue Verhältnisse und Abläufe einstellen, waren seit jeher vorstechende Merkmale donauschwäbischen Wirtschaftens. Daher entschied man sich für eine vollmechanisierte Landwirtschaft, stellte sich flexibel auf neue Methoden und Erkenntnisse ein und sorgte für den Aufbau eines Industriesektors als Begleitung und zur Ergänzung der bäuerlichen Wirtschaftsform. Die auf diese Weise entstehenden zusätzlichen Arbeitsplätze sollten nach den Überlegungen der Agraria auch den ärmeren brasilianischen Mitbürgern zugute kommen. Allerdings zog die nun einsetzende starke Zuwanderung soziale Probleme nach sich: man

brauchte neue Wohnhäuser und Spielplätze, Schulen und Kirchen mit Unterricht und Predigten in der Landessprache wurden nötig, schliesslich zog die Agraria katholische Ordensschwester für die Sozial- und Erziehungsarbeit der brasilianischen Mitbürger heran.

Schulwesen und Kulturarbeit

Die weitschauende Konzeption, nach der Mathias Leh das gesamte Leben seiner Landsleute in Entre Rios ordnete, räumte dem Schulwesen einen hohen Stellenwert ein. Ihr lag die Einsicht zugrunde, dass eine wirtschaftliche Reorganisation auf lange Sicht nur dann erfolgreich sein könne, wenn auch die Einrichtungen auf sozialem und kulturellem Gebiet ein hohes Niveau erreichen. Umfangmässig geringer und qualitativ schlechter Unterricht hatte einst viele Familien veranlasst, Entre Rios den Rücken zu kehren. So etwas sollte sich nicht wiederholen. Mit Geldern der deutschen Entwicklungshilfe entstand 1972 die vom Kindergarten bis zur Universitätsreife führende Zentralschule «Colégio Imperatriz Dona Leopoldina». Ihre Ausstattung ist beeindruckend: neben einer grossen Bibliothek sowie Labors für Biologie, Chemie und Physik stehen ein Sprachlabor, Übungscomputer und über 1'000 deutschsprachige Videobänder zur Verfügung. Während der Kindergarten nur deutschsprachig ist, erfolgt der Unterricht vom ersten Schuljahr an in portugiesischer Sprache; doch ist Deutsch, auch für brasilianische Kinder, Pflichtfach und die Lehrsprache für Musik, Religion und Heimatkunde.

Vorrangige Ziele des Colégio sind Vermittlung einer umfassenden Bildung, die intensive Pflege der deutschen Sprache und die Vorbereitung der nachrückenden Generation auf die besonderen Aufgaben von Entre Rios. Letzterem Anliegen dienen besonders die Kurse für Landwirtschaftstechniker und Bürokaufleute.

Der problemlose Wechsel von der Zentralschule an die Universitäten des Landes verschafften ihr eine gewisse Magnetwirkung und landesweite Anerkennung. Daher befinden sich unter ihren bis zu 500 Schülern auch Stipendiaten aus den österreichischen Siedlungen Dreizehnlinden in Santa Catarina und Carlos Pfannl in Ostparaguay. Untergebracht sind sie in einem von der Kolonie selbst errichteten Internat. Weitere Stütze der schulischen Erziehungsarbeit sind das Schülerzentrum, eine Betreuungs- und Freizeitstätte für schulpflichtige Kinder, das Jugendcenter als gesellschaftliche und kulturelle Begegnungsstätte sowie ein von Österreich finanziertes Studentenheim in der Regionalhauptstadt Curitiba, das den donauschwäbischen Studenten die Aufrechterhaltung der Bindung zu ihrer Siedlung erleichtert.

Nicht minder bemüht ist man um ein «Kulturservice» für die Erwachsenen. Seit 1987 erscheint 14tägig in 3'000 Exemplaren das «Journal de Entre Rios» und seit 1989 strahlt ein eigener Radiosender 18 Stunden täglich ein abwechselnd in deutscher und portugiesischer Sprache gestaltetes Programm aus und erreicht mit ihm eine halbe Million Hörer im Umkreis von 200 km. Die kulturellen Bemühungen in Entre Rios werden demnächst in einem grosszügigen Kulturzentrum gipfeln, das als Kristallisationskern die donauschwäbisch-deutsche Komponente als Facette des brasilianischen Kulturlebens auch in Zukunft erhalten soll. Es wird das Heimatmuseum, das Archiv, eine zentrale Bibliothek, einige Zweckräume sowie eine Aula für festliche Veranstaltungen umfassen und damit dem deutschen Kulturleben kräftige Impulse verleihen.

Die Donauschwaben sollen nicht auf sich bezogen in einem Ghetto leben und dann aufgrund ihrer kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Leistungen die Neidgefühle der brasilianischen Nachbarn auf sich ziehen. Ein abgeschlossenes Leben für sich unter weitgehendem Ausschluss der einheimischen Bevölkerung war zuletzt in der alten Heimat schon nicht mehr möglich, geschweige unter den völlig veränderten Verkehrs- und Kommunikationsmöglichkeiten der heutigen Zeit. Eingedenk der Tatsache, brasilianische Staatsbürger zu sein, öffneten sich die donau-

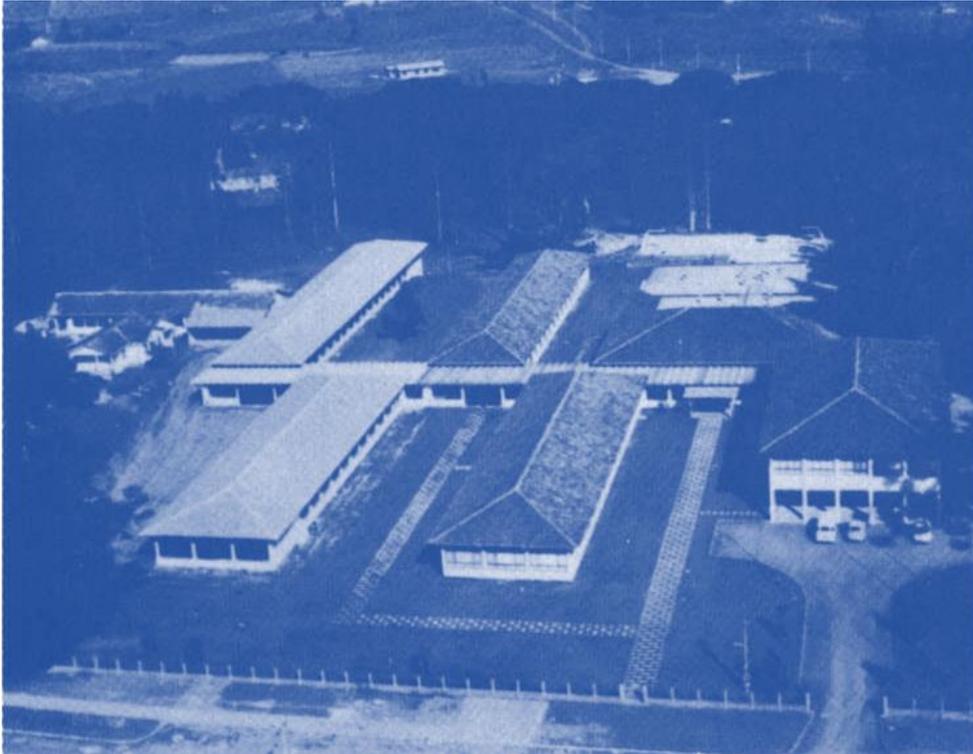


Abb. 30: Mitten im Wald wurden die Schulgebäude von Vitoria/Entre Rios angelegt. Die Schule wird heute von über 500 Schülern besucht

schwäbischen Siedler ihrer brasilianischen Umwelt gegenüber, bezogen sie in die eigenen Planungen mit ein und liessen sie an den eigenen Leistungen teilhaben. Gleichzeitig galt es, die Beziehungen zum deutschsprachigen Kulturraum als Anregungs- und Kraftquelle für ein weiterhin in seinen Grundzügen deutschbestimmtes Leben in Brasilien aufrechtzuerhalten. Nur so kann man dem Anspruch genügen, den der Gouverneur von Parana, Jayme Canet, 1978 zum Ausdruck brachte: *«Achtet die Sitten Brasiliens und haltet fest an der Art eurer Väter!»* Aus diesen Worten spricht die Überzeugung eines Mannes, der die Vorteile, die mit der Eigenart und besonderen Lebens- und Arbeitsweise eines anderen Volkes Zusammenhängen, vorbehaltlos anerkennt. Daher ist es die Aufgabe des eigenen Staates, die Erhaltung der Identität einer solchen Ethnie nach Kräften zu fördern. Dies kann umso leichter geschehen, je bereitwilliger sich die andere Seite in den brasilianischen Staat einfügt.

Heute steht die Kolonie Entre Rios wohl als das produktivste und gesündeste Gemeinwesen und darüber hinaus als die reichste Kornkammer von ganz Brasilien da. So beachtlich und vielleicht mustergültig dies alles sein mag, so überzeugend und zukunftsweisend das gefundene Modell des Zusammenlebens mit den Einheimischen auch aussieht, es wird auf die Jugend ankommen, ob Entre Rios als das, was es ist, weiterleben kann. Angesichts des erreichten Wohlstands halten bequeme Lebensformen ihren Einzug, die am Ende die Frage aufwerfen, welchen Sinn es hat, als deutscher Brasilianer die alten Kolonistentugenden zu hegen und ein deutsches Gemein-

schaftsbewusstsein weiter zu pflegen. Es geht daher schlicht um die Alternative: bei wachsendem Reichtum und Luxus den Sinn, wie in den modernen westlichen Industriegesellschaften, in Freizeitaktivitäten zu suchen oder das Bewusstsein und den Zusammenhang mit einem Siedlerdasein aufrechtzuerhalten und daraus sein Wertbewusstsein zu schöpfen.

e) La Roque-sur-Pernes, ein donauschwäbisches Dorf in Südfrankreich⁴⁴

Frankreich war der erste Staat, der nach dem Zweiten Weltkrieg eine organisierte Einwanderung donauschwäbischer Heimatvertriebener zuließ. Die Vorgeschichte dazu klingt wie ein modernes Märchen. Der des Lagerlebens in Österreich überdrüssige Johann Lamesfeld aus Blumenthal im Banat besann sich plötzlich auf seine elsässische Abstammung. Als er sich einmal aus einer misslichen Situation durch die Berufung auf diese französische Herkunft befreien konnte, liess er kurzentschlossen für seine 10'000 Landsleute Ausweise drucken, die sie als «Français de Banat» deklarierte, und brachte ihre Verlegung nach Kematen in Tirol, also in die französische Zone, zuwege. Dort liess er Banater Frauen aus alten Stoffresten eine Trachtenpuppe basteln, die er dem französischen Besatzungskommandanten als Präsent für seinen damaligen Ministerpräsidenten Robert Schuman zur Weiterleitung übergab. Unter den Spitzenröckchen der Puppe aber war ein Brief an den aus dem Elsass stammenden Ministerpräsidenten versteckt. Das Unglaubliche geschah: am Silvestertag 1947 erhielt Lamesfeld den Antwortbrief Schumans. Die sich auf diese Weise anbahnenden Kontakte führten 1948 zur «Frankreich-Aktion», die etwa 10'000 Donauschwaben aus Österreich und Deutschland die Auswanderung in das Nachbarland westlich des Rheins ermöglichte; aber nur 7'000 blieben.⁴⁵

Ein grosser Teil von ihnen fand im Elsass eine neue Heimat, wurde von der Bevölkerung als ihresgleichen angenommen und konnte sich rasch eingliedern. Aber die meisten, die sich in Innerfrankreich niederliessen, fühlten sich bald vereinsamt, so dass Lamesfeld, der sich um alle Donauschwaben in Frankreich kümmerte, den Einfall hatte, ein Banater Dorf zu gründen.

Wieder von Schuman mit Geld und Empfehlungsschreiben unterstützt, traf er nach langem Suchen auf den Bürgermeister von La Roque-sur-Pernes, Prof. Delebecque. Dieser Ordinarius für griechische Sprache an der Universität Aix-en-Provence hatte aus Liebe zu seiner Heimat das erschütternde Buch «Ein Dorf, das erlischt» verfasst. In dem einst blühenden Ort, der nach 1880 infolge Industrialisierung und Landflucht die meisten seiner Bewohner verlor, lebten nur noch 17 alte Leute in sieben Häusern, die Dorfschullehrerin hatte ein einziges Kind zu unterrichten. Von Carpentras im Département Vaucluse aus führt der Weg hinunter in das 6 km südwärts liegende Pernes-les-Fontaines und von dort auf schmaler, aber gut ausgebauter Asphaltstrasse nach Südosten. Die Kulissenlandschaft der Rhone-Ebene bleibt zurück, es beginnen die Ausläufer der wilden Provence. Die Strasse schlängelt sich nun durch ein anmutiges Tal. Im Norden erhebt sich der 1912 m hohe Mt. Ventoux mit seinem weiss schimmernden Kalkrücken. Nach einer Wegbiegung taucht plötzlich ein Provencedorf auf, idyllisch an den Berghang geschmiegt: La Roque-sur-Pernes.

Nach der Besichtigung begeisterte sich Lamesfeld für die Idee, dieses Ruinendorf wieder zu neuem Leben zu erwecken. Aber niemand in den französischen Behörden teilte seine Begeisterung, man versuchte ihn vielmehr von der Aussichtslosigkeit eines solchen Vorhabens zu überzeugen: man müsse alle Berge bei La Roque abtragen und die Täler zuschütten, um Erfolg haben zu können, meinte die Landwirtschaftskammer in Avignon. In La Roque-sur-Pernes kehrte trotzdem jetzt – 1950 – wieder neues Leben ein. Zunächst folgten Lamesfeld nur 6 Familien,

die nach einigen Wochen vor den ungeheueren Strapazen kapitulieren wollten, denn schliesslich besaßen sie weder Geld noch Kleider noch Nahrungsmittel noch Arbeitsgeräte. Aber Lamesfeld konnte sie dazu bewegen, den Kampf für seine Vision noch ein halbes Jahr fortzusetzen. In dieser Zeit wollten sie an der höchsten Stelle des Ortes ein Denkmal ihres scheinbar aussichtslosen Ringens, den Turm der Verzweiflung, errichten.

Doch als der Turm stand, war die Verzweiflung verflogen. Mit der warmen Jahreszeit sahen die Banater, was die Gärten hergaben. Die Tomaten, der Paprika und anderes Gemüse gediehen prächtig und liessen sich gut verkaufen. Die Landwirtschaftskammer riet zum Anbau von Frühkirschen und Tafeltrauben. Die etwa 200 Donauschwaben, die den Pionieren gefolgt waren, richteten sich in gewohnt harter Kolonistenarbeit die nach und nach erworbenen Ruinen zu sauberen Wohnstätten her und legten dahinter ihre Gärten an. Einige erwiesen sich als besonders innovativ und risikofreudig. Ein Bauer sprengte den völlig unfruchtbaren Boden buchstäblich mit Dynamit auf, benutzte die Steine zum Hausbau und verwendete den zwischen den Kalkschichten liegenden Lehm als Boden für eine Wein- und Kirschbaumpflanzung. Ein anderer kaufte für 5'000 Franc ein verwahrlostes Grundstück, an dessen Mauerfront zur Landstrasse hin verwilderte Kirschbäume wuchsen. In nur vier Tagen waren die Bäume sachgerecht geschnitten und veredelt und brachten im nächsten Frühjahr ihrem Besitzer einen Verkaufserlös von 12'000 Franc ein. Ein dritter verlegte sich auf Schweine- und Rinderzucht. Die Hinweise der Einheimischen, dass man in der Provence kaum Schweinefleisch esse und dass für die Kühe im Sommer kein Futter vorhanden sei, konnten ihn nicht abschrecken. Der Fremdenverkehr liess die Nachfrage nach Schweinefleisch überraschend ansteigen, und durch kluge Vorratshaltung konnte er seine Kühe auch im Sommer füttern. Seine Frischmilch fand nun reissenden Absatz. Dank solchen Pioniergeistes, aber auch infolge Krediten aus Frankreich und Lastenausgleichszahlungen aus der BR Deutschland besitzen alle Banater ihr eigenes Haus und in der Regel 12-15 Hektar Grundbesitz. 1951 kostete ein ha Steinboden 10'000, hingegen im bewässerten Talgrund 500'000 alte Franc. Um ihren Landhunger befriedigen zu können, arbeiteten die meisten Banater in landwirtschaftlichen Betrieben, aber abends und sonntags auf ihrer Ferme. Aus den Erträgen des Gemüsebaus bestritten sie ihren Lebensunterhalt, das Grundeinkommen für grössere Anschaffungen oder Feldkauf lieferten die Frühkirschen und die Tafeltrauben, sofern man sich nicht entschloss, weiterhin Lohnarbeiter zu bleiben. 1961 lebten die 176 Banater in 42 eigenen, in gelber Ockerfarbe (dank einer Spende) gehaltenen Häusern und bewirtschafteten 208 ha Land.

Der anfängliche Feldhunger verlor sich in der zweiten Generation. Während die erste den Wohlstand allein ihrer harten Arbeit, ihrem zähen Fleiss und ihrem wirtschaftlichem Sachverstand verdankt, besuchte die nachrückende Generation weiterführende, z.T. höhere Schulen. Daher konnten viele ihren Beruf nicht mehr in La Roque ausüben und mussten in die Stadt ziehen.

Die ehemaligen Kauf- und kleineren Geschäftsleute gelangten dank ihrer Risikobereitschaft und ihres Innovationsvermögens erneut an die Spitze der Dorfgesellschaft. Sie besitzen heute mehrere Häuser, die sie an Touristen vermieten und betreiben Obstbau in Intensivkultur.

Trotz bäuerlicher Grundstruktur, Dominierens alter Traditionen und nationaler Geschlossenheit konnte das Dorf der modernen Entwicklung nicht standhalten. Aufgrund seiner geringen Grösse fiel ihr als erstes das «Grundversorgungsservice» zum Opfer: heute gibt es in der Ortschaft weder Bäcker noch Kaufläden noch Gaststätten; sogar die katholische Kirche ist verwaist, da die auswärtigen Pfarrer nur noch sporadisch Gottesdienste halten. Weit schlimmer sieht es in sprachlicher Hinsicht aus. Trotz Pflege der alten Weihnachts- und Osterbräuche und deutscher

Sonderkurse in den Sommerferien konnte sich die deutsche Sprache nicht halten. Eine deutsche Enklave mit so geringer Zentralität, die alle wesentlichen Bedürfnisse von ausserhalb decken muss und nur geringe Arbeitsplatzressourcen aufweist, wird zwangsläufig in das französisch bestimmte Leben der dominierenden Umwelt eingesogen. Wenn man gezwungen ist, die wesentlichen und meisten Alltagsgeschäfte ausserhalb des Dorfes zu erledigen, besteht keine Chance mehr, die eigene Identität zu bewahren. Daher sprechen nur noch die Alten miteinander und fliessend Deutsch, die mittlere Generation verständigt sich mit den älteren noch gut in der Muttersprache, aber innerhalb der eigenen Familie liegt der Schwerpunkt bereits auf dem Französischen. Keine Rolle mehr spielt das Deutsche in Mischehen und bei der jüngeren Generation, die sich mit ihren Grosseltern daher kaum mehr verständigen kann. Bei dieser Entwicklung ist es kein Wunder, dass die Kontakte zur BR Deutschland zunehmend verkümmern. Bis Ende der siebziger Jahre bezogen einige Ortsbewohner noch deutsche Zeitungen, wie «Banater Post» oder den «Donauschwaben», die Verbindungen zu Verwandten in Deutschland, anfangs sehr rege, werden weniger. Der «Turm der Verzweiflung» enthält heute Bilder und Erinnerungsstücke aus der Banater Heimat und Dokumente aus der Zeit des Wiederaufbaus von La Roque. Der Turm gilt als Zentrum der Verbundenheit mit dem Vergangenen, das für die Zukunft bewahrt werden soll. Jeder Tote aus dem Dorf wird in feierlichem Trachtenzug zum Turm hinaufgeleitet und dort von der gesamten Dorfgemeinschaft verabschiedet, bevor er im Tal in die provencalische Erde gesenkt wird.

Die jüngere Generation empfindet es nicht als schmerzhaft, in der neuen Umgebung aufzugehen und Franzose zu werden, es gilt als Selbstverständlichkeit. Dieses subjektive Bekenntnis zur französischen Nation speist sich zudem aus der Genugtuung, aufgrund der erbrachten Leistungen anerkannt und national als ebenbürtig angesehen zu werden.

Da La Roque-sur-Pernes das einzige Beispiel einer deutschen Dorfgemeinschaft in Frankreich blieb, verloren die donauschwäbischen Einwanderer im «Inseldasein» noch viel rascher ihre deutsche Identität.

f) Die Donauschwaben in Nordamerika

Die USA und Kanada waren nach 1945 attraktive Einwanderungsländer, da sie den donauschwäbischen Vertriebenen und Flüchtlingen günstige Entwicklungschancen boten. Während sich in Kanada die meisten Einwanderer in den Staaten Ontario und Quebec niederliessen, verstreuten sie sich in den USA über das ganze Staatsgebiet; als Schwerpunkte schälten sich New York, Detroit und Cleveland, Chicago und Südkalifornien heraus.

Die Neuankömmlinge integrierten sich rasch, fanden aufgrund ihrer Anstelligkeit, ihres Fleisses und Sachverstandes rasch günstige Arbeitsplätze und besaßen nach wenigen Jahren schon ihr eigenes Haus. Im Gegensatz zu ihren früher ausgewanderten Landsleuten trachteten sie danach, sich landsmannschaftlich zu organisieren und die eigene Identität für sich und ihre Kinder zu erhalten. Abgesehen von kleineren lokalen Unterschieden bildeten sich in «donauschwäbischen Zentren» Ortsgruppen des «Verbandes der Donauschwaben in Kanada» bzw. des «Verbandes der Donauschwaben in den USA» nach demselben Modell: in von den Ortsgruppen angekauften zentralen Begegnungsstätten treffen sich Kinder-, Jugend- und Frauengruppen, verschiedene Sport- und Trachtengruppen sowie Blaskapellen oder Chöre. Dank verschiedener Stiftungen werden deutsche Wochenend- und Sprachschulen zur Erlernung der deutschen Sprache unterhalten. Ihr Ziel ist, den Wortschatz zu erweitern, das Sprachgefühl zu schulen, die deutsche Li-

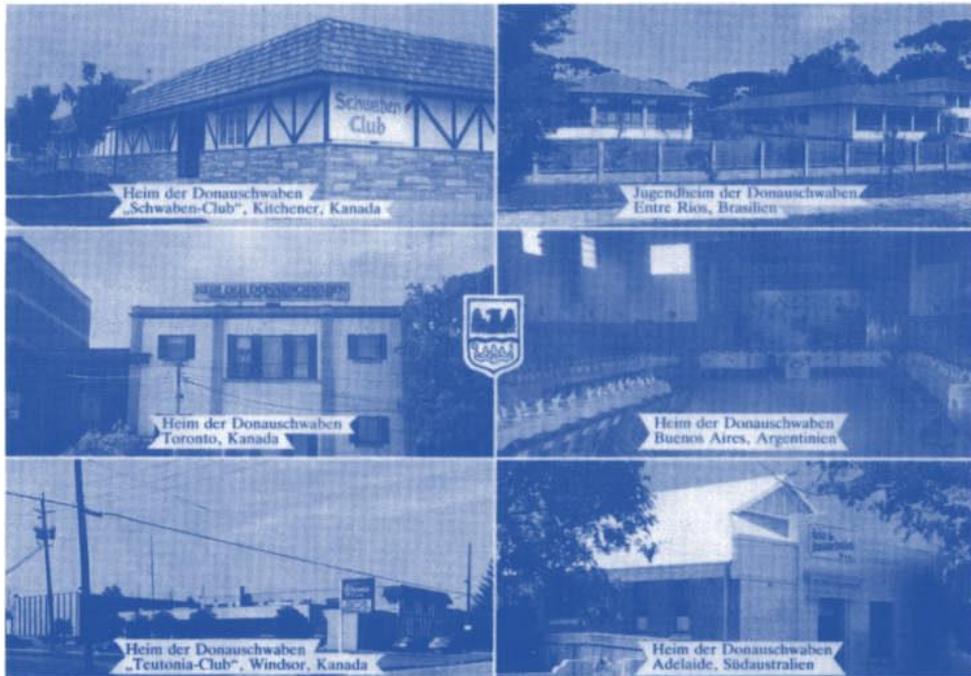


Abb. 31: Donauschwäbische »Heime« in Übersee

teratur zu erschliessen und Grundkenntnisse in der deutschen Geschichte zu vermitteln. Gleichzeitig wird das Programm zur Gestaltung von Festen und Zusammenkünften eingeübt.

Die Darstellung des donauschwäbischen Lebens in Nordamerika wäre lückenhaft, wollte man nicht der grossen Hilfeleistungen gedenken, die von dieser Seite auf Initiative von Einzelpersonlichkeiten wie Nikolaus Pesch oder Peter Max Wagner ihren Landsleuten in den unmittelbaren Nachkriegsjahren zuteil wurde.

Ein einmaliges Beispiel menschlicher Zuwendung und tatkräftiger Hilfe gab Peter Max Wagner. 1898 in Sekitsch/Batschka geboren, wanderte er 1921 nach Brooklyn/USA aus. Bereits in der Zwischenkriegszeit tat er sich in der Organisation des deutschen und donauschwäbischen Vereinswesens in seiner neuen Heimat hervor. Selbst vom Schicksal hart getroffen – sein Vater und Schwager wurden umgebracht, seine Schwester starb an Hungertyphus – gründete er im Mai 1946 das Hilfswerk «United Friends of Needy and Displaced People of Yugoslavia Inc.», machte sich, so weit möglich, von seinen beruflichen Pflichten frei und opferte Zeit, Gesundheit und einen Teil seines Vermögens den Hilfsaktionen für Flüchtlinge aus Jugoslawien. Er zog eine grossartige Spendenaktion mit 45 freiwilligen Helfern auf und verschickte Geschenkpakete mit Kleidern, Wäsche, Bettzeug, Medikamenten u.a. an seine Landsleute in Deutschland, Österreich und Jugoslawien. Doch seine Ziele gingen weiter: er suchte auf politischer Ebene das Schicksal seiner hartgeprüften Landsleute erträglicher zu gestalten. Dank hoher Positionen, die er in der Freimaurer-Loge und im Roten Kreuz bekleidete, knüpfte er Kontakte zum Weissen Haus, zum amerikanischen Senat, besuchte als offizieller Beauftragter seines Landes die Flüchtlingslager in Deutschland, Österreich und trat sogar den Gang nach Belgrad an. Er setzte sich ein für die Anliegen seiner Landsleute in Vorgesprächen bei den Präsidenten Truman und Eisen-

hower, beim Senatsausschuss und bei Verhandlungen mit dem Lutherischen Weltverband, dem Weltkirchenrat und dem Flüchtlingshochkommissar der UNO. Seine Intervention zugunsten der in die Baragan-Steppe Verschleppten wurde sogar in Genf aufgegriffen. 1982 starb er, mit vielen Ehrungen und Auszeichnungen bedacht, in Brooklyn.

Eine ähnliche Struktur wie in Nordamerika weist das Leben der Donauschwaben in Australien auf.

3. Die wirtschaftliche und soziale Integration der Donauschwaben in Deutschland und Österreich

a) *Überwindung der Kriegsfolgen*

Dank amerikanischer Wirtschaftshilfe und eines konsequenten Aufbauwillens konnte Deutschland überraschend schnell die Kriegsfolgen überwinden. Diese Phase der ersten Nachkriegsjahre mündete unmittelbar in die «fetten» Jahre des Wirtschafts Wunders. Unter diesen Voraussetzungen – gefördert noch durch Lastenausgleichs- und Eingliederungsgesetze des Staates – fiel den Donauschwaben ihre neue Existenzgründung leicht. Sie mussten zwar in den meisten Fällen ihre landwirtschaftliche Tätigkeit aufgeben und als Arbeiter in städtischen Zentren ihren Unterhalt suchen. Aber dank anspruchsloser Lebensführung, eiserner Sparsamkeit, praktischen Geschicks sowie gegenseitiger Hilfe im Familien- und Nachbarschaftsverband konnten sie bereits Ende der fünfziger Jahre ihre Übergangsquartiere verlassen und eigene Häuser beziehen. Diese Erscheinung traf weltweit auf ca. 80 Prozent der Donauschwaben zu.⁴⁶

Der Leitspruch «Wir bleiben Siedler» war einige Jahre die Parole der donauschwäbischen Landsmannschaften und fand auch seine Anwendung im Siedlungswerk der Sippe Schlarb im Kolbermoor bei Rosenheim oder dem von Donauschwaben aufgebauten Dorf St. Stefan bei Darmstadt.

b) *Die Siedlung St. Stephan als Beispiel für eine gelungene Gruppenintegration*

Der Aufbau

Im Sommer 1947 entdeckte eine Gruppe donauschwäbischer Bauern aus der Baranya den Truppenübungsplatz «Griesheimer Sand» bei Darmstadt. Der sandige Boden und das warme Klima des völlig verlassenen und nutzlos daliegenden Geländes liess in den «Landsuchern» die Hoffnung keimen, hier die Tradition des Weinbauerntums in der neuen Heimat fortsetzen zu können. Die ersten Widerstände waren bald überwunden, die Genehmigung der amerikanischen Kommandantur rasch beschafft und die Kontakte zu unterstützenden Organisationen, wie «Kirchliche Hilfsstelle» in Frankfurt, schnell geknüpft. Entsprechende Aufrufe in kirchlichen Zeitungen erzielten eine günstige Resonanz, so dass das Hessische Landwirtschaftsministerium am 20. August 1947 vorerst 80 ha des früheren Exerzier- und Flugplatzes Griesheim der Kirchlichen Hilfsstelle als Siedlungsland zur Verfügung stellte. Die ersten 40 ausgewählten Siedler fanden sich am 21. Februar 1948 im Pfarrhaus St. Bonifatius in Frankfurt ein.

Was nun folgen sollte, war ein «modernes deutsches Märchen». Die Verpachtung des Geländes und die Zuteilung von insgesamt 8'500 RM pro Stelle blieben die einzigen Fördermassnahmen des Staates, alles andere überliess er Tatkraft und Initiative dieser aufbauwilligen Menschen. Zunächst war ein Gesamtkonzept notwendig. Für dieses sorgte im Wesentlichen die Kirchliche Hilfsstelle. Vorbild für den Siedlungsnamen St. Stephan ist der erste christliche Ungarnkönig gleichen Namens, der damit begann, deutsche Ritter, Mönche und Bauern in sein Land zu holen. Das geplante Angerdorf sollte, aus der Luft betrachtet, die Form des Kreuzes Christi annehmen: der Anger die des Körpers, der kreisrunde St.-Stephans-Platz die des Kopfes und die von ihm ausgehenden Strassen die der Arme. Alle Häuser teilte man entlang des Giebels in zwei Teile und schuf so zwei Siedlerstellen, mit jeweils einer Hausstelle in den unteren drei Räumen (42 qm) für bäuerliche und in der Dachwohnung (35 qm) für Handwerkerfamilien.

Als erstes brauchten die Siedler ein Dach über dem Kopf. Durch Nachhilfe mit einigen CARE-Paketen und Stoffballen organisierte man den Bahn- und Lastwagentransport der Teile eines leerstehenden Barackenlagers in Ziegenhain, die man auf der Westseite des heutigen St.-Stephan-Platzes wieder zusammenbaute. Am 25. März zogen die ersten Siedler ein.

Das war die eigentliche Geburtsstunde von St. Stephan. Die für den Bau eingeteilten kräftigsten Männer und Frauen hoben für jedes Haus einen Keller aus und errichteten aus den gesammelten und herbeigefahrenen Betonbrocken und Steinen das Fundament und die Kellermauern. Lehm musste den Zement und die Ziegel ersetzen; da man jedoch für die Erstellung der Lehmziegel kein Stroh aufreiben konnte, verdingte sich eine Truppe bei der Darmstädter Abriss- und Aufräumungskolonie und gewann so das notwendige Baumaterial, das sie mit geborgten Bulldozern und Dreitonnern herankarrte. Weder ein vorübergehender Entzug der Baugenehmigung noch die Auflage, nur soviel Siedlungsland zu bekommen, wie bis März 1949 umgepflügt sei, konnte die Siedler entmutigen. So spannte man wie in «seligen Kolonistenzeiten» in Ungarn alte Männer und abkömmliche Frauen hinter einen geliehenen Pflug.

Eine deutliche Besserung der Lage trat mit der Berufung des Pfarrers Peter Schröder aus Apatin/Batschka zu Pfingsten 1948 und der kurz darauf durchgeführten Währungsreform ein. Schröder besorgte einen Traktor, setzte bei der Kirchlichen Hilfsstelle die Bewilligung eines Arbeitslosengeldes von 32 DM pro Siedler durch, sprang ein, wenn Geld fehlte, ein Bürge gebraucht wurde und ebnete unermüdlich die Wege, die die Bürokratie zu verbauen oder erschweren trachtete.

Die ersten, viel zu schweren, Hohlblocksteine erhielt man vom Haardring, das Bauholz stellte ein wohlwollender Förster aus Pfungstadt zur Verfügung: es bekam nach Feierabend in einem Sägewerk seinen Rohzuschnitt und wurde in einem anderen Sägewerk gegen Morgen in Balken oder Bretter zersägt, die Giebelmasse nahm man von einer öffentlich aufgestellten Schablone eines Dachstuhlteilstückes. Als schliesslich eine vom Erzbischof von Philadelphia Aloys Münch, einem gebürtigen Donauschwaben, gespendete Maschine die nötigen Dachziegel herstellen half, konnte im November 1948 das Richtfest begangen werden.

Nach Ableistung der Auflage, den gesamten Siedlungsboden von 80 ha umzupflügen und harten Kämpfen gegen industrielle Konkurrenz und Naturschutz, konnten die Siedler im Frühjahr 1949 ihre Häuser, die noch ohne Fussböden und Wandputz dastanden, beziehen.

Im ersten und zweiten Bauabschnitt erstellten die St. Stephaner 1949 elf, 1950 acht, 1951 zehn Doppelhäuser für 58 Siedlerfamilien, in weiteren Bauabschnitten vergrösserten sie systematisch ihr Dorf. Die einstöckigen Doppelhäuser und breiten Strassen, der Dorfanger wie die selbstgebaute Kirche erinnern ebenso an die alte Heimat wie die von ihnen gewählten Strassennamen: Donau-, Theiss-, Draustrasse, Maria-Theresia-, Prinz-Eugen-, Guttenbrunnstrasse. Nach Ab-

schluss der Aufbauphase wohnten Siedler aus 183 verschiedenen donauschwäbischen Orten⁴⁷ im Dorf:

Zahl	Herkunftsort	jetzige Wohnung
390	Karawukovo/Jug.	Jahn-, Bruckner-, Bach-Uthmannstr.
360	Katymar/Ungarn	Bach-, Uthmannstr., Sterngasse, Hausweg
230	Laskafeld/Jug.	Bruckner-, Nehring-, Groenhoffstr., Sterngasse
220	Kernei/Jug.	Bruckner-, Schubertstr., Sterngasse
220	Bukin/Jug.	Uthmannstrasse und Sterngasse
200	Ciko/Ungarn	Sterngasse, Haydnstr., Hausweg
130	Stanisic/Jug.	Jahn-, Brahmstr., Sterngasse
120	Tschonoplja/Jug.	Drau- und Maria-Theresia-Strasse
120	Bajmok/Jug.	Jahn- und Brahmstr.

Insgesamt leben in St. Stephan ca. 2'000 Donauschwaben aus Jugoslawien und Ungarn.

*Die wirtschaftliche Leistung*⁴⁸

Die naturräumlichen Voraussetzungen für die Anlage von Sonderkulturen waren denkbar schlecht. Das unter dem Namen Griesheimer Sand bekannte Gebiet wird beherrscht von pleistozänen kalkhaltigen Flugsanden aus mittel- bis feinkörnigem Sand von über vier Meter Mächtigkeit. Mangels bodenkundlicher Feinteilchen besteht nur eine geringe Speicherfähigkeit für Wasser und Nährstoffe. Hieraus entwickelten sich extrem humusarme Braunerden, gekennzeichnet durch hohen Nährstoffmangel an Kali und Phosphor sowie grosser Wasserdurchlässigkeit. Infolge des tiefen Grundwasserstandes von 4-8 m umfasst die natürliche Vegetation nur Moos-Kiefernwälder und naturgeschützte Steppenheiden.⁴⁹ Dieses Gelände unterteilte das Kulturamt Darmstadt nach einem Flurplan in 58 Parzellen von je 2 ha Grösse und überliess sie den 58 Siedlerfamilien zur Bewirtschaftung. Zunächst galt es jedoch eine «Mond- und Kraterlandschaft»⁵⁰ zu kultivieren, ein durch Bombentrichter, Granateinschläge und Schützengräben völlig zerwühltes Gelände in eine fruchtbare Ackerlandschaft umzuwandeln. Nach einer Sisyphusarbeit mit Einebnen und Auffüllen der Trichter, Beseitigen der unzähligen Granatsplitter und systematischer Kultivierung gelang es, den Phosphat- und Kaligehalt von 2-3 mgr 1948 auf 32-34 mgr 1966 anzuheben, einer nur mit der Urbarmachung der alten Heimat vergleichbaren Kulturtat also.⁵¹

Die Donauschwaben bauten auf den mageren Sandböden zunächst neben Roggen und Kartoffeln (zur Selbstversorgung) ihre aus der alten Heimat bekannten Früchte wie Mais, Paprika und vor allem Sandwein an. Der steppenartige Charakter des Griesheimer Sandes suggerierte ihnen den Gedanken, den Anbau ungarischen Sandweins als Sonderkultur zur Grundlage der Nebenerwerbssiedlung St. Stephan zu machen. Daher wurden 1948-1949 etwa ein Fünftel der Anbaufläche der Weinkultur gewidmet und eine Wein- und Obstbaugenossenschaft gegründet.

Doch das Festhalten an alten Traditionen lohnte sich in diesem Falle nicht. Das Klima war doch anders als in der ungarischen Heimat: Spätfröste im Mai und frühe Herbstfröste bewirkten in den Jahren 1951-1954 katastrophale Missernten beim Wein und das Scheitern grossflächiger Versuche mit Auberginen, Melonen und Paprika. Daher stellten sich auf Anraten des Ringberaters einige Siedler der jüngeren Generation vorsichtig auf den ihnen völlig unbekanntem Spargelanbau um und leisteten somit Pionierarbeit für die Gemeinde. Als sich der Spargel in der Folge dank seiner Frostfestigkeit der Konkurrenz des Weines weit überlegen erwies, verlegten sich bis 1954/55 alle Siedlerbauern auf diese Frucht. Als die bestimmenden Faktoren dieses



Abb. 32:
Donauschwäbisches Doppel-Siedlerhaus in St. Stephan in «Streckform», linke Hälfte modernisiert

Neuerungsvorganges erwiesen sich Flexibilität, Initiativleistung mit Vorbildwirkung und Nachahmung, unterstützt von natürlichen und sozialen Gegebenheiten.

Die vollständige Umstellung auf den Spargel und die dynamische Ausweitung seiner Anbaufläche machten eine Vergrößerung des Anbauareals notwendig. Nach zähen Verhandlungen mit der amerikanischen Besatzung und der Bundesvermögensverwaltung gewannen die Siedler einen dritten Hektar als Pachtland hinzu und drangen in «Selbsthilfe» in stets entferntere Teile der Gemarkung vor, wobei sie die notwendige Infrastruktur wieder selbst schaffen und die Pachtverträge nachträglich einholen mussten. Der Zuwachs des Spargelanbauareals betrug seit 1954/1955 10-20 ha mit 100'000-200'000 Setzlingen jährlich. Dank dieser dynamischen Entwicklung überschritt die Spargelanbaufläche St. Stephans anfangs der sechziger Jahre die 100-ha-Marke, übertraf damit die alten Marktführer Worfelden, Gräfenhausen, Weiterstadt sowie Büttelbronn und setzte sich damit an die Spitze des Spargelanbaus im nördlichen Hessischen Ried.

Für die donauschwäbische Siedlung bedeutete das, dass der Spargel innerhalb der Gemarkung als absolute Leitkultur eine Sonderkulturlandschaft prägte, wie sie in dieser Geschlossenheit im gesamten Hessischen Ried nicht einmal die Spargelstadt Lampertheim erreichte. Die mit Roggen und Mais bestellten Flächen besitzen somit kein Eigengewicht mehr, sondern nur den Charakter blosser Reserveflächen eines künftigen Spargelanbaus. Ferner fällt auf, dass in St. Stephan die Spargel einzelparzelle eine viel grössere Fläche als in vergleichbaren Gemeinden einnimmt: gegenüber einer Maximalgrösse von 0,5 ha in anderen Orten erreicht der durchschnittliche Umfang in St. Stephan 1 ha, nicht selten jedoch 2 ha, d.h. die gesamte ursprünglich zugeteilte Parzelle. Schliesslich übertreffen Neu- und Junganlagen im Südtel der Gemarkung diese Grössen sogar noch und weisen damit das «Spargeldorf» als junges, dynamisches Innovationszentrum aus, das 1966 über 140 ha stechfähige Spargelanlagen verfügte.

Diese Zahlen erklären sich zum Teil aus der Anwendung neuer Arbeitsmethoden. Die St. Stephaner hoben die Gräben nicht mehr mit dem Spaten aus, pflügten die Balken nicht mehr mit Pferd und Einscharpflug auf und gaben das Beiziehen mit der Hacke sowie das Handschleifen mit dem Sack-auf. Stattdessen setzten sie für diese Handarbeiten eine Vielzahl von Maschinen ein. So entwickelte sich die Gemeinde zur mit Abstand bestmechanisierten der gesamten Region. Das Auf- und Abpflügen leistet ein zweisechariger Spargeldampfpflug, das Abschleifen ein Profilier- und Schleifgerät, die Unkrautbekämpfung ein Spezialhackgerät, Motorspritzen und Bodenbearbeitungsgeräte sowie verschiedene Kleingeräte ergänzen die Arbeitsgänge.

Die entscheidenden Erntearbeiten allerdings lassen sich auch in St. Stephan nur per Hand mittels Spargelmesser und Streichblech vornehmen. Hierbei zieht es jedoch aus der Arbeit im Familienverband und der Nachbarschaftshilfe bedeutende Vorteile.

Die Leistungsträger des Sonderkulturanbaus setzten sich anfangs ausschliesslich aus Freizeitbauern zusammen. Diese Tatsache ist deswegen überraschend, weil z.B. in den Nachbargemeinden Mörfelden und Walldorf diese ausschliessliche Existenzform aus dem allmählichen Verfall einer ursprünglich kleinbäuerlichen Agrargesellschaft resultiert. Doch war die Rückbindung zum bäuerlichen Beruf bei den Donauschwaben wesentlich intensiver als beim einheimischen Industriependler mit einer ererbten Parzelle; ferner war die ökonomische Ausgangsposition bei einer soziologisch homogenen Gruppe mit einheitlicher Herkunft und Tradition unter völlig gleichen Ausgangsbedingungen bedeutend günstiger.

Lediglich der Landmangel in St. Stephan veranlasste sie, Industriearbeiter zu werden. Doch steht im Landkreis Darmstadt ein Grundstück oder ein Acker zum Verkauf an, ist er schon, kaum bekannt gemacht, von einem Donauschwaben erworben. Auf diese Weise drangen die «Ungarn-Deutschen» bis in die Gemarkungen von Griesheim-Land, Gräfenhausen und Weiterstadt vor, eine Aktivität, die ihnen in der Regel nur den Unwillen der Einheimischen einbrachte, aber auch an ihr Verhalten in der alten Heimat erinnert. Das Ergebnis dieser Entwicklung war, dass sich die Schicht der Freizeitlandwirte bis 1968 auf einen Anteil von nur noch 40 Prozent verminderte, während sich die Gruppe der Vollerwerbsbauern auf 60 Prozent ausdehnte, ein ausgesprochener Gegentrend zur allgemeinen Entwicklung. Entsprechend wandelte sich die Sozialstruktur von St. Stephan: zunächst reine Nebenerwerbssiedlung, arbeiteten von den 58 ursprünglichen Siedlern 1968 nur noch ein Viertel in der Industrie, ein weiteres Viertel als Angestellte, Beamte und Gewerbetreibende, war ein Fünftel nicht mehr berufstätig, während ein ganzes Drittel die Landwirtschaft als Haupterwerb betrieb und damit zur stärksten Sozialgruppe der Siedlung anwuchs. Insgesamt blieben 51 Siedlerfamilien, d.i. ein Anteil von 88 Prozent, der Landbewirtschaftung verbunden. Wer ausschied, tat dies ausschliesslich aus Altersgründen.

Eine landwirtschaftliche Tätigkeit stellt unter den Donauschwaben auch heute noch etwas Erstrebenswertes dar, das mit Ansehen verbunden ist, während die Einheimischen sie abwerten. *«Die Verbindung zur Landbewirtschaftung, und sei es auch nur im Nebenerwerb, ist die den Donauschwaben adäquate Lebensform.»*⁵² Einnahmen aus der Landwirtschaft dienen daher nicht nur dem Erwerb von Konsumartikeln, sondern fliessen in irgendeiner Form wieder in die Landwirtschaft zurück.

Schliesslich unterscheidet die Mobilität die St. Stephaner von ihrer einheimischen Umgebung. Ihre Aufgeschlossenheit allem Neuem gegenüber und ihr Initiativreichtum veranlassten sie immer wieder zur Erprobung von Sonderkulturen: Wein, Paprika, Melonen, Auberginen, Spargel, Gurken, Tomaten, Sauerkirschen, Erd- und Brombeeren. Nur diesen Eigenschaften und einem unerschütterlichen Selbstbehauptungswillen verdanken sie Erfolg und Fortschritt auf dem Griesheimer Sand.

Am deutlichsten lässt sich die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung St. Stephans an der Wertertragssteigerung der Spargelernte aufzeigen⁵³:

Jahr	Wert in DM	Jahr	Wert in DM
1953	25000	1961	515000
1954	45000	1962	520000
1955	80000	1963	650000
1956	140000	1964	715000
1957	225000	1965	710000
1958	285000	1966	1200000
1959	445000	1967	1500000
1960	585000		

Die Tabelle lässt seit 1953 deutlich eine steile Aufwärtsentwicklung erkennen, die lediglich Anfang und Mitte der sechziger Jahre leichte Einbussen aufweist. Die Erklärung dafür liegt in dem wieder für St. Stephan typischen Phänomen, dass sich zu der fraglichen Zeit zwei besonders erfolgreiche Bauern auf die Tätigkeit als Spargelgrosshändler umstellten. 1968 vermarkteten sie bereits die knappe Hälfte des St. Stephaner Spargels. Sie belieferten nicht nur – wie ihre einheimischen Kollegen – einen festen grossen Privatkundenkreis von Grossabnehmern (Autobahnraststätten u.a.) und den Frankfurter Grossmarkt, sondern boten ihren Spargel über einen Spediteur auf den Grossmärkten von München und Köln an, wo sie noch höhere Preise erzielten. Der Wertertrag dieser beiden Grosshändler erreichte 1966 die 1,2 Mill. DM der Gemeinde, somit summiert sich der Gesamtertrag aus der Spargelernte der 58 Siedlerfamilien von St. Stephan (ohne Privatbesitz) auf ca. 2,5 Mill. DM. Flexibilität und Mobilität bewies das Donauschwabendorf auch bei der Bereitstellung der Arbeitskräfte⁵⁴. Bei den Nebenerwerbsbauern besorgte die Grossfamilie die Erntearbeit. Alle arbeitsfähigen Familienmitglieder nahmen sich zusätzlich zu ihrem Jahresurlaub vier Wochen unbezahlten Urlaub. Da als Regel gilt, dass für das Abernten, Schneiden, Waschen und Sortieren eines Hektars Spargel vier Personen nötig sind, ist eine Grossfamilie mit 1,5 ha Spargel während der Erntezeit voll beschäftigt.

Die Vollerwerbsbauern kommen aber mit ihren familiären Arbeitskräften nicht mehr aus, sie benötigen besondere Erntearbeiter. Es spricht wiederum für die Mobilität der St. Stephaner, dass sie sich hierzu etwas Ungewöhnliches einfallen liessen: sie holten sich mit Sonderbussen die Gastarbeiter aus der alten Heimat Jugoslawien und bauten auf ihren langgestreckten Grundstücken kleine Wohnungen.

Da der Boden nach 15 Jahren spargelmüde wird, waren Nachfolgefrüchte notwendig. Man bevorzugte jene Sonderkulturen, deren Ernte sich direkt an die achtwöchige Spargelsaison anschliesst. Diese Auswahl hatte überdies den Vorteil, dass die einmal herbeigeschafften Gastarbeiter eine längere Beschäftigung fanden und sich ihre Anstellung dadurch erst richtig lohnte. Die beliebteste Nachfolgefrucht war zunächst die Sauerkirsche, als jedoch Jugoslawien diese Kernfrucht für 25-28 Pfennig pro Pfund auf den deutschen Markt warf, verschwand sie sehr rasch aus den St. Stephaner Plantagen. Man stellte sich jetzt auf Erdbeeren um, die sich wegen der kurzen Anlieferungswege und hohen Preise zu einem guten Geschäft entwickelten. 1988 wurden 10 ha Ackerland mit Erdbeeren bepflanzt, als Gründung dienen ferner Sonnenblumen, Luzerne, Raps und Klee. Ende der achtziger Jahre verlegte man sich schliesslich noch auf die Pflanzung von Brombeeren (auf 2 ha Ackerland), die erst nach den Erdbeeren geerntet werden und gute Renditen abwerfen.

Da sich die Übertragung der vom Bund gepachteten Felder in das Eigentum der Siedler immer wieder hinausschob und schliesslich 1977 zu einem masslos überhöhten Preis von 70'000 DM

pro ha erfolgen sollte, blieben die Donauschwaben lieber für 800 DM/ha im Jahr Pächter. Dafür kauften sie sich in die Gemarkungen der Nachbargemeinden ein, erwarben hier den wesentlich ertragreicheren «anlehmigen» Sand-Boden, auf dem sie manchmal fast den dreifachen Ernteertrag wie in der Muttersiedlung (Ausgangsjahr 1966) erzielten.

Daher scheint die Existenz der Vollerwerbsbauern auch für eine Zukunft innerhalb der EG gesichert. Zwar löste sich der alte Siedlerkern auf, fehlt heute vielfach die Schicht der 30-40jährigen und nahm insgesamt der Wille zur körperlichen Arbeit ab. Aber infolge der Tendenz zur Spargelmonokultur und zum Vollerwerbsbetrieb, wegen der aussergewöhnlichen Flexibilität und Mobilität der donauschwäbischen Spargelbauern, die bisher auf jede Marktschwierigkeit noch immer die richtige Antwort wussten, scheint sich die Entwicklung auf jene landwirtschaftlichen Gross- und Spezialbetriebe hin zu bewegen, die sich innerhalb der EG durchaus behaupten können.

Die «Durchsetzungsdynamik» der Donauschwaben in St. Stephan

Die tiefste Erklärung für die Durchsetzungsdynamik in der wirtschaftlichen Entwicklung ist jedoch das Kolonistendasein einer andersartigen Volkstumsgruppe. Bereits bei der Auswanderung nach Ungarn als besonders aktiv, flexibel und mobil ausgewiesen, bauten sich die Donauschwaben in einer fremden Umwelt unter härtesten Bedingungen eine neue Existenz auf. Dies konnten sie nur leisten, weil sie eine grosse Anpassungsfähigkeit, Risikobereitschaft und Innovationsfähigkeit mitbrachten. In der Auseinandersetzung mit einer zunächst feindlichen Natur und fremdvölkischen Umgebung eigneten sie sich im Laufe der Zeit eine überdurchschnittlich enge Verbindung zur Natur und eine ausserordentliche Offenheit für Neuerungen an. «Tüchtigkeit, Aufgeschlossenheit und Modernität einer speziellen völkischen, religiösen oder sozialen Gruppe ist ein sozialgeographisches Phänomen, das auf der ganzen Welt zu beobachten ist (z.B. Hugenotten in Deutschland, Calvinisten in Amerika, Christen im Libanon, Kakaopflanzer in Ghana etc.)». ⁵⁵

Dank dieser 250 Jahre andauernden kolonistischen Schulung heben sich die Donauschwaben in ihrem sozioökonomischen Verhalten heute immer noch von ihrer binnendeutschen Umwelt ab. Als erstes sticht ihr starker sozialer Zusammenhalt, wie er sich in Familienverbundenheit und Nachbarschaftshilfe äussert, ins Auge. Er bildet die Grundlage ihrer erstaunlichen Leistung bei der Urbarmachung der Gemarkung, beim Aufbau der Siedlung und beim Übergang zum grossflächigen Spargelanbau. Den Zusammenhalt verstärken eine starke Religions- und Traditionsverbundenheit in Form von Bewahrung der alten Trachten und Sitten sowie des schwäbischen Dialekts. Am meisten zugute kam ihnen jedoch ihre ausgeprägte Kolonisationsfähigkeit, die auf enger Vertrautheit mit der Natur und einer innigen Bodenverbundenheit beruht (Natursymbiose) sowie einer ausserordentlichen Genügsamkeit (Überlebensautarkie) gründet. Die einheimische Bevölkerung hingegen war an der Inwertsetzung des Griesheimer Sandes nicht beteiligt, und die Kultivierung der Sandgebiete innerhalb der Gemarkungen von Pfungstadt und Griesheim erfolgte erst nach St. Stephaner Vorbild.

In ähnlicher Weise waren aber auch die anderen Kolonistentugenden am Erfolg beteiligt: zäher und unermüdlicher Fleiss mit 16 und mehr täglichen Arbeitsstunden, Flexibilität, handwerkliches Geschick und innovativer Geist. Genau diese Eigenschaften spielten eine Rolle, als es mit dem Ausbruch des Koreakrieges 1950 zu einer Hanfrenaissance in Europa kam. Hanfhändler aus München und Hanfspinnereien aus Westdeutschland suchten nach fachkundigen und arbeitswilligen Leuten, die den Hanfanbau und seine Verarbeitung in der Bundesrepublik Deutschland wieder heimisch machen konnten. Zahlreiche Donauschwaben liessen sich von der Hanfeuphorie anstecken: vier Angehörige der Familie Butter aus Hodschag, die in Aulendorf, Kriechbirlingen und Bad Buchau ihre Betriebe errichteten; ferner Michael Dörner aus Miletitsch in der Nähe von Aschaffenburg, Michael Eisele aus Miletitsch in der Nähe von Bamberg, Martin

Manz aus Hodschag in Mingolsheim, Teppert aus Filipowa in Bad Buchau und J. Tettmann aus Sentiwan in Schifferstadt u.a.⁵⁶ Mit der Erzeugung von Schwunghanf, Hechelhanf und Spinnwerg kamen sie wieder ins Geschäft. Ab 1955 zwangen die neu auf dem Markt erscheinenden Kunstfaserstoffe sowie Billigimporte aus den Balkanländern zur Einstellung der herkömmlichen Produktion und zur Umstellung auf eine frühreife Sorte für die Grünfasererzeugung, die das Rosten entbehrlich machte. Seit 1959 presste man die Brechegeln vom Hanf zu Spannplatten, während von 1962 an die Hanffasern zu Feinstpapier verarbeitet wurden.

Doch zur selben Zeit, da die EG in allen ihren Ländern und besonders in Frankreich den Hanf-anbau subventionierte, gab es für die Hanfbauer in Deutschland nur Anbau verböte und Prozesse. Obwohl die EG-Markordnung den Hanf über nationale Verordnungen stellte, liessen ihn die Missbrauchmöglichkeit für Haschisch und Marihuana in Deutschland zur verbotenen und gesetzlich verfolgten Frucht werden. Alle Prozesse und vorübergehend erstrittenen Freigaben nutzten dem letzten deutschen Hanfbauern, dem Donauschwaben Martin Butter aus Krichbierlingen nichts, sein letzter Vergleich vom 31. Dezember 1982 legte ihm die Verpflichtung auf, den Anbau und die Verarbeitung von Hanf auf immer einzustellen. Dabei könnte «Hanf, eine der ältesten Kulturpflanzen der Erde,... helfen, die Menschen ausreichend mit Kleidung, Papier, Öl, Brennstoff, Nahrung, Baumaterial und viel Medizin zu versorgen» wie eine Studie des Jahres 1993 schreibt.⁵⁷

c) Weitere donauschwäbische Siedlungen

Die geänderten Verhältnisse in der BR Deutschland und in Österreich, die geschlossene Neusiedlungen auf dem Land aufgrund der Abhängigkeit vom Arbeitsplatzangebot nicht mehr zuließen, brachten es mit sich, dass sich die Donauschwaben zu einer Menschengruppe, die hauptsächlich aus Facharbeitern besteht, wandelte. Allerdings gelang es vielen, am Rand grösserer Stadtzentren, wo ganze Strassenzüge mit donauschwäbischen Häusern stehen, ein wenig von der heimatlichen Dorfatmosphäre in die Nachkriegszeit herüberzuretten. Beispiele für solche Schwerpunkte donauschwäbischer Niederlassung sind z.B. die Münchner Stadtteile Karlsfeld, Moosach oder Trudering, bestimmte Viertel in Linz, Wels und Wien, Karlsruhe u.a.

München-Trudering

Aufschlussreich ist die Volksmundbezeichnung «Mondscheinsiedlung» für den Stadtteil München-Trudering, die zum Ausdruck bringen möchte, dass sie hauptsächlich nach Feierabend bis in die Nacht hinein erbaut worden ist. Darüber berichtet Paul Pertschy:

«Es war dann in der Zeit um 1951-52, wo man in reger Selbst- und Nachbarschaftshilfe mit dem Häuserbauen anfang. In den Jahren von 1953 bis 1960 ist durch grossen Fleiss und gegenseitige Hilfe das meiste geschaffen worden. Diese Leistungen haben in der Öffentlichkeit grossen Respekt verschafft, aber auch den Baubehörden oftmals viel Kopfzerbrechen bereitet. In der Lokalbaukommission konnte man sich nicht vorstellen, dass ein einfacher Hilfsarbeiter imstande wäre, sich ein Haus zu bauen. Allerdings, ohne Gemeinschaftsarbeit wäre die Siedlung nie in diesem Ausmass zustande gekommen. Heute sind etwa 300 Filipowaerim Raum München ansässig, der weitaus grösste Teil in Trudering...»⁵⁸

Stadl-Paura in Österreich

Als Modellfall für Österreich kann die Adam-Müller-Guttenbrunn-Siedlung von Stadl-Paura gelten.⁵⁹ Der an der Traun gelegene Ort war über Jahrhunderte hinweg Umschlagplatz für Salz



Abb. 33: Donauschwäbische Mustersiedlung Stadl-Paura in Österreich

und Holz. Mit Salzzillen und Flößen aus der Stadt baute Prinz Eugen 1717 bei der Schlacht um Belgrad die historische Brücke über die Donau. Nach 1945 füllten sich die während des Krieges am Stadtrand erstellten Baracken mit Flüchtlingen aus Osteuropa, zuletzt ausschliesslich Donauschwaben. Zwischen 1945 und 1955 wies das Lager eine Belegschaft von 6'000 Heimatvertriebenen auf.

1953 bildete sich ein Aktionskreis, der sich das Ziel setzte, eine Siedlung für die Barackeninsassen zu errichten. Nach kurzen Verhandlungen stellte das Stift Lambach billigen Baugrund zur Verfügung, aus Eigenmitteln und Genossenschaftsdarlehen stammte das nötige Kapital. Bis 1975 entstanden 270 Einfamilienhäuser und 90 Wohnungen. Für die Erstellung eines Gemeinschaftshauses mit Kirche, Kindergarten, Festsaal, Jugend- und Sitzungsräumen waren praktisch alle Siedler bereit, je 30 Stunden Robot zu leisten. Der ganz in Eigenregie errichtete Bau wurde 1965 eingeweiht.

Nicht nur der Name der Siedlung, die Strassenbezeichnungen und eine markante Gedenkstätte weisen auf die donauschwäbische Herkunft hin, sondern es entfaltet sich, an alte Traditionen anknüpfend, auch ein reges Vereinsleben. Besonders von sich reden machte in Österreich die «Donauschwäbische Trachten- und Volkstanzgruppe». Sogar überregionale Bedeutung konnte die «BundesVersuchsanstalt für Pflanzenanbau und Samenprüfung» erlangen. Institutsleiter Matthias Schwarz aus Hatzfeld und seine donauschwäbischen Mitarbeiter untersuchen landwirtschaftliche Kulturpflanzen und testen sie für den Anbau. Dank einer von ihnen neugezüchteten Maissorte steigerte sich der österreichische Körnermaisbau von 60 ha im Jahre 1960 auf über 30'000 ha Anbaufläche 1979.

Achtzig Prozent der rund 1'000 Einwohner der Siedlung sind Donauschwaben, der Rest Sudentendeutsche, SiebenbürgerSachsen und «Altstadlinger».

d) Die Durchsetzungsdynamik am Beispiel von donauschwäbischen Einzelpersonen

Eine solche Durchsetzungsdynamik legen die Donauschwaben nicht nur innerhalb eines grösseren Gruppenverbandes an den Tag. Zahlreiche Beispiele belegen, dass dieses Verhalten auch den beruflichen Werdegang vieler Einzelpersonen prägte.

Hans Illik⁶⁰ wurde am 19.6.1929 in Apatin/Batschka geboren. Nach dem Besuch von Volks- und Bürgerschule in Apatin und Flucht aus der Heimat im Oktober 1944 gelangte er 1946 nach Hassfurt. Da er einen festen existentiellen Boden unter den Füßen brauchte, lag der Wunsch, Lehrer zu werden, in unerreichbaren Fernen. Deshalb entschloss er sich, bei seinem Vater das Schuhmacherhandwerk zu erlernen, legte 1947 die Gesellenprüfung ab und arbeitete bis 1960 bei verschiedenen Schuhfirmen in Süd- und Norddeutschland. 1961 kehrte er nach Hassfurt zurück mit dem Entschluss, sich selbständig zu machen. Zu diesem Zweck erwarb er vor den Toren der Stadt einen Dresch- und Schuttplatz und erhielt 1962 die Genehmigung, auf ihm eine Fabrikhalle zu errichten. Dies geschah 1964, bereits drei Jahre zuvor hatte er jedoch in den Keller- und Speicherräumen des elterlichen Hauses mit der Schuhfabrikation begonnen, im reinen Familienbetrieb: der Vater schnitt zu, die Schwester nähte, er selbst erstellte die «Böden» und die Mutter übernahm das «Finish» und die Verpackung. Nach dem Umzug in die Fabrikhalle vergrößerte sich der Betrieb auf zehn Beschäftigte mit einer Tagesproduktion von über 20 Paar Schuhen, nach Inbetriebnahme einer zweiten Halle 1978 stellten die 30 Angestellten 100-150 Paar Schuhe täglich her.

Illik verzichtete nunmehr bewusst auf eine weitere Expansion, setzte auf einen überschaubaren Betrieb, der hochwertige Damen- und Herrenschuhe aus bestem Material mit entsprechender Verarbeitung herstellte. Das benötigte Leder kauft er in Slowenien ein, weil das dortige kalkarme Wasser für eine weiche Ledergerbung sorgt. Die fertige Ware geht direkt an den Kunden oder an die Uflex-Verkaufsgesellschaft in München, die ihren eigenen Kundenkreis besitzt. Um sich der Konkurrenz der Massenproduzenten erwehren zu können, sind immer wieder neue Ideen notwendig. So entwickelte Illik z.B. ein Verfahren, Lackleder in kaltem Zustand mit ganz feinen Nägeln zu nageln, um das Schmelzen des Lacklederfilms bei Maschinenbehandlung zu vermeiden; seine letzte Neuerung ist ein Jagdstiefel, der aus einem Stück garantiert wasserdichten Leders entwickelt ist.

Nebenbei war Illik in jüngeren Jahren ein exzellenter Sportler, der sein Können in Fussballmannschaften der 2. Division und im Feldhandball unter Beweis stellte. Dem Fussballsport blieb er auch als Jugendtrainer verbunden.

Ganz klein musste Johann Butsch⁶¹, geb. am 1. Oktober 1921 in Karawukowo/Batschka, beginnen. Der Sohn eines Mittelbauern rückte 1942 zur Waffen-SS ein und gelangte nach Verwundung und einjähriger Gefangenschaft 1946 nach Schwanenkirchen in Niederbayern. Aufgrund seiner Anstellung und seines Fleisses erhielt er von einem Gartenbaubetrieb spontan die Bescheinigung, Gärtner zu sein und so die Zuzugsgenehmigung. Bis 1952 arbeitete er nun in der Baumschule dieses Betriebes, pachtete 1952 ein Haus mit drei Tagwerk Garten und zog eine eigene Baumschule auf, wobei er die freien Räume zwischen den Obstbäumen für eine «Zwischenkultur» kleiner Bäume nutzte.

1957 übersiedelte er nach Plattling und kaufte sich ein kleines Anwesen mit 700 qm Grund, zwei Tagwerk pachtete er dazu. Fünf Jahre lang – bis zum Erwerb des Führerscheins und eines Autos – fuhr er jeden Samstag/Sonntag mit dem Fahrrad von Haus zu Haus und verkaufte seine Obstbäume. 1965 erwarb er ein Grundstück, legte darauf eine Baumschule an und baute 1988 ein Haus mit zwei Glashäusern dazu. Damit erreichte er sein Ziel, einen eigenen Gartenbaube-

trieb. Dieser umfasst auf einem Tagwerk eigenem und zwei Tagwerk gepachtetem Grund eine Baumschule mit Obstbäumen, 200 Strauchsorten (Johannis-, Stachel-, Brom- und Himbeeren), und eine Rosen- sowie Jungpflanzenzucht. Die gesamte Arbeit leistet er zusammen mit seiner Frau und zwei freien Mitarbeitern.

Die Grundlagen seines Erfolges sind sein zäher Fleiss, der ihn auch als Betriebsinhaber alle notwendigen Arbeiten selbst verrichten lässt, sein praktischer Sinn und seine absolute Zuverlässigkeit. Alle von ihm gelieferten Produkte erfreuen sich einer hohen Qualität und die von ihm geleistete Gartenarbeit zeugt von grossem Sachverstand und Gründlichkeit.

Josef Mayer⁶², geb. am 19. September 1926 in Apatin, gelangte nach Kriegsdienst und Gefangenschaft, aus der er fünfmal vergeblich zu fliehen versuchte, nach Deggendorf/ Niederbayern. Zunächst fand er, wie viele seiner Landsleute, bei der Firma Wallner als Hilfsarbeiter, von 1951 bis 1960 als Steuermann eines Transportschleppers zwischen Regensburg und Vukovar Verwendung. Während der häufigen Stehzeiten des Schiffes fand er bald zusätzliche Möglichkeiten des Geld verdienens: in Linz sammelte er auf dem Gelände in der Nähe der VOEST Reste von Gussglocken, Kartuschen und Eisenteile und erzielte manchmal beim Verkauf dieser Gegenstände einen Betrag von 500-600 DM; oder er barg nützliche Gegenstände aus dem Wasser wie Flaschen oder das Messing von Glühbirnen u.a.

Als 1958 die Firma Kunerth in Deggendorf ein Zweigwerk errichtete, vermittelte ihm ein ehemaliger Kollege bei Wallner einen Arbeitsplatz in diesem Betrieb. Dass er einst bei einer Tombola in Wien ein Buch über die Herstellung von synthetischen Fasern gewonnen und durchstudiert hatte, erwies sich jetzt als Sprungbrett für seine Karriere in der Textilbranche: er begann als Zwirner, aber dank seiner verblüffenden Branchenkenntnisse brachte er es bald zum Textilführer, Versandleiter und schliesslich zum Versandchef. Doch ausschlaggebend für seinen Aufstieg waren stets auch seine Ideen, mit denen er die Arbeitsgänge vor allem in seiner Abteilung wesentlich rationeller gestalten konnte.

So liess er eine neu zu bauende Halle auf die Länge der Sattel- oder Lastzüge abstimmen und stattete die Verladeanlagen mit riesigen Gummimanschetten aus, so dass man auch bei Regen verladen konnte. Ferner führte er für die verschiedenen Materialkartone eine entsprechende optische Kennzeichnung ein, die Arbeiter am Band konnten sie daher schon von Weitem richtig einschätzen und somit Bandstops vermeiden. Weiters gelang es ihm aufgrund eigener Beobachtungen, den Schiffsverladevorgang bei seinen Waren so effektiv zu gestalten, dass sich die Beladungszeit für ein Schiff auf die Hälfte verkürzte.

Die Lebens- und Erfolgsgeschichte des Adolf Kaltenbach hört sich an wie eine typisch amerikanische Geschichte «Vom Tellerwäscher zum Millionär».

Adolf Kaltenbach, geboren am 14. Juli 1922 in Weisskirchen/Banat, absolvierte eine Kaufmannslehre in seiner Heimatstadt und gelangte nach Krieg und Gefangenschaft unversehrt nach Deutschland. 1952 fasste er den Entschluss, sich in München selbständig zu machen. Er mietete einen 17 qm grossen Laden in der Damenstiftstrasse von einem Mann, der auf einem Lager von mehreren Tausend Knöpfen sitzengeblieben war. Zu den Knöpfen, die Kaltenbach in Kommission übernahm, baute er nun ein eigenes schmales Warenangebot auf. Mit Arbeitsbekleidung, Unterwäsche und Strümpfen erzielte er etwa 8,- DM Tageseinnahmen und konnte so seine Lebensexistenz gerade sichern. «Ich liess mich durch diesen anfänglichen Misserfolg nicht klein kriegen. Flexibel sein und nicht den Herrn spielen, dieses Rezept, so glaubte ich, muss irgendwann auch Erfolg haben.»

Dank eines unwahrscheinlichen Einsatzes bei 80-100 Arbeitsstunden in der Woche brachte er in wenigen Jahren das Geschäft in Schwung: Die bisherige Angebotspalette erwies sich als zu schmal, eine Erweiterung im Angebot (Herrenhosen, Oberhemden, Lederhandschuhe) in der Räumlichkeit (Ausweitung auf 37 qm Geschäftsfläche) und im Personal (mit Aushilfskräften



Abb. 34: Eine Münchner Strassenbahn wirbt für Kaltenbach-Jeans: Werbewirksamkeit des erfolgreichen donauschwäbischen Geschäftsmannes aus Weisskirchen im jugoslawischen Banat

bis zu zehn Personen) brachten gute geschäftliche Erfolge. Da Kaltenbach von kleineren Lieferanten bezog und dabei Ware gegen Barzahlung erhielt, konnte er günstigere Preise als andere Konkurrenten aushandeln.

Inzwischen tat sich ein neues Feld für seine kaufmännischen Aktivitäten auf: der bayerische Staat kaufte Heeresgut aus den Beständen der US-Army zu günstigsten Preisen für den deutschen Markt auf. Auch hier stieg A. Kaltenbach ein. Ende der fünfziger Jahre erschienen die ersten Jeans (Levis) aus US-amerikanischer Produktion zu 24,- DM das Stück, bald darauf auch solche von deutschen Herstellern, die er als leichtere Ausführung billiger anbot. Einmal schon im US-Geschäft eingeführt, spezialisierte sich der Geschäftsmann Kaltenbach auf den Artikel Jeans, deren Angebot er stetig erweiterte. Schnelle Reaktionsfähigkeit, der Besitz eines geschäftlichen «Riechers», enormer Arbeitseifer und Mut zu Risikoentschlüssen brachten schliesslich den grossen Durchbruch. In einer Zeit, als die grossen deutschen Konfektionsgeschäfte die Ware Jeans als primitive Arbeitskleidung verachteten und deren Angebot als Herabsetzung des Firmenimages empfanden, setzte Kaltenbach gerade auf diesen Artikel. Der Erfolg gab ihm recht. Zu den Wochenend-Verkaufszeiten am Freitagnachmittag und Samstagvormittag konnte sich der kleine 37 qm-Laden in der Damenstift Strasse der Kunden nicht mehr erwehren. Käufer-schlangen vor dem Geschäft mussten in einzelnen Schüben eingelassen werden. Jeans-Kaltenbach bot damals bereits über 40 verschiedene Jeansmarken an, als andere Geschäftsleute sich nur zögernd dieser Ware näherten.

Diese Vorreiterrolle erforderte eine ständige Ausweitung der Geschäftsräume: Zunächst wurde neuer Lagerraum in der Herzogspitaistrasse (280 qm im Untergeschoss), dann 1972 das Erdge-

schoß als Geschäftslokal angemietet, 1973 das ganze Geschäftshaus aufgekauft und etagenweise die Geschäftsfläche erweitert, bis das sechste Stockwerk erreicht war. Endlich konnte die Firma ihre Warenartikel gut sortiert dem Kunden präsentieren, wobei alle namhaften Marken guter Qualitäts-Jeans vertreten sind; die Billigartikel überlässt sie heute dem Supermarktangebot. Der letzte Renner war die Aufnahme von Cowboy-Stiefeln in die Verkaufspalette. Eine erneute Ausweitung in die Eisenmannstrasse brachte das Geschäft der Fussgängerzone näher, verschaffte der Firma durch die bauliche Zusammenlegung dieses neuen Geschäftsraumes von 210 qm mit dem Stammhaus in der Herzogspitalstrasse einen zweiten Geschäftseingang.

So präsentiert sich heute das Haus «Jeans-Kaltenbach» in Münchens Innenstadt als Hauptgeschäft mit sechs Stockwerken und 1'560 qm Gesamtfläche in der Herzogspitalstrasse mit Zweiteingang und weiterem Geschäftsraum (Levis-Jeans) in der Eisenmannstrasse. Werbeprospekten zufolge nimmt es für sich in Anspruch, das grösste Jeans-Geschäft Europas zu sein. Am Ursprungsstandort in der Damenstift Strasse, nicht weit von den eben genannten Niederlassungen, bestehen noch etwa 70 qm Lagerräume und Schaufensterflächen. Werbespruchbänder auf Münchner Strassenbahnen und Stadtbussen, Werbeplakate in den Münchner U-Bahnhöfen, Werbetexte in Tageszeitungen tragen den Namen des Weisskirchner Unternehmers in alle Richtungen. Freilich wissen nur die Eingeweihten Genaueres über Herkunft, Arbeitsenergie und Innovationskraft dieser unternehmerischen Persönlichkeit, die heute mit 71 Jahren immer noch ihren 10-Stunden-Tag für das eigene Unternehmen tätig ist.

Walter Kunerth⁶³, Jahrgang 1941, stammt aus Kudritz/jugoslawisches Banat. Nach Lageraufenthalt und Flucht fand sich die Familie in Stuttgart wieder. Hier begann Kunerth nach erfolgreichem Gymnasialabschluss sein Studium, nach vorübergehendem Schwanken zwischen Germanistik und Medizin entschied er sich für die technische Richtung mit den Hauptfächern Kraftfahrzeug- und Fertigungstechnik.

Zunächst faszinierte ihn die Tätigkeit an der Hochschule: er wurde Hilfsassistent, 1973 stellvertretender Institutsleiter am Fraunhofer-Institut für Produktionstechnik und Automatisierung in Stuttgart, promovierte an der örtlichen Universität über den Rechneinsatz in der Produktion und verfasste sieben Bücher sowie über 50 wissenschaftliche Veröffentlichungen.

1977 erhielt er von der Firma Siemens das Angebot, bei dieser Weltfirma die Fachabteilung Arbeitswirtschaft zu übernehmen. Da ihn «*die Freiheit, in der Gestaltung der Arbeit und die Aussicht, neue Ideen durchsetzen zu können*», reizte, nahm er an. Eine dieser Ideen bezog sich auf die Arbeitsstrukturierung im Rahmen eines Förderungsprogrammes der Bundesregierung. Das Ergebnis wurde im Hausgerätewerk Traunreut realisiert: die Arbeit mit teilautonomen Arbeitsgruppen statt mit herkömmlichen Fließbändern. Ebenso widmete er sich der Arbeitswissenschaft im Gemeinkostenbetrieb sowie im Entwicklungs- und Bürobetrieb.

Drei Jahre später erhielt er die Fertigungsdurchführung im Gerätewerk Regensburg, die er auf Roboter umstellte. Die vorletzte Station innerhalb seiner Karriere war 1984 die Übernahme des Bereichs Autoelektronik, die Keimzelle des heutigen Sektors Automobiltechnik. Innerhalb von acht Jahren steigerte er die Zahl der Mitarbeiter von 250 auf 2'000 und die Höhe des Umsatzes von 40 auf 600 Mill. DM: dank neuer Ideen und einer hochmotivierten Mannschaft. Da Kunerth die Produktionsverlagerung in Billiglohnländer für kein Allheilmittel hält, die Wettbewerbsfähigkeit zu erhalten, versucht er das Ideenpotential seiner Mitarbeiter zu nutzen. So sorgte er dafür, dass jeder Verbesserungsvorschlag schnellstmöglich bearbeitet, prämiert und in die Tat umgesetzt wird, bei z.B. 2'240 Einzelvorschlägen im Jahre 1992 ebenfalls eine erstaunliche Leistung.

Trotz aller Erfolge im praktischen Bereich liess ihn die Lehr- und Forschungstätigkeit nicht los. Als Honorarprofessor hält er während der Sommersemester Vorlesungen an der Universität Stuttgart. Dabei ist es sein Anliegen, den Studenten neben Fachwissen einen realistischen Eindruck von der Industrie und ihrem Management zu vermitteln. In gleichem Sinne sieht er seine Wirksamkeit als Vorsitzender des «Vereins zur Förderung der produktionstechnischen Forschung», dem etwa 180 ehemalige Doktoranden aus dem Fraunhofer-Institut angehören. Seinen beruflichen Gipfel erreichte dieser hochqualifizierte Mann, als er im November 1992 in den sechs Mitglieder umfassenden Zentralvorstand der Siemens AG berufen und mit der Leitung der Zentralabteilung Produktion und Logistik betraut wurde. Auf seine Initiative hin rief das ihm unterstellte Produktivitätszentrum die «top-Bewegung» ins Leben, deren Aufgabe darin besteht, die Konkurrenzfähigkeit der Weltfirma angesichts der Globalisierung und Deregulierung der Märkte zu erhalten. «Top» ist nicht etwa der Oberbegriff für die Anwendung irgendeiner Methode, top ist ein Orientierungsfahrplan und eine Geisteshaltung zugleich. Man könnte den Begriff mit «time optimized processes» oder mit «training of people» oder mit «turn on power» wiedergeben: es geht also auf der einen Seite darum, die Arbeits- und Verbesserungsvorschlagsabläufe zu beschleunigen und somit die seit drei Jahren laufenden Aktivitäten zur Produktivitätssteigerung konsequent fortzusetzen; andererseits sollen sich sämtliche Mitglieder des Hauses Siemens vom Direktionsbüro bis zur Werkstatt freiwillig der top-Bewegung anschliessen aus dem Bewusstsein heraus, dass alle an einem Strang ziehen müssen, um alte Arbeitsplätze zu sichern, neue zu gewinnen und Siemens wieder einen Spitzenplatz in der Welt zu sichern. Dank top gelang es z.B. bei einem Projekt, den Motorsteuerungen-Logistikzyklus von 62 Tagen im Juli 1992 auf 44 Tage im April 1993 zu senken; der Motorsteuerungen-Fertigungszyklus vollzog sich statt in zehn (Juli 1992) in fünf Tagen (April 1993). Solche Erfolge in kürzester Zeit deuten an, dass diese Idee und ihre Verwirklichung Prof. Kunerth zum Vorreiter einer Bewegung machen könnte, die den Wirtschaftsstandort Deutschland wieder an die Stelle bringt, die er einstmals einnahm.

Wie wir beim Leben im Gruppenverband – in geschlossenen donauschwäbischen Siedlungen wie Stadl-Paura/Österreich, St. Stephan bei Darmstadt oder Entre Rios/Brasilien – oder an Einzelbeispielen beobachten können, basiert die bei den Donauschwaben sehr häufig auftretende Durchsetzungsdynamik auf den alten Kolonistentugenden wie Fleiss, Anpassungsfähigkeit, Innovationsvermögen, Familien- und Gemeinschaftssinn sowie Genügsamkeit und engste Verbundenheit mit der Natur. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten dabei aber auch die Selbstverwaltungssysteme, die sie sich in der alten Heimat während der Zwischenkriegs- und Kriegszeit aufgebaut hatten. Die Erfahrung, sich selbst helfen zu müssen und nicht auf den Staat oder andere Institutionen warten zu müssen oder angewiesen zu sein, hatte die Eigenkräfte, die Innovationskraft und das Gemeinschaftsgefühl in erheblichem Masse entbunden. Diese Erfahrungen erleichterten nach 1945 den Aufbau einer neuen Existenz wesentlich. Dabei lassen sich jedoch graduelle Unterschiede feststellen: bei Landsleuten, die aus Gebieten mit geringer entwickelter «nationaler Infrastruktur» stammten (z.B. bei den Ungarndeutschen, Sathmarer Schwaben oder z.T. bei Banater Schwaben aus Rumänien), waren die Basiseigenschaften der Durchsetzungsdynamik nicht so stark ausgeprägt; bei Menschen, die aus Gebieten mit einem hohen Organisationsstandard stammten (v.a. Batschka und jugoslawisches Banat), traten sie auffällig in Erscheinung⁶⁴.

Der angestammte Gemeinschaftssinn zeigt sich nicht nur im Bedürfnis nach landsmannschaftlicher Nähe innerhalb bestimmter Ortsviertel, sondern drückt sich auch aus im engen Zusammenhalt der Ortsgemeinschaften mit jährlichen Treffen, Herausgabe von Heimatbüchern und sogar

Heimatzeitschriften wie Filipowaer Heimatbriefe oder Apatiner Heimatblätter. Darüber hinaus wird auf zahlreichen Trachten- und Kirchweihfesten sowie mehr oder weniger privaten Tafelrunden mit donauschwäbischen «Leibgerichten» die alte Brauch- und Esskultur weitergepflegt. Allerdings darf die Nostalgie nach der alten Heimat nicht den Eindruck vermitteln, den Donauschwaben wäre die Eingliederung in die bundesdeutsche Lebenswelt schwergefallen. Die berufliche Tüchtigkeit sowie ihre praktischen Fertigkeiten in allen Bereichen, die mit Haus- und Gartenarbeit Zusammenhängen, trugen ihnen die Achtung und Anerkennung, mitunter allerdings auch die Missgunst ihrer Umwelt ein. Es entfalteten sich nämlich nicht nur Tugenden, sondern auch deren Kehrseiten, wie Besitzstreben und Materialismus, Überbewertung der materiellen Kultur und geringes Verständnis für geistige und kulturelle Werte, Hang zu patriarchalischen Haltungen und mitunter Neigung zur Arroganz.

Der schwäbische Dialekt, durch Mischung und Sprachausgleich aus verschiedenen süddeutschen Mundarten entstanden, fiel im Hauptniederlassungsgebiet Baden-Württemberg kaum auf und wurde auch in Bayern oder Hessen etwa durchaus akzeptiert; die jüngere Generation beherrschte ohnedies in kurzer Zeit die Landesdialekte.

Überhaupt erleichterte die «weichere» süddeutsche Art – bei den Donauschwaben immer noch dominant – den Anpassungsprozess in der neuen Umwelt. Die Erfahrungen im Zusammenleben mit fremden Volksgruppen in Südosteuropa, die Fähigkeit zu rascher Umstellung, die Offenheit für Äusserungen einer anderen Kultur liessen sie rasch in die binnendeutsche Gesellschaft hineinwachsen.

Anmerkungen

- ¹ Es ist ungemein schwierig, einigermaßen stimmige Zahlen anzuführen, da die Angaben in der Literatur stark auseinanderklaffen und absolut exakte Zahlen wohl überhaupt nicht anführbar sind: die Todesfälle auf der Flucht, während der Deportation, auch in den jugoslawischen Lagern lassen sich nur schätzen oder eventuell hochrechnen. Zahlenangaben sind zu finden bei: Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Bände II, III und V, a.a.O.; Nawratil, Heinz: Vertreibungsverbrechen an Deutschen. München 1982; Die Donauschwaben, Ausstellungskatalog, a.a.O. und Senz, Josef: Geschichte der Donauschwaben, München 1987, S. 221-224.
- ² Nach Filzes, Mikios: Schicksalsprüfungen der Ungarndeutschen 1944-1948. In: Suevia-Pannonica Jgg. 9/1991, S. 96.
- ³ Kroatien 20'000, «Schwarze Flucht» und «Weisse Flucht» aus den Lagern 45'000.
- ⁴ 30'000 Soldaten, 15'000 Deportation; Füzes a.a.O. spricht von 50% Deportationstoten.
- ⁵ 20'000 Soldaten, 8'000 Deportationstote, 10'000 Opfer des «Blutigen Herbstes» 1944, über 60'000 Tote in den Konzentrationslagern 1944-1948.
- ⁶ Da die offizielle Volkszählung und die Erhebung des Volksbundes 1940 um fast 100'000 Menschen differierten, muss von einer hohen Zahl von Menschen ausgegangen werden, die sich unter für sie günstigen Umständen zum Deutschtum, unter Druck jedoch zum Ungarntum bekannten.
- ⁷ Eberl nennt die Zahl von 87571 Personen, die zwischen 1950 und 1985 aus Jugoslawien in die BR Deutschland ausgesiedelt wurden. Vgl. Die Donauschwaben, Ausstellungskatalog, a.a.O., S. 270.
- ⁸ Auch hier sind absolut verlässliche Zahlen nicht möglich, da die Aussiedlung aus den donauschwäbischen Heimatländern in die BR Deutschland über die Jahrzehnte hinweg nie zum Erliegen kam, was auf der einen Seite die Zahlen absenkte und sie auf der anderen Seite laufend erhöhte. Die Zahl der in der BR Deutschland ansässigen Donauschwaben stammt aus dem Jahre 1964. Siehe Eberl, Ausstellungskatalog, a.a.O., S. 270.
- ⁹ Weber, Karl: Leidensweg der Deutschen im kommunistischen Jugoslawien, Bd. IV, München 1994
- ¹⁰ Vgl. dazu Wildmann, Georg: Die tieferen Ursachen unserer Vertreibung. In: Leidensweg der Deutschen im kommunistischen Jugoslawien. München, Sindelfingen 1993, S. 29-36.
- ¹¹ Wildmann, ebenda, S. 30 bzw. S. 36, Anm. 4: Hinweis auf Wüsch, Johann, a.a.O., S. 153f., der nachweist, dass der Beitritt Jugoslawiens zum Dreimächtepakt nicht unter Kriegsdrohung zustandekam und der Angriff des Reiches auf Jugoslawien eine Folge des Simović-Putsches war.
- ¹² In Punkt vier ihrer Resolution
- ¹³ Die Ziffern 11 und 15 des kommunistischen Nationalitätenprogrammes bezeichnen die Deutschen als «Volksfeinde» und «Vaterlandsverräter» und forderten den Entzug der Freiheitsrechte bzw. die Todesstrafe für sie.
- ¹⁴ Vgl. Wüsch, Johann in Weissbuch der Deutschen aus Jugoslawien, Bd. I, S. 879f.
- ¹⁵ Vgl. zu den letzten Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsereignissen die Einleitung der Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Bd. V Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien. Hg.: Theodor Schieder, Einleitung verfasst von Hans-Ulrich Wehler. Nachdruck der Ausgabe von 1961, München 1984.
- ¹⁶ Vgl. Der Donauschwabe vom 25. April 1993, S. 3.
- ¹⁷ Die Ausführungen über Ungarn basieren im Wesentlichen auf dem Aufsatz von Gerhard Seewann: Das Ungarndeutschtum 1918-1988. In: Edgar Hösch/G. Seewann (Hg.): Aspekte ethnischer Identität. München 1991, S. 299-323.
- ¹⁸ Vgl. hierzu Seewann, Gerhard: Das Ungarndeutschtum 1918-1988. In: Hösch/Seewann, a.a.O., S. 299-323, bes. S. 310ff.
- ¹⁹ Hanak, Peter (Hg.): Die Geschichte Ungarns, a.a.O., S. 253.
- ²⁰ Vgl. dazu Balogh, Sandor: Die Aussiedlung der Bevölkerung deutscher Nationalität aus Ungarn nach dem 2. Weltkrieg, in: Annales Universitatis Scientiarum Budapestiensis de Rolando Eötvös nominatae, Sectio historica 22 (1982), S. 221-250; S. 228
- ²¹ Seewann, Das Ungarndeutschtum 1918-1988, a.a.O., S. 314f.
- ²² Zahlen nach Seewann, Das Ungarndeutschtum 1918-1988, a. a. O., S. 317.
- ²³ Nach Tilkovszky, Lorant: Meine Auffassung über die ungarndeutsche Geschichte zwischen 1918 und 1988. In: Suevia-Pannonica, Prien 1989, S. 6-22; S. 20ff.
- ²⁴ Seewann, Das Ungarndeutschtum, a. a. O., S. 319.
- ²⁵ Vgl. dazu Seewann, Gerhard: Die nationalen Minderheiten in Ungarn. In: Südosteuropa. Zeitschrift für Gegenwartsforschung, 41. Jgg., Heft 5/1992, S. 293-325; S. 305.

- ²⁶ Darstellungen über die Nachkriegsgeschichte der Banater Schwaben in Rumänien: Hartl, Hans: Das Schicksal des Deutschturns in Rumänien, Würzburg 1958; Engelmann, Manfred: Das Banat und die Banater Schwaben. In: Kühnel, Horst (Hg.): Die Donauschwaben. Deutsche Geschichte und Kultur in Südosteuropa. München 1988, S. 49–64; Lay, Heinrich: Ein Volk und drei Vaterländer. Die Banater Schwaben in Rumänien. In: 300 Jahre im Donauraum, a. a. O., S. 10–13; vom soziologischen Standpunkt: Sterbling, Anton: Die Deutschen in Rumänien zwischen Tradition und Modernität. Aspekte sozialer Mobilisierung nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Seewann, Gerhard (Hg.): Minderheitenfragen in Südosteuropa, München 1992, S. 265–278.
- ²⁷ Nach Sterbling, Die Deutschen in Rumänien, a. a. O., S. 267.
- ²⁸ Vgl. Hartl, a. a. O., S. 121.
- ²⁹ Ebenda, S. 126.
- ³⁰ Vgl. Geier, Luzian: »Nehmt ruhig unsere Briefe für wahr!« Gulag Baragan. In: Der Donauschwabe vom 16. Juni 1991, S. 3–4.
- ³¹ Nach dem Tatsachenroman »Sklaven im Baragan« von Heinrich Freihoffer, Deggendorf, 1981.
- ³² Hartl, ebenda, S. 131.
- ³³ Hartl, a. a. O., S. 157.
- ³⁴ Vgl. Hartl, ebenda, S. 158.
- ³⁵ Vgl. Hügel, Kaspar: 25 Jahre Temeswarer Deutsches Staatstheater. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1978, S. 279–281.
- ³⁶ Deutsch, Karl W.: Soziale Mobilisierung und politische Entwicklung; zitiert nach Sterbling, a. a. O., S. 270.
- ³⁷ Lerner, Daniel: Die Modernisierung des Lebensstils: eine Theorie; zitiert nach Sterbling, a. a. O., S. 271.
- ³⁸ Sterbling, a. a. O., S. 272.
- ³⁹ Sterbling, a. a. O., S. 270, Anm. 12.
- ⁴⁰ Literatur zu Entre Rios: Lichtenberger, Jakob (Red.): Entre Rios. Bildbericht einer donauschwäbischen Siedlung in Brasilien. o. J.; Leicht, Sebastian/Vetter, Roland: Donauschwaben in Brasilien. Entre Rios – Siedlung als Schicksal. Passau 1982; Gappmeier, Josef: Kulturarbeit in Entre Rios. In: Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien (Hg.): Geschichte, Gegenwart und Kultur der Donauschwaben. Heft 1, Sindelfingen 1991, S. 83–88; Teppert, Stefan: Die Donauschwabendörfer von Entre Rios in Brasilien. In: Geschichte, Gegenwart und Kultur der Donauschwaben, a. a. O., S. 71–82; Teppert, Stefan: Es stand auf Messers Schneide. Vor vierzig Jahren kamen die ersten Donauschwaben nach Entre Rios. In: Der Donauschwabe vom 9. Juni 1991, S. 1–3.
- ⁴¹ Vgl. Hochgatterer, Anton: Donauschwäbische Siedlung in Südbrasilien, Salzburg 1986, S. 108.
- ⁴² Ebenda, S. 122.
- ⁴³ Vgl. Gelehrt, das Land zu bearbeiten. Eine neue Empfangs-, Verlade- und Lagerstation für Entre Rios. In: Der Donauschwabe vom 2. Juni 1991, S. 7; übernommen aus dem Journal de Entre Rios.
- ⁴⁴ Ludwig, Peter: Besuch in La-Roque-sur-Pernes. Donauschwaben in Südfrankreich. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1981, S. 180–183; Lamesfeld, J.: Von Österreich nach Frankreich. Die Banater Aktion und Robert Schuman. Salzburg 1973 und La Roque sur Pernes – eine siedlerische Glanzleistung von Banater Bauern in Frankreich. In: Jahrbuch der Donauschwaben aus Jugoslawien. Patenschaftskalender 1968. Sindelfingen 1968, S. 57–62.
- ⁴⁵ Vgl. Senz, Josef V.: Geschichte der Donauschwaben, München 1987, S. 246.
- ⁴⁶ Dies belegen die gründlichen Untersuchungen von Raimund Eichinger über die Batschkaer Gemeinde Filipowa, die sich jedoch durchaus auf das übrige Donauschwabentum übertragen lassen. Vgl. Eichinger, Raimund: Filipowaer nach Filipowa. Sozialgeographische Entwicklung einer donauschwäbischen Ortsgemeinschaft nach der Vertreibung. Ungedruckte Dissertation, Graz 1988.
- ⁴⁷ Gromes, Gustl: St. Stephan von A bis Z. Griesheim-St. Stephan 1989, S. 34.
- ⁴⁸ Vgl. hierzu Meffert, Eckehard: Die Innovation ausgewählter Sonderkulturen im Rhein-Mainischen Raum in ihrer Beziehung zur Agrar- und Sozialstruktur. Rhein-Mainische Forschungen, Heft 64, Frankfurt 1968.
- ⁴⁹ Vgl. Meffert, a. a. O., S. 265 f.
- ⁵⁰ Ebenda, S. 268.
- ⁵¹ Ebenda.
- ⁵² Meffert, a. a. O., S. 276.
- ⁵³ Vgl. Meffert, a. a. O., S. 286 f.
- ⁵⁴ Vgl. hierzu Gromes, a. a. O., S. 119.

⁵⁵ Meffert, a. a. O., S. 274.

⁵⁶ Vgl. dazu Filko, Valentin: Gefördert, verdammt, neu entdeckt. Politisches Hickhack um das »Weiße Gold der Batschka«. In: *Der Donauschwabe* Jgg. 44, Nr. 5 vom 6. 2. 1994, S. 1, 3.

⁵⁷ Die Wiederentdeckung der Naturpflanze Hanf – Cannabis Marihuana«, Frankfurt/Main 1993.

⁵⁸ Pertschy, Paul in: Mesli/Schreiber/Wildmann (Hg.): *Filipowa – Bild einer donauschwäbischen Gemeinde*, Bd. VII, Wien 1992, S. 127–129.

⁵⁹ Vgl. *Filipowa – Bild einer donauschwäbischen Gemeinde*, Bd. VII, a. a. O., S. 96–100.

⁶⁰ Nach Auskünften Illiks in einem Gespräch mit dem Verfasser am 20. März 1993 in Neutraubling.

⁶¹ Nach Angaben von Butsch in einem Gespräch mit dem Verfasser am 29. März 1993 in Plattling.

⁶² Nach Angaben Mayers in einem Gespräch mit dem Verfasser am 22. März 1993 in Deggendorf.

⁶³ Über seinen beruflichen Werdegang und sein Leben vgl. *Menschlich gesehen. Professor Walter Kunerth*. In: *Siemens Welt, Mitarbeiterzeitschrift des Hauses* Nr. 2/93, S. 20f. und 27 sowie Nr. 1/94, S. 3–6.

⁶⁴ Laut telephonischer Mitteilung von Matthias Weifert aus Miltenberg vom 1. April 1993, der diese Feststellungen in seiner in Arbeit befindlichen Dissertation »Die Durchsetzungsdynamik von Heimatvertriebenen und Aussiedlern beim wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau Deutschlands« belegen wird.

Teil IV
Am Ende eines Zeitalters:
Aufblühen und Vergehen einer donauschwäbisch
geprägten Kultur

1. Landsmannschaftliche und kulturelle Organisationen der Donauschwaben

a) *Die Entstehung von Landsmannschaften*¹

Bundesrepublik Deutschland

In den ersten Nachkriegsjahren sorgten die Siegermächte für die planmäßige Zerstreuung der Flüchtlinge und Vertriebenen aus Ost- und Südosteuropa über ganz Westdeutschland, um ihren Gruppenzusammenhalt aufzulösen und damit ein gefürchtetes Potential an Revisionismus- und Revanchismusgefühlen von vornherein zu unterbinden. Demselben Zweck diente das Koalitionsverbot.

In dem sich langsam ausformenden westdeutschen Staat blieb den heimatvertriebenen Donauschwaben daher nur die Selbsthilfe, die anfangs unerlässliche Gemeinschaftsarbeit zu leisten. Als erster Beitrag dazu entstand bereits 1945 als Zweigstelle des Bayerischen Roten Kreuzes das Referat «Südost», das die aus diesem Raum stammenden Flüchtlinge und Vertriebenen erfasste und betreute. In gleicher Weise stellten sich die beiden Kirchen zur Verfügung. Die Fuldaer Konferenz der katholischen deutschen Bischöfe richtete für die Südostdeutschen in Frankfurt/Main die «Kirchliche Hilfsstelle» ein. Ihre Zweigstelle in München ermöglichte es Vertretern des gesamten Deutschtums aus Südosteuropa, einen erfolgreichen Erfassungs-, Beratungs-, Informations- und Betreuungsdienst aufzubauen. Das «Evangelische Hilfswerk» wiederum gründete heimatstaatliche Hilfskomitees: für die evangelischen Jugoslawiendeutschen unter Franz Hamm (1900-1988) und Bischof Franz Hein (1901-1986) und die evangelischen Rumäniendeutschen in Stuttgart, für die evangelischen Deutschen aus Ungarn unter Heinrich Reitingner in München. Die Hilfswerke leisteten wertvolle Dienste bei der religiösen Betreuung sowie der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Eingliederung ihrer Landsleute.

Als nach der bedingungslosen Kapitulation mit der Bundesrepublik Deutschland 1949 wieder ein eigenes deutsches Staatswesen entstand, nahm sich dieses als Rechtsnachfolger des Deutschen Reiches der akuten Flüchtlings- und Vertriebenenfrage besonders an: es verabschiedete die notwendigen Gesetze und richtete die erforderlichen Flüchtlingsverwaltungen auf Bundes- und Länderebene ein, vorübergehend sogar mit einem Bundesvertriebenenministerium an der Spitze.

Jetzt fiel auch das von den Besatzungsmächten verhängte Koalitionsverbot, grünes Licht also für die Gründung von Vertriebenenverbänden. Solange es eine Gruppenidentität gibt, sind Sprecher und Institutionen nötig, die die Interessen der Gruppe insgesamt vertreten und ihren Angehörigen bei der Wahrnehmung ihrer Rechte mit Rat und Tat zur Seite stehen. Auf donauschwäbischer Seite gingen die Impulse dafür von den kirchlichen Hilfs- und Betreuungsstellen aus. Nach ihrem Organisationsmuster bildeten sich die Landsmannschaften auf Landes- oder Bun-

desebene den donauschwäbischen Herkunftsstaaten entsprechend; auf unterer Ebene geschah dies – vor allem im Hinblick auf die manchmal nicht allzu grosse Zahl – oft auf gesamt-donau-schwäbischer oder sogar südostdeutscher Basis.

Der unselige Hang zum Partikularismus, bereits in der alten Heimat ein starker Belastungsfaktor, setzte sich nach 1945 fort. In der BR Deutschland bildeten sich sechs Landsmannschaften aus: die Landsmannschaft der Deutschen aus Jugoslawien unter dem Vorsitz von Franz Hamm, Adam Krämer, Christian Brücker (1980-1992) und Jakob Dinges (seit 1992); die Landsmannschaft der Banater Schwaben aus Rumänien unter der Führung von Anton Valentin, Michael Stocker, Josef Schmidt und Jakob Laub; die Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn mit ihren Sprechern Ludwig Leber, Heinrich Reiting, Hans Sauter und Paul Striffler; die Landsmannschaft der «Donau-Deutschen» in der Pfalz und im Saarland unter Stefan Rettig und Josef Jerger; die Landsmannschaft der Sathmarer Schwaben unter der Leitung von Stefan Schmid, Franz Einholz und Helmut Berner sowie eine Splitterlandsmannschaft der Ungarndeutschen, die sich seit 1990 mit der grösseren Gruppe zusammenfand.

In jüngster Zeit versuchen die Banater Schwaben, ohnedies in Jugoslawien- und Rumäniendeutsche aufgeteilt, sich von den übrigen Donauschwaben organisatorisch zu trennen und sich als eigene Gruppe zu bestimmen. Dieser Wirrwarr erschwerte nicht nur das Gewinnen einer einheitlichen Linie nach aussen – der Versuch, eine übergreifende Landsmannschaft der Donauschwaben mit dem Sitz in Ulm zu gründen, scheiterte in den fünfziger Jahren kläglich – sondern führte immer wieder zu internen Spannungen, die eine sinnvolle Arbeit oft sehr erschwerten. Allerdings fasste der «Südostdeutsche Rat», 1951 in Bonn gegründet, alle südostdeutschen Landsmannschaften zusammen. Ihr Vorsitzender Josef Trischler (1903-1975), Abgeordneter in Belgrad, Budapest und Bonn (1949-1953), baute sich ein effizient arbeitendes Gremium auf und hielt engsten Kontakt zum «Bund der Vertriebenen». In gleichem Sinne wirkten seine Nachfolger Michael Stocker (1974-1986) und Isidor Lasslob.

Die Landsmannschaft muss Kristallisationskern für das Eigenleben der von ihr vertretenen Gruppe sein. Diesem Anspruch entsprechend nimmt sie praktische, gesellschaftliche, kulturelle und politische Aufgaben wahr.

Zunächst ist sie Ansprechpartner für alle Landsleute. Die Landsleute zu erfassen, Beratungs- und Hilfsstelle zu sein bei Lastenausgleichs-, Eingliederungs- und Rechtsproblemen sowie die «bürokratische» Eingliederung selbst in die Wege zu leiten, waren wohl ihre wichtigsten Betreuungsbereiche.

Dem Bedürfnis der Donauschwaben nachkommend, die landsmannschaftliche Nähe und «die Heimat auch in der Fremde» zu suchen, stellt die Landsmannschaft das einigende Band dar, das die Identität ihrer Gruppe verbürgt. In diesem Zusammenhang hiess es, Bundes- und Landes-treffen zu veranstalten, Begegnungsstätten zu errichten und Heimatortsgemeinschaften zu gründen, um die diesbezüglichen Vorstellungen der Landsleute zufriedenzustellen.

«Die Wahrung des kulturellen Erbes» heisst wohl die wichtigste Verpflichtung, die der Landsmannschaft obliegt. Mit dem Aufbau eigener kultureller Institutionen, wie Archive, Museen, Kulturwerke, landeskundlicher Institute oder der Herausgabe von Zeitungen, der Veranstaltung von Tagungen, der Erstellung von langfristigen Planungen sowie Durchführung eigener Projekte versucht sie, dieser gerecht zu werden.

Nicht zuletzt ist die Landsmannschaft der Vertretungskörper einer Gruppe. Als ihr Sprecher aufzutreten, Verbindungsglied zu den Landesregierungen bzw. zur Bundesregierung zu sein, zu aktuellen Fragen und Problemen Stellung zu beziehen, politische Richtlinien auszugeben, sind unverzichtbare Elemente einer beanspruchten Führungsrolle.

Österreich²

Aufgrund seiner geographischen Lage bildete Österreich den Schnittpunkt der Völkerwanderung, die sich während und nach Ende des Zweiten Weltkrieges nach Westen ergoss und 500'000 Vertriebene und Flüchtlinge ins Land führte. Der grösste Teil von ihnen fand in 150 privaten und über 80 Bundeslagern, in Notunterkünften einzelner Baufirmen sowie in Gutshöfen und kleineren Landwirtschaftsbetrieben notdürftige Unterkunft. Unter ihnen befanden sich zunächst 200'000 Donauschwaben. Wegen dieser unbefriedigenden Verhältnisse wanderte eine erhebliche Zahl nach Westdeutschland, Frankreich und Übersee ab, so dass schliesslich 120'000 Donauschwaben für immer in Österreich blieben.

Da Österreich – im Gegensatz zu Deutschland – keine internationalen Verträge dazu zwangen, Volksdeutsche aufzunehmen und einzugliedern, verzögerte sich trotz Arbeitskräftemangels und geschätzter Arbeitsmoral der Neubürger deren rechtliche Integration. Als gemeinsame Interessensvertretung der Donauschwaben entstand im August 1949 in Salzburg die «Donauschwäbische Arbeitsgemeinschaft» (DAG) mit dem Sitz in Wien. Ihr gehören sieben einzelne donauschwäbische Landsmannschaftsvereinigungen auf Länderebene an. Vorsitzende waren Valentin Reimann und Sebastian Werni (bis 1983), gegenwärtig befindet sich Rudolf Reimann (seit 1983) an der Spitze.

In der Frage der Vermögensentschädigung versuchten der österreichisch-deutsche Finanzvertrag von Bad Kreuznach im Jahre 1962 und weitere Vereinbarungen in der Folgezeit die gegenüber den deutschen Leistungen benachteiligten österreichischen Heimatvertriebenen zu entschädigen.

Zur Pflege donauschwäbischer Kultur und Forschung sowie zur Betreuung von Archiven und Bibliotheken entstanden eine Reihe von Instituten: das «Kulturinstitut der Donauschwaben» in Wien, das «Donauschwäbische Bibliographische Archiv» in Graz, der «Kulturverein der Heimat vertriebenen» in Wels und das «Donauschwäbische Zentralarchiv» im Haus der Donauschwaben in Salzburg.

b) Gesamtdonauschwäbische Einrichtungen

Die Patenschaft des Landes Baden-Württemberg und das Haus der Donauschwaben³

Patenschaften, von Städten oder Bundesländern übernommen, erwiesen sich als «Sponsoren» der donauschwäbischen Kulturarbeit. Derartige Verbindungen kamen bereits in den fünfziger Jahren zustande. Hilfe freilich ward nur dem zuteil, der eigene Kräfte einzusetzen bereit war. Auf dem «Tag der Donauschwaben» 1954 in Esslingen übernahm das Land Baden-Württemberg... *in Anbetracht der engen stammesmässigen Verbundenheit der Bevölkerung des Landes Baden-Württemberg mit der Volksgruppe der Donauschwaben ...*» die Patenschaft über die auf mehr als 30 Staaten zerstreuten Schwaben aus dem Südosten. Zehn Jahre später tat die Stadt Sindelfingen ein gleiches für den Bundesverband der Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien. Die Patenschaftsrichtlinien verpflichten die Stadt, Einrichtungen für Tagungen und die Präsentation donauschwäbischer Künstler zur Verfügung zu stellen, donauschwäbisches Kulturgut sammeln zu helfen, kulturelle Veranstaltungen der Jugoslawiendeutschen ins Leben der Stadt und deren Schriften in die Stadtbücherei einzubeziehen und die Patenschaft in allen Bildungsstätten der Stadt angemessen zu berücksichtigen. Die Umsetzung dieser Richtlinien kostet die Stadt jährlich 200'000 DM, die im Haushalt fest verankert sind. Diese vorbildliche Verwirklichung der Patenschaft prädestinierte den aufstrebenden Ort dazu, Heimstätte für das «Patenschaftsgeschenk» des Landes zu werden, für das «Haus der Donauschwaben», das gei-



Abb. 35: Patenschaftsurkunde der Stadt Sindelfingen

stig-kulturelle «Herz» der Volksgruppe. Die Weichen für den Bau stellten die Beschlüsse auf dem Tag der Donauschwaben 1966 in Sindelfingen.

Die Einweihung und Übergabe des Hauses erfolgten im Jahre 1970. Es stellte ein Gemeinschaftswerk der Donauschwaben aus aller Welt dar, da die weit über 100 Stifteranteile von bis zu 10'000 DM, gespendet von Heimatortsgemeinschaften und Privatpersonen, einen wesentlichen Teil der Bausumme von ca. 1,5 Mill. DM ausmachen. Das Land Baden-Württemberg beteiligte sich mit 900'000 DM, die Stadt Sindelfingen stellte den Baugrund, die Baubetreuung, die personelle und materielle Ausstattung sowie Geldmittel und Leistungen für einen Erweiterungsbau von 360'000 DM Gesamtkosten zur Verfügung, der Bund steuerte Mittel für eine einmalige Innenausstattung bei.

Als Träger fungiert der «Verein Haus der Donauschwaben e.V.», der nach einer von der landsmannschaftlichen Dachorganisation, dem «Bund donauschwäbischer Landsmannschaften», ausgearbeiteten und der Mitgliederversammlung des Patenschaftsrates genehmigten Satzung arbeitet. Zu den Mitgliedern gehören der Bund, das Patenland Baden-Württemberg, die Stadt Sindelfingen sowie die fünf landsmannschaftlichen Gruppen aus den drei Herkunftsländern. Der Vorstand besteht aus drei Mitgliedern mit dem Oberbürgermeister von Sindelfingen an der Spitze. Die Geldgeschäfte betreut der Stadtpfleger und die Geschäftsführung des Hauses der

Leiter des Patenschaftsbüros (Jakob Wolf und Stefan Sehl). Der Mitgliederversammlung gehören neben den genannten ordentlichen auch beratende Mitglieder an, unter ihnen alle Stifter und Stiftergemeinschaften.

Sinn und Zweck des Hauses⁴ bestehen darin, das eigentliche Patenschaftsanliegen zu verwirklichen: die bedeutenden Kulturleistungen der Donauschwaben im Donauraum sichtbar zu machen, dem geistig-kulturellen Erbe eine dauernde Heimstatt zu geben, Mittelpunkt und Treffpunkt für die Donauschwaben in aller Welt und Begegnungsstätte mit den Nachbarvölkern von einst zu sein. Daher wird auch der vom Land seit 1966 gestiftete «Donauschwäbische Kulturpreis» mit einem Haupt- und Förderpreis sowie einer Ehrengabe hier an bedeutende Persönlichkeiten des donauschwäbischen Kulturlebens verliehen. Mit Aula und Vortragssaal, einem Küchenbetrieb für Tagungsbedürfnisse, einem Museumssaal mit donauschwäbischer Bauernstube, zwei Sitzungsräumen, Geschäftsstellen der Landsmannschaften, musealen und volkskundlichen Sammlungen, einer Bücherei mit 10'000 Bänden sowie Ausstellungsmöglichkeiten in einem schön gestalteten Foyer bietet das Haus alle Voraussetzungen, den an es gestellten Ansprüchen gerecht zu werden. Es entwickelte sich zu einem «Hort des Geistes», zu einer Erinnerungsstätte heimatlichen Lebens sowie zu einer Begegnungsstätte offener und verständigungsbereiter Bürger.

Ferner bestehen Patenschaften zwischen der Stadt Gingen und dem donauschwäbischen Siedlungsgebiet der unteren Baranya, der Stadt Rastatt und der donauschwäbischen Siedlung Entre Rios sowie weiteren 20 baden-württembergischen Städten zu donauschwäbischen Ortschaften.

Das «Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde» in Tübingen⁵

Den Anstoss zur Gründung des Instituts gab ein Versprechen des ehemaligen Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg Lothar Späth 1984 auf einer Feier zum dreissigjährigen Gründungsjubiläum der Landespatenschaft. Der Gründung unmittelbar voraus ging die in Stuttgart gezeigte Ausstellung «Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa», die anschliessend als Wanderausstellung im Lande Besucherrekorde verzeichnete. Dieser durchschlagende Erfolg räumte die letzten Hindernisse aus dem Weg, so dass das Institut am 1. Juli 1987 in der altherwürdigen Universitätsstadt Tübingen seine Tore öffnen konnte. Zum ersten Leiter bestellte das Innenministerium den Ordinarius für mittelalterliche Geschichte an der Universität Tübingen Harald Zimmermann, einen gebürtigen Siebenbürger Sachsen.

Aus kleinen Anfängen entwickelte Zimmermann bis zu seinem pensionsbedingten Ausscheiden 1992 ein Institut mit beachtlicher Ausstrahlung. Dank einer klaren Konzeption und seiner Verbindungen zur Universität und zur gelehrten Fachwelt begann ein planmässiger Aufbau. Fünf wissenschaftliche Projekte sollten den Grundstein legen für eine Bestandsaufnahme, die dem Institutsnamen Ehre macht: Eingliederung der deutschen Vertriebenen in Baden-Württemberg, eine das ganze Land flächendeckend erfassende Untersuchung der Auswanderung in den Donauraum, Darstellung der Kulturbeziehungen zwischen den südosteuropäischen Siedlungsgebieten untereinander und dem deutschen Mutterland, die Erstellung eines Wörterbuchs der donauschwäbischen Handwerkersprachen sowie die Erfassung der «donauschwäbischen» Mundarten mit dem Fernziel eines Lexikons und Sprachatlas.

Neben seiner wissenschaftlichen Forschungs- und Sammeltätigkeit organisiert das Institut Dichterlesungen und jährlich eine wissenschaftliche Tagung, in der Regel in Zusammenarbeit mit anderen südostdeutschen Institutionen wie Südostdeutsches Kulturwerk, Gerhardswerk oder Südostdeutsche Historische Kommission. Letztere verlegte in diesem Zusammenhang ihren Sitz in das Institut, mit dem sie seither auch personell verbunden ist und eng zusammenar-



Abb. 36: Haus der Donauschwaben in Sindelfingen



Abb. 37: Referenten und Mitarbeiter im Haus der Donauschwaben

beitet. Besondere Sorgfalt legen die Institutsleiter Zimmermann und seit 1992 Horst Förster auf den Aufbau der Bibliothek, die den einschlägigen wissenschaftlichen Bedarf im ganzen Lande decken soll. Sie profitieren dabei auch von Nachlässen bekannter donauschwäbischer, ja südosteuropäischer Persönlichkeiten. Der ständig anwachsenden Bibliothek angeschlossen sind ein Archiv sowie Sammlungen verschiedenster Art (Dias, Karten, Ansichtskarten).

Als Professoren an der Tübinger Universität fällt den Leitern des Hauses die Erfüllung des Regierungsauftrages leicht, in die Universität hineinzuwirken: neue Erkenntnisse verbreiten, Sammlungen als Quellen für Magister- und Doktorarbeiten anbieten, Lehrveranstaltungen über Kultur und Geschichte der Donauschwaben abhalten sind die entsprechenden Ansatzpunkte. *«Der Grundtenor allen Wirkens in diesem Institut ist Versöhnung und Verbrüderung, Zusammenarbeit und Freundschaft über alle Gräber und Gräben hinweg...»*⁶

Das Südostdeutsche Kulturwerk

Als das Koalitionsverbot der Alliierten gefallen war, bestand bei den vertriebenen Südostdeutschen von Anfang an das Bedürfnis, ihr kulturelles Erbe zu sammeln und zu sichern. Als noch dazu ein eigenes Vertriebenengesetz Bund und Länder verpflichtete, das *«Kulturgut der Vertriebungsgebiete als ein Gut des gesamten deutschen Volkes zu erhalten und zu fördern, ihre Museen und Bibliotheken zu sichern, zu ergänzen und auszuwerten sowie Einrichtungen des Kulturschaffens und der Ausbildung, der Wissenschaft und Forschung sicherzustellen und zu unterstützen»*⁷, waren alle Weichen für die Verwirklichung dieses Vorhabens gestellt. Im März 1951 entstand so die «Südostdeutsche Forschungsstelle», die später die Namen «Südostdeutsche Kultur- und Forschungsstelle» und schliesslich «Südostdeutsches Kulturwerk» erhielt. Wahrung, Erforschung und Darstellung der deutschen Kulturleistungen in und aus Südosteuropa bildeten von Anfang an die wesentlichen Aufgaben dieser Einrichtung; heute treten die Rettung und Bergung deutschen Kulturgutes aus dem Donauraum als ergänzende Ziele hinzu.

In den über vierzig Jahren seines Bestehens kann das Südostdeutsche Kulturwerk eine Reihe stolzer Leistungen vorweisen. Seine wichtigste ist wohl die renommierte Kulturzeitschrift «Südostdeutsche Vierteljahresblätter», die während ihrer Erscheinungszeit seit 1951 in besonderem Masse von dem Siebenbürger Sachsen Heinrich Zillich und dem Banater Schwaben Hans Dipplich geprägt wurden. Ihren Inhalt würdigt Zillich:

*«Es entstanden Aufsatzreihen über das Schulwesen, die grossen Soldaten, über Kunst und Theater, Musik, Literatur, Museen, Wirtschaft der Südostdeutschen, über die Weltkriege und deren Folgen und über die Nachbarvölker unseres Schicksals; das erwuchs neben vielem sonstigen, eigentlich aus sich selber durch den Dienst für die Landsleute, zum Abbild und zur Wesensschau all ihrer Daseinsregungen in der Vergangenheit und Gegenwart, und es weist Wege in die Zukunft!»*⁸

Die über 100 Buch Veröffentlichungen gliedern sich in die Reihen «Kultur und Dichtung», «Wissenschaftliche Arbeiten», «Erinnerungen» und die «Kleine Südostreihe».

Mit dem Kulturwerk arbeiteten aufs Engste zusammen und verfolgten die gleichen Ziele der «Südostdeutsche Studentenring», der sich zusammen mit seiner Zeitschrift «Südostdeutsche Semesterblätter» inzwischen aufgelöst hat, und die «Arbeitsgemeinschaft Donauschwäbischer Lehrer», deren Organ, die «Donauschwäbischen Lehrer- und Forschungsblätter» mit fachpädagogischen und ost- bzw. südostkundlichen Beiträgen seit 1955 ununterbrochen erscheint.

Ein grosses Anliegen des Kulturwerks ist die Förderung der Kunst durch Organisation von Ausstellungen, Dichterlesungen, der Herausgabe von Publikationen sowie der Förderung von besonderen Projekten.

Schliesslich bemüht sich das Kulturwerk, das Andenken an bekannte südostdeutsche Persönlichkeiten durch eigene Feierstunden wachzuhalten sowie verdienstvolle Persönlichkeiten aus dem südostdeutschen Kulturleben der Gegenwart mit der Verleihung der Adam Müller-Guttenbrunn-Plakette zu ehren. Die verschiedenen Leiter des Kulturwerks waren Fritz Valjavec, Franz Hamm, Josef Haltmayer, gegenwärtig steht ihm Franz Hutterer vor.

Das St. Gerhardswerk⁹

Im April 1952 riefen jeweils fünf Persönlichkeiten der donauschwäbischen Herkunftsländer den «Arbeitskreis südostdeutscher Katholiken» ins Leben, der sich 1955 auf Vorschlag Hans Diplachs den Namen Gerhardswerk gab, 1986 in «St. Gerhardswerk» umgewandelt. Damit betonte dieser kirchliche Laienverband seine Verbundenheit zum Märtyrer Gerhard von Sagredo (980-1046), dem ersten Bischof der Tschanader Diözese.

Seit seiner Gründung führt das St. Gerhardswerk jährlich eine Reihe kirchlich-kultureller Veranstaltungen durch: Eingliederungs- und Studientagungen, Wallfahrten nach Altötting, Bad Niedernau, Ellwangen, Spaichingen und Speyer, regional- sowie gesamt-donauschwäbische Priestertreffen u.a. Sein Ziel ist es somit, die Tätigkeiten der donauschwäbischen Landsmannschaften und Institutionen aktiv mitzugestalten und sie vom christlichen Standpunkt her zu vertiefen. Seit 1956 erscheint einmal monatlich das Organ des Vereins, der «Gerhardsbote». Als Vorstände fungierten Josef Haltmayer, Andreas Straub und Franz Wesinger.

1959 rief Prälat Josef Nischbach das «Südostdeutsche Priesterwerk Sankt Gerhard» ins Leben, eine Organisation der donauschwäbischen Priester aus den Diözesen der alten Heimat. Es verfolgt das Ziel, die Gemeinschaft und den Zusammenhalt untereinander sowie den Kontakt mit dem Diözesanklerus in den Heimatbistümern zu erhalten und zu pflegen. Viermal jährlich erscheint der «Quartalbrief» als Organ dieser Priesterorganisation.

Eine sinnvolle Ergänzung erfährt die kirchlich betreute Kulturarbeit der Donauschwaben durch das 1987 entstandene «Institut für donauschwäbische Kirchen- und Kulturgeschichte», Nachfolger des 1967 gegründeten Arbeitskreises für donauschwäbische Kirchengeschichte.

Die Donauschwäbische Kulturstiftung¹⁰

«In der Regel erhalten Forscher, die sich mit donauschwäbischen Fragen befassen, kaum von irgendeiner Stelle finanzielle Zuwendungen; sie bringen also nicht nur Zeit und Arbeit auf, sie greifen in der Regel dabei in nicht unbeträchtlichem Masse in die eigene Tasche. Liegt dann eine Arbeit druckreif vor, findet sich nur mit Mühe oder überhaupt nicht eine Stelle, die die Finanzierung der Veröffentlichung übernimmt. Dafür ist in der Regel kein Geld da. Dieser Krebschaden ist aber geeignet, in absehbarer Zeit donauschwäbische Forschung zum Erliegen zu bringen.»¹¹ Diese ungünstigen Auspizien für eine donauschwäbische Forschungsarbeit veranlassten auf Initiative von Josef Senz eine Handvoll donauschwäbischer Idealisten, im Juni 1978 in München die «Donauschwäbische Kulturstiftung e.V.» zu gründen. Getragen von dem Bewusstsein, dass Kultur nicht eine Frage des Geldes, sondern des Geistes ist und dass die donauschwäbische Erlebnis- und beginnende Bekenntnisgeneration sich darauf einstellen muss, biologisch in ihrer Endzeit zu leben, sollte die Kulturstiftung ihr Vermächtnis an die nachrückende Generation sein. Von Anfang an richteten die Gründer ihre Arbeit bundesweit aus und bemühten sich, ihre Anliegen mit dem Dachverband der Donauschwaben und dem Haus der Donauschwaben in Sindelfingen abzustimmen. Das Kernstück ihrer Arbeit erblickt die Stiftung

in der Förderung donauschwäbischer Forschungs-, Dokumentations- und Publikationsarbeit: in Form von eigenen Projekten mit Mitarbeitern aus ihrer Mitte, aber auch durch Vergabe von Zuschüssen bzw. Übernahme der Drucklegung und Herausgabe von Arbeiten mit gesamt-donauschwäbischem Zuschnitt. Die beiden wichtigsten Eigenprojekte, die gegenwärtig ihre Realisierung erfahren, sind die drei Bände «Weissbuch der Deutschen aus Jugoslawien» sowie das ebenfalls drei Bände umfassende «Handbuch der donauschwäbischen Geschichte». Insgesamt hat die Kulturstiftung seit Beginn ihres Bestehens über 30 Bücher und Schriften herausgegeben, darunter eine Festschrift zur eigenen Zehnjahresfeier, 22 weitere Publikationen wesentlich gefördert und 14 Arbeits- und Studientagungen abgehalten.

Auf diese Weise bemüht sich die Donauschwäbische Kulturstiftung, ein donauschwäbisches Bewusstsein auch fast 50 Jahre nach der Vertreibung aus der alten Heimat zu bewahren und die eigene Identität als besondere Spielart der deutschen Kulturvielfalt zu deren Bereicherung zu erhalten. Die Führung der Stiftung lag bis 1988 in den Händen von Josef V. Senz, seither ist Hans Sonnleitner ihr Vorsitzender.

Die «Arbeitsgemeinschaft donauschwäbischer Lehrer» (AdL)¹²

Der Wille, sich in den unsicheren und von materieller Not geprägten Nachkriegsjahren in einer fremden Umwelt existentiell zu behaupten, kollegiale Hilfe zu gewähren und unter veränderten Umständen beruflich wieder Fuss zu fassen, führte 1947 auf einem Lehrertreffen in Regensburg zur Gründung der «Arbeitsgemeinschaft Donauschwäbischer Lehrer». Bereits die ersten Aktionen der AdL verdeutlichten ihre Grundkonzeption: es entstanden ein Arbeitsausschuss, ein «Sozialer Hilfsfond» und ein «Arbeitskreis für donauschwäbische Volkskunde und Heimatgeschichte». Jährlich führten Lehrertagungen breite Kreise der donauschwäbischen Lehrerschaft zusammen und machten sie mit landsmannschaftlichen sowie berufsständischen Problemkreisen vertraut.

Ihre klare Organisations- und zukunftsweisende Arbeitsplattform erarbeitete sich die AdL auf ihrer Jahresversammlung im August 1952. Sie machte Josef Senz (Jugoslawien) zum geschäftsführenden, Josef Schmidt (rumänisches Banat) und Anton Tafferner (Ungarn) zu Mitvorsitzenden und berücksichtigte damit alle drei Heimatstaaten. Der Vorstand blieb in dieser Zusammensetzung bis 1981 im Amt und bestimmte somit massgeblich Zielvorstellungen und Arbeitsweise ihrer Organisation: Herstellung und Festigung kollegialer Kontakte; Rechtsberatung in Standesfragen; Pflege des geistigen Erbes der alten Heimat, aber genauso sinnvolle und harmonische Eingliederung in die binnendeutschen Schul Verhältnisse. Ebenso begann mit dem Erscheinen der «Donauschwäbischen Lehrerblätter, später «Donauschwäbische Forschungs- und Lehrerblätter» ein neuer Abschnitt. Sie behandeln neben berufsständischen Fragen die Heimatgeschichte und Ostkunde, geben unterrichtspraktische Anregungen, diskutieren landsmannschaftliche Probleme und literarische Fragen, ermöglichen einen Überblick zur neuesten fachbezogenen Literatur und knüpfen in vielfältiger Weise ein einigendes Band unter der Lehrerschaft.

Besonders hervorzuheben ist die Publikationsarbeit der AdL. Sie schuf sich eine eigene Schriftenreihe, gab den «Donauschwäbischen Lesebogen», das «Heimatsbuch der Donauschwaben» sowie das ostdeutsche Lesebuch «Zwischen Ostsee und Donau» heraus und gestaltete den Baustein «Die Donauschwaben im Unterricht» sowie die Bildwandkarte «Die Deutschen in den Donauländern».

Seine Weltoffenheit bewies der Lehrerverband mit dem Anliegen, zahlreiche Kontakte zu deutschen Schul vereinen und -verbänden in Nordamerika, Südamerika und Australien herzustellen. Ebenso Herzenssache ist die Jugendarbeit.

Damit bietet die AdL das Bild eines gut organisierten, geschlossenen, erfolgreich arbeitenden und zukunftsorientierten Verbandes.

2. Bedeutende Persönlichkeiten des donauschwäbischen Kulturlebens¹³

Eins mit den Dingen und doch auf Distanz – Hans Diplich, der bedeutende Lehrer, Dichter und Kulturpolitiker aus dem Banat

Hans Diplich¹⁴ wurde am 23. Februar 1909 in der Banater Gemeinde Grosskomlosch im alten Ungarn geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in seinem Heimatort wechselte der junge Diplich an das Deutsche Staatliche Realgymnasium in Temeswar über, der ersten deutschsprachigen höheren Schule des Banats. Hier erfuhr der offene und bildungswillige junge Schüler eine gediegene Erziehung auf der Grundlage eines gesunden Deutschtumsbewusstseins, sozialer Aufgeschlossenheit und eines weltanschaulichen Liberalismus im Sinne Adam Müller-Guttenbrunns. Nach der Reifeprüfung 1927 studierte Diplich in Bukarest, Leipzig und Münster (Westfalen) Germanistik und Rumänistik.

Obwohl er das Berufsziel Gymnasiallehrer anstrebte und die Lehrtätigkeit in der Zeit von 1933 bis 1941 an der «Banatia», einem katholisch-deutschen Knabenlyzeum, auch ausübte, gingen Diplichs Neigungen und Vorstellungen weit über sein enges Berufsfeld hinaus. Er gestaltete vielmehr in dieser Zeit das Banater Kultur- und Geistesleben entscheidend mit: er sammelte in Nikolaus Engelmann, Heinrich Erk, Josef Gabriel d. J., Fritz Hack, Hans Wolfram Hockl, Rudolf Hollinger, Oskar Junkers, Hans Mokka, Hans Schäfer, Anni Schmidt-Endres und Hilde Martini-Striegl einen Kreis junger Banater Schriftsteller um sich und schuf ihnen in den von ihm herausgegebenen «Banater Blättern» ein Sprachrohr; gleichzeitig arbeitete er an den «Banater Monatsheften» Anton Valentins mit; als sich 1941 im jugoslawischen Banat ein autonomes deutsches Schulwesen entfalten konnte, wirkte er als Schulleiter der Haupt- und Oberschule in Weisskirchen.



Abb. 38:
Hans Diplich

Es folgten ab Herbst 1944 die Jahre der Entwurzelung und das Elend des Flüchtlingsdaseins: zunächst seine Flucht im Zuge der als Kinderlandsverschickung getarnten Evakuierung seiner Schüler, Lagerleben in Böhmen und Bayern, 1945-1947 Tätigkeit als Aushilfslehrer in Rattenberg im Bayerischen Wald, 1948-1951 Mitarbeit in der «Kirchlichen Hilfsstelle» München und schliesslich 1953-1954 Lehrtätigkeit im Lager Föhrenwald bei München. In dieser so schweren Zeit des Heimatverlustes und Neuanfangs war Diplich unentwegt am Werk, für seine Landsleute materielle Not zu beseitigen, seelische Not zu lindern und die Heimatlosigkeit geistig zu bewältigen. Mit ganzer Hingabe widmete er sich allem, was stärkt und neuen Mut verleiht. Tausenden seiner Landsleute in deutschen und österreichischen Barackenlagern oder den armseligen Hütten in der rumänischen Baragansteppe versuchte er über Einschaltung amerikanischer Hilfsstellen und des donauschwäbischen «Wohltäters» aus den USA, Nikolaus Pesch, unter die Arme zu greifen. In «Christ unterwegs» veröffentlichte er den Artikel «Lied und Leid in den Lagern der Südostdeutschen», zahlreiche weitere Aufsätze, wie «Das Lager, ein Symptom unserer Zeit», «Die Donau, unser Schicksalsstrom», «Donauschwaben siedeln» zeigen ihn bei der Aufgabe, das erlittene Leid und Schicksal seiner Landsleute auszusprechen, zu analysieren, erfahrbar zu machen und damit geistig zu bewältigen.

Ebenso wichtig schien es ihm, den donauschwäbischen Heimatvertriebenen wieder ein geistiges Fundament zu errichten. So war er Mitbegründer von «Christ unterwegs», des «Volksboten», des «GerhardsWerkes», der «Banater Landsmannschaft», des «Südostdeutschen Kulturwerkes» und seiner Zeitschrift der «Südostdeutschen Heimatblätter» (seit 1955 «Südostdeutsche Vierteljahresblätter»). Zehn Jahre also stellte sich Diplich ganz in den Dienst an der Gemeinschaft, kümmerte sich gerade um die einfachen und sozial schwächeren Leute. Bezeichnend für ihn ist jedoch, dass er sich nicht damit begnügte, Verbindungen spielen und aufgetriebene Gelder arbeiten zu lassen, sondern dass er sich um seine Landsleute unmittelbar, von Mensch zu Mensch und unter Einsatz seiner eigenen Persönlichkeit, kümmerte. Damit erweist er sich als Christ im Sinne der Bergpredigt und als Vertreter eines dynamischen, weiterwirkenden Humanismus.

Erst 1954 gelang es Diplich, trotz seiner in Deutschland nicht zugelassenen Fächerverbindung Deutsch und Rumänisch, wieder als Gymnasiallehrer in den Schuldienst übernommen zu werden. Von 1954 bis 1966 wirkte er am Gymnasium in Schwenningen und von 1966 bis zu seiner Pensionierung 1972 am Mädchengymnasium in Homburg/Saar, baute sich in Frankenholz ein Haus und widmete sich während der Ruhestandszeit ausgiebig seinen geistigkulturellen Neigungen.

Gleichsam als Nachklang aus der alten Heimat, aus Sehnsucht nach dem deutsch-rumänischen Heideboden veröffentlichte Diplich 1953 im Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks seine Nachdichtungen «Rumänische Lieder» und 1963 deren zweiten Teil. Mit feinem Einfühlungsvermögen erfasste Diplich die ihm wesensverwandte grosse Sehnsucht und das geheimnisvolle Einssein zwischen Mensch und Natur als Themen der rumänischen Volksdichtung. Die kongeniale Übertragung bezeugt seine Meisterschaft im Übersetzen.

Dasselbe gilt für die 1967 erschienenen «Stimmen aus der Pussta». Alle aus dem Magyarischen übersetzten Gedichte atmen *«ein(en) Hauch der Pussta, ihres weiten Himmels mit dem Glück, dem Weh und der Sehnsucht ihrer Bewohner.»*¹⁵

«Heimat im Herzen» haben jedoch auch die lyrischen Eigenschöpfungen Diplichs. Die 1960 veröffentlichten «Südöstlichen Weisen» fassen die Gedichte aus der alten Heimat zusammen: Verse im Ton der «Rumänischen Lieder», bestimmt von der Weite der Ebene und der schöpferischen Kraft ihrer Menschen.

Sein lyrisches Gesamtwerk, von den Nachdichtungen rumänischer Hirtenballaden, ungarischer

Volkswesen und serbokroatischer Lieder der Spätzeit bis zu den eigenen Weisen ist gestimmt auf Tieflandmusikalität, an George und Hofmannsthal erinnerndes «klassisches» Ebenmass und inhaltlich auf das Thema einfaches Landleben. «*Es sind Heimaterlebnisse ganz persönlicher Tönung, in denen das Auge Formen und Zusammenhänge entdeckt und mit Einfühlungsvermögen ausdeutet.*»¹⁶

Es ist bezeichnend für Diplich, dass es ihn in gleicher Weise wie zur Lyrik zur wissenschaftlichen Darstellung drängte. Die Zuflucht zum Historischen bedeutete ihm Absicherung gegen das unbeständige, unruhige Heute und die Hoffnung, durch das Ausfiltern des allgemein Gültigen diesem Dauer zu verleihen zu können. Ganz aus diesem Bemühen erwuchs sein Hauptwerk «Die Domkirche in Temeswar», 1972. Er schildert darin also nicht nur die Baugeschichte des Domes, sondern versucht darüber hinaus einerseits die gesamte Kunst- und Kulturgeschichte des Banats im 18. Jahrhundert, andererseits die barocken Stilformen im donauschwäbischen Raum zu erfassen. Friedrich Lotz urteilt: «... Sowohl das eingesehene und ausgewertete Archivmaterial als auch die verarbeitete alte und neueste Literatur übersteigen das gewöhnliche Mass bei Weitem. Diplich wollte mit eisernem Fleiss und dem Schatz seines Wissens ein grundlegendes Standardwerk schaffen.»¹⁷ Ein weiteres bedeutsames Prosawerk ist das 1975 vorgelegte Buch «Essay», eine Sammlung von Aufsätzen, Reden, Buchbesprechungen u.a. Er durchleuchtet darin alle Bereiche des donauschwäbischen Kulturlebens und gibt dazu seine eigenwilligen, aber stets treffenden, prägnanten Stellungnahmen. Es handelt sich daher ebenfalls um ein ungewöhnliches Werk, da es, was Vielfalt wie Qualität und Gehalt der Beiträge anbelangt, in der donauschwäbischen wissenschaftlichen Literatur einzigartig dasteht.

Hans Diplich ist ein typischer Sohn der Banater Heide. Landschaftliche Weite, Verwurzelung im Heimatboden, Kolonistentradiation und Begegnung mit anderen Völkern sind Komponenten, die den jungen Bauernsohn schon in seiner Kindheit prägten. Die weiche, etwas schwermütige «Melodie der Ebene» befruchtete sein eigenes Dichtertum; die natürliche Selbstbeschränkung des Lebens und das von Arbeit erfüllte Dasein im Dorfe weckten seinen «sozialen Sinn» und machten ihn zu einem «Stillen im Lande», der lautes öffentliches Auftreten, Vereinsmeierei und tagespolitischen Streit in gleicher Weise verabscheute; das Aufwachsen in einem deutsch-rumänischen Dorf, das Leben im alten Ungarn, verbunden mit einer aussergewöhnlichen Einfühlungsgabe, ermöglichten ihm die so trefflichen Nachdichtungen rumänischer und ungarischer Gedichte; schliesslich erwuchs aus dem Erlebnis, dass seine schwäbischen Landsleute stets die Knute des magyarischen Chauvinismus erdulden mussten, sein gesamt-donauschwäbisches Verantwortungsbewusstsein, das ihn bei der freiwilligen Übernahme gemeinschaftsdienlicher Aufgaben stets an vorderster Stelle sah.

Als «Weisen» kann man einen Menschen bezeichnen, der das Leben kennengelernt hat, wie es ist, also über reiche Erfahrung und nüchternen Wirklichkeitssinn verfügt. Diese Eigenschaften ermöglichen es ihm, mit den wesentlichen Dingen «eins» zu sein und heiter-gelöst über den alltäglichen, wozu auch das Politische und Wirtschaftliche gehören, zu stehen. Er lebt zwar konsequent aus seinen reflektierten Wertvorstellungen, weil er mit ihnen «eins» ist, legt aber anderen Weltanschauungen gegenüber Toleranz an den Tag; es handelt sich jedoch um eine «aktive Toleranz», geprägt von fast kämpferischem Eintreten für das eigene geistige Beziehungsfeld, an dem sich die anderen messen lassen müssen. Dieses kämpferische Element verknüpft sich mit einem Einsatz für bestimmte Ideale, an die sich der Weise freiwillig bindet. Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der dies geschieht, und das «Schöpferische», das daraus entspringt, schaffen das in sich «stimmige», abgerundete Persönlichkeitsbild, das die Umwelt überzeugt und das sie daher verehrt. Es fällt nicht schwer, die Übereinstimmung dieser Aussagen mit dem Lebenslauf Diplichs festzustellen.

«*Ich bin ein Kolonistenkind und liebe mein Heimatdorf. Um jene Häuser und Gassen, um die Menschen und ihre Einrichtungen und das Tun und Lassen dort versammeln sich alle meine Gefühle und Gedanken, wenn ich etwas über die Heimat aussagen soll. Von dort empfing ich Mass und Richtung.*»¹⁸ Diese einfachen Worten Diplichs schliessen nochmals alles ein, was den Weisen ausmacht: das Wurzeln im Heimatboden, das Orientierung verleiht; das Bekenntnis zur Heimat und ihren Menschen als das geistige Bezugsfeld; die Selbstverständlichkeit dieser Bindung und das Schöpferische, das aus ihr und der gründlichen Kenntnis von Land und Leuten fließt.

b) «Zwischen Himmel und Erde» – der Graphiker, Glas- und Freskenmaler Josef de Ponte

Diese Ortsbestimmung, die 1970 als Motto über der Ausstellung in der evangelischen Martinskirche von Sindelfingen stand, kennzeichnet vielleicht am treffendsten das Werk des ungarndeutschen Graphikers, Glas- und Freskenmalers Josef de Ponte¹⁹. Der Künstler steht nicht nur als schaffender Meister auf dem Gerüst zwischen Himmel und Erde, vielmehr ist es Anliegen seiner in erster Linie religiös geprägten Werke, die Brücke von Erdgebundenheit des Menschen zum Transzendenten zu schlagen.

De Ponte wurde am 5. Oktober 1922 in Budakeszi im Ofner Bergland geboren. Seine Vorfahren, die ihren Namen einst latinisierten, stammten aus Elsass-Lothringen und gehörten zu den 40 Soldaten, die sich nach der Rückeroberung Ofens 1686 im damaligen Keszü bei Budapest niederliessen. Nach dem Besuch der Gymnasien in Fünfkirchen und Budapest sowie den ersten Bildungsreisen nach Italien und Frankreich studierte er an der Akademie der Bildenden Künste Budapest bei den Professoren Szönyi und Domanovszky sowie in Wien bei Prof. Böckl (bis 1944).

Nach einem militärischen Zwischenspiel als Offiziersanwärter bei der Flak und in russischer Kriegsgefangenschaft musste er mit den Seinen 1946 Budakeszi verlassen.

Der Neuanfang im Raum Heilbronn war schwer, auch für den Künstler. Sich auf die Familientradition besinnend, die Maurer und Steinmetze hervorgebracht hatte, versuchte er Handwerk und Künstlertum miteinander zu verbinden. Daher zog es ihn, wie einst seinen Baumeister-Grossvater, selbst aufs Gerüst. Eine Wand mit warm umfassenden Sgraffittönen zu gestalten; ein lebendiges Lichtband die Wand entlang zu führen; glänzende oder gedämpfte Steinchen in den grossen Rhythmus des Naturmosaiks zu setzen; mit dem Edelsteinglühen von Betonglasfenstern helle Innenräume geheimnisvoll abzdämpfen: das wurde seine Bestimmung. Dabei stellt er nicht nur Verbindungen zwischen seinen Materialien Farbe, Stein, Beton, Glas, Metall und Licht her, zu seinen Ahnen und zum einfachen freundlichen Leben der östlichen Weite, sondern auch zwischen Himmel und Erde, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, ein Sachwalter des Brückenschlags, wie sein Name schon andeutet.

Wer so ausgeprägt seinen eigenen Weg findet, der setzt sich auch als freischaffender Künstler durch. Sehr bald machte er sich in Deutschland einen Namen, baute sich ein Haus in Heilbronn, späterim Nachbarort Schwaigern, wo er mit Ehefrau Käthe und vier Kindern lebt.

Seine Domäne wurden im Laufe der Zeit die Ausgestaltung von Innenräumen mit farbigen Glasfenstern, Mosaiken, Sgraffiti, vor allem bei Kirchen, aber auch bei Schulen, Rathäusern und öffentlichen Gebäuden. 1958 entwarf er ein Totenmal der Donauschwaben, ein figurales Glasfenster in der Marienkirche im XIX. Wiener Gemeindebezirk, 1964 beteiligte er sich an einem donauschwäbischen Gemeinschaftswerk in Dettingen an der Iller, ein Projekt, das seinen Vor-

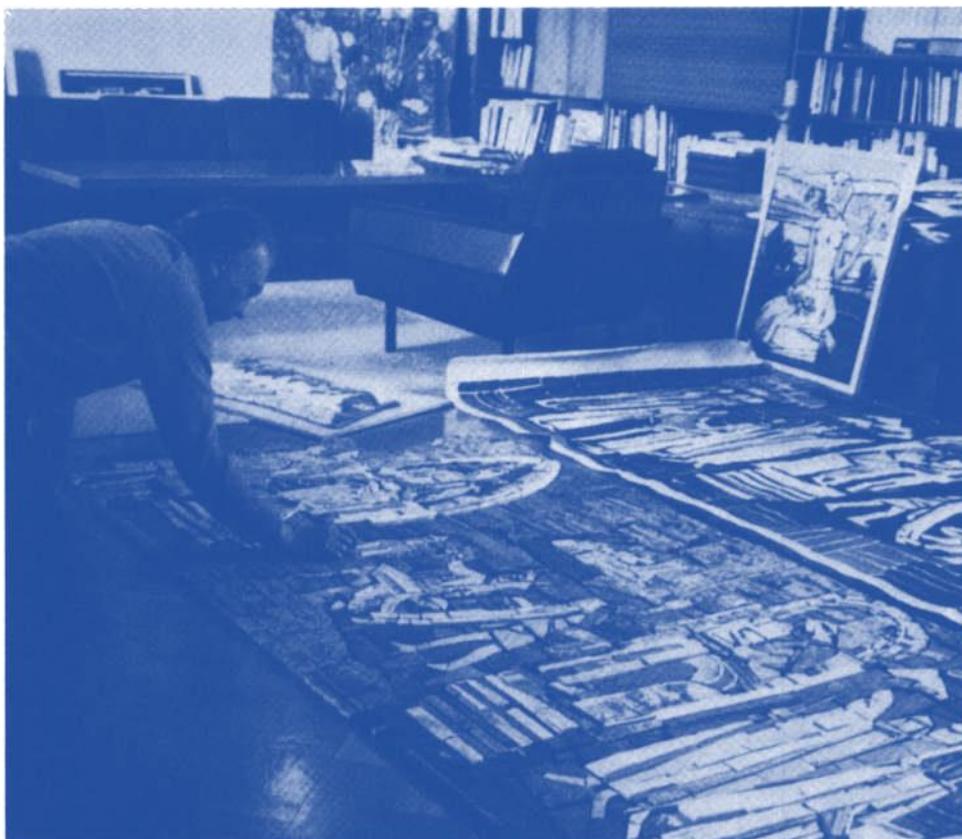


Abb. 39: Josef de Ponte bei der Arbeit

stellungen des Brückenschlags in idealer Weise entsprach. Die Pläne für den modernen Schulbau entwarf sein donauschwäbischer Landsmann und Freund Hans Weissbarth, den Brunnen für den Schulhof gestaltete der Banater Metallbildhauer Julius Schramm, sein ungarndeutscher Kollege Franz Schunbach schuf die Mosaiken der Treppenhäuser und de Ponte brachte an den Fassaden einer grossen Aussenwandfläche ein Sgraffito an mit weltberühmten deutschen Stadtsymbolen: das Holstentor von Lübeck, den Dresdener Zwinger, die Münchener Liebfrauenkirche, das Ulmer Münster, den Kölner Dom und das Brandenburger Tor.

Besonders bekannt wurde seine Ausgestaltung der Eingangshalle zum Sindelfinger Haus der Donauschwaben: auf einem farbigem Mosaikband erzählt er das Schicksal seiner Landsleute.

Seine reifsten Leistungen gelangen allerdings in Kirchen. Die neue Liturgie nach dem zweiten Vatikanischen Konzil, die den Altar zur Mensa und den Kirchenraum zum Haus der Gemeinde macht, kommt seinen eigenen Vorstellungen und Möglichkeiten entgegen. Eindrucksvolle Gestalt nahmen sie in der Hl.-Kreuz-Kirche zu Darmstadt an.

Die in Mosaikarbeit ausgeführten vierzehn Kreuzwegstationen – Sinnbild des Weges aller Menschen – finden ihren Abschluss in einer 15. Stufe, dem Bild des Auferstandenen. Er kehrt wieder im Glanze des Himmlischen Jerusalem, dessen Steine in fahlem Gold und rotem Kupfer erstrah-

len. Zwischen Kreuzweg und Auferstehungsbildnis ergiesst sich – wie am Ostermorgen – eine Fülle gebündeltes Licht aus dem 13 m hohen Chorfenster. Im Brausen des Blau und Grünblau auf grauen und weissen Gründen und in der weiten Bewegung eines horizontalen Lichtbandes, das sich das ganze Kirchenschiff bis zur Raumstirnwand hinzieht, kündigt sich machtvoll das Walten des Hl. Geistes an: es ist sein Licht, das alle Schatten besiegt. Es macht die Kunst de Pontes aus, das Licht zu befreien und ihm seinen tiefsten Bezugspunkt zu geben.

In der neuen Kirche von Schwaigern schuf er ein ergreifendes Werk der Versöhnung mit Beziehung zur alten Heimat Ungarn. Auf einem der beiden gotischen Fenster, dem von Partisanen in Werschetz erschlagenen Abt Adalbert Graf von Neipperg gewidmet, gestaltete er in einfacher und doch grossartiger Weise das ungarische Schicksal: auf der einen Seite stehen drei Reiternomaden aus dem Osten, Symbol urwüchsiger, aber roher Kraft; die andere Seite nimmt eine Gruppe aus Ritter, Bauer und Mönch ein, die Kräfte des Abendlandes, die Ungarn die christliche und europäische Kultur brachten; in der Mitte schliesslich der Akt der Verbindung und Versöhnung, die Taufe des Fürsten Geysa, des Vaters Stephans des Heiligen, durch Bischof Adalbert. Ein zweiter Gestaltungsschwerpunkt bildete sich mit der Illustration und farbigen Ausgestaltung von Kunstbüchern heraus. Er begann mit einer katholischen Kinderbibel, die er mit über hundert dramatischen Visionen aus den Höhepunkten und Abgründen allen menschlichen Seins illustrierte und die, mit dem Luthertext, auch die evangelische Kirche übernahm. Ihre 106 Originalblätter wurden auf Initiative des Louvre-Konservators im Salon F Art Sacré in Paris ausgestellt; «La Galerie des Arts» schrieb darüber: «Seine Kompositionen kühn, frisch und in der Härte dem Wort in der Ursprünglichkeit nahestehend. Die Striche haben etwas Hartes und Absolutes. ... Gallischer Geist ist noch spürbar.»²⁰ Es folgten ein Kindergebetbuch, das alle Spannungen zwischen Lieblichkeit und Ernst der Kinderseele widerspiegelt, das «Donauschwäbische Liederbuch, 1982 das Skizzenbuch «Ofen und Ofner Bergland» und als weiterer Höhepunkt die grossen Bildmonographien «Franz von Assisi» und «Elisabeth von Thüringen». Hervorragend gelang auch das köstliche Anekdotenbuch «Das Ofner Bergland von der Sonnenseite».

Bei diesem vielseitigen Können und ausgeprägtem künstlerischen Stil ist es kein Wunder, dass die Werke de Pontes bei einem breiten Publikum Anklang fanden und man den Künstler zu zahlreichen Ausstellungen in deutschen und ausländischen Städten, z.B. Salzburg, Strassburg und Paris, drängte. Die öffentliche Wertschätzung des Künstlers und seines Gesamtwerkes drückte sich in zahlreichen Preisen aus, zu denen der «Donauschwäbische Kulturpreis» ebenso zählt wie der Ehrenpreis des «Salon International», Paris oder erste Preise bei Wettbewerben in Wien und Linköping/Schweden.

Ausgangspunkt für de Pontes auf Glas gemalte religiöse Darstellungen sind zwar die individuellen Merkmale menschlicher Anatomie und Physiognomie; indem er aber seine typische Ausdrucksskala konstant stilisiert, verschmilzt er sie zu einer Identität mit idealisierten Figuren aus der christlichen Tradition, um mystische Eindrücke erfahrbar zu machen. Die Durchsichtigkeit der in leuchtenden Farben dargestellten Kompositionen löst sie aus ihrer Körperhaftigkeit und spielt sie ins Visionäre hinüber, so dass sie als Allegorien der christlichen Heilslehre wirken. Zahlreiche Darstellungen dieser Formgebung und Thematik richten sich an geometrischen Konstruktionen aus und stehen damit in einer Tradition, die von Kandinsky und Paul Klee herkommt. Kandinsky verstand Kunst als Offenbarung der geistigen Urwirklichkeit, und Klee formulierte 1924 den Imperativ: «Vom Vorbildlichen (d.h. von der äusseren Erscheinung als Vorbild für Abbildung) zum Urbildlichen». Mit dieser Vorstellung, vorplatonischem und platonischem

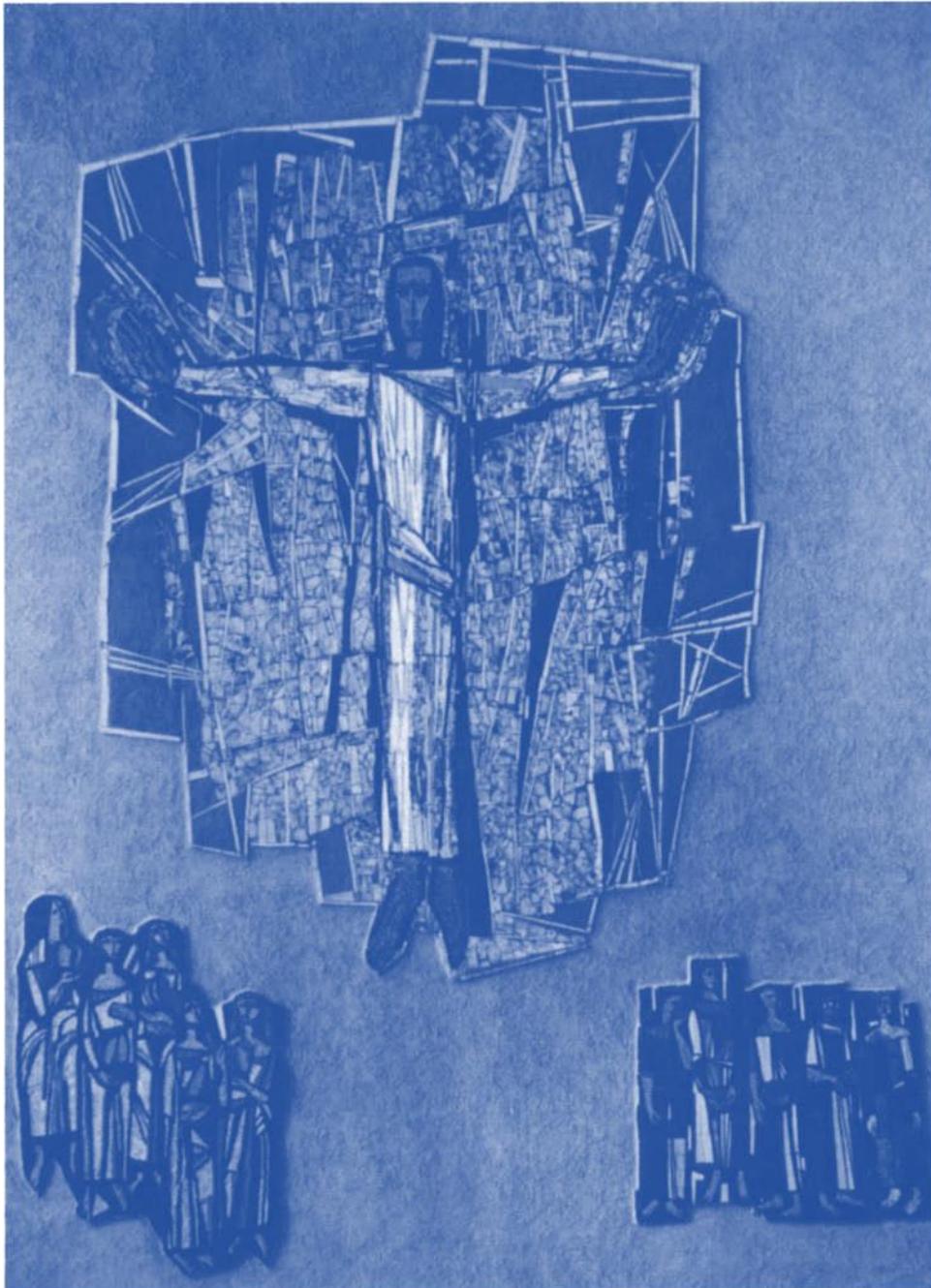


Abb. 40: Das Bild des Auferstandenen als 15. Station nach einem Kreuzweg an der Stirnseite der Heilig-Kreuz-Kirche von Darmstadt. De Ponte gestaltet die Christusgestalt als Lichtbringer

schem Denken verwandt, verband sich die Idee, dass Farbe und geometrische Elementarformen als vollkommen abstrakte Wesen dem erstrebten Geistigen am ehesten Form verleihen können. Im grossen Feld dieser bildnerischen Koordination sind Josef de Pontes Glasmalereien und Farbholzschnittfolgen zu sehen: In präziser Balance zwischen leuchtend farbigen Flächen und dunklen Geraden oder gekrümmten Linien verlangen seine hauptsächlich religiösen Bildinhalte nach einem vornehmlich entpersönlichten, magischen Ausdruck.

Seine Illustrationszeichnungen zu Stadtlandschaften und Genreszenen vermitteln dagegen eine fließende, zuweilen stenogrammatische Struktur, die indes ab und zu im Nebensächlichen etwas stereotyp wirkt, was andererseits Illustrationen meist eigen ist.

In de Pontes Malerei bilden Farbe und Zeichnung ein untrennbares Paar, die sich meistens bis zum Endzustand der «Kristallisierung» in einer unaufhörlichen Annäherung von Beziehungen vereinigen: lineare Vergrößerungen und Akzentuierungen von Farbflächen und -spuren verstärken die Proportionen, wobei das Gegenständliche und die sie umgebende Atmosphäre die Beweglichkeit der Elemente steigert.

Sein Brückenschlag in die Vergangenheit lässt ihn die seiner Mentalität entgegenkommenden Traditionen der gotischen Kathedralglasmalerei, der karolingischen und ottonischen Buchmalerei sowie der in Ravenna gipfelnden musivischen Kunst (Mosaiksteine) aufgreifen. Unter dem Eindruck dieser Vorbilder wuchs er beinahe unmerklich in die tiefe Glaubensinbrunst der christlichen Welt des Mittelalters hinein, die gesamtabendländisch ausgerichtet war. Das geistig-see-lische Bezugsfeld, das er auf diese Weise gewann, entwickelte sich zur Quelle eines schöpferischen Künstlertums und eines innerlich wahren, existentiell fundierten Lebenswerkes. Fern einer Menschengestaltung, die von gedanklichen Konstruktionen oder von Tendenzen immanent ästhetischer oder extensiv sozialer Art getragen ist, entspricht die ihm eigene einer Forderung Heinrich Kahlefelds: «*Mag der Künstler ein Kind seiner Zeit sein und allen ihren Forderungen an ein Management nachkommen – in den wesentlichen Bezirken und Zeiten seines künstlerischen Schaffens muss er naiv sein – une Gott naiv ist, unreflektiert.*»²¹ Was einer längst verschwundenen Vergangenheit vorbehalten erscheint, erweist sich jedoch in Wirklichkeit als wahrhaft zeitlose Idee, die zudem die kulturelle Höhe Europas heute noch verbürgt: das Christentum. Dass der künstlerische Instinkt de Pontes gerade ins Zentrum dieser alle Zeiten überdauernden Idee zielte, verleiht seinem Werk die räumliche Weite und die geistige Tiefe. In den grossen, majestätisch anmutenden, apersonalen Figurationen, Szenen aus dem christlichen Heilsgeschehen, der biblischen Geschichte und den Heiligenlegenden, die über 50 Kirchen schmücken, erfüllt sich die Sehnsucht des Künstlers nach Transzendenz und erreicht er gleichzeitig die Gipfelpunkte seines schöpferischen Wirkens.

c) «Das Beste auf die beste Weise» –

*Der Geigenvirtuose und Konzertmeister Gerhart Hetzel*²²

Prof. Hetzel verlässt den Nachtzug Wien-München am Morgen eines Samstags oder Sonntags, besteigt sein am Hauptbahnhof abgestelltes altes, klappriges Fahrrad und radelt zur Praxis seines Schwiegervaters. Wieder einmal zwang ihn eine Konzertverpflichtung, seine Unterrichtsstunden an der Musikhochschule ausfallen zu lassen. Da die Hochschule am Wochenende geschlossen ist, holt er die versäumten Stunden in den Praxisräumen seines Schwiegervaters nach.

Gerhart Hetzel steht an der Rampe einer Bühne, seine Geige zwischen Wange und Schulter, die Augen fast geschlossen, das Ohr in Lauschhaltung, die energischen Lippen «nach innen» gespannt, die Stirn über der Nasenwurzel vertikal gefurcht. Alle für das Geigenspiel wichtigen



Abb. 41:
Der Geigen-
virtuose
Gerhard Hetzel

Sinnesorgane sind geschärft, aber sie beziehen ihre Spannung deutlich von einer inneren Mitte, dem künstlerischen Ich, das sich die Musik anverwandelt und gestaltet.

Hetzel auf dem Sessel zur Linken eines berühmten Dirigenten im Wiener Musikvereinsaal. Nach einem grossen Konzert brandet der Beifall auf. Der Dirigent verneigt sich, geht dann demonstrativ auf den Konzertmeister zu, umarmt und beglückwünscht ihn, so Ovationen und eigene Hochachtung an den weiterleitend, der Klang und Rhythmus der Philharmoniker seit Jahren bestimmt.

Gerhart Hetzel als Hochschullehrer, Solist und Konzertmeister, dieser Dreiklang bestimmte den Rhythmus der letzten dreissig Jahre eines reichen und ungewöhnlichen Lebens.

Dieses nahm am 24. April 1940 in Neuwerbass/Batschka seinen Anfang. Der Vater Dr. Fritz Hetzel, ein anerkannter Chirurg, hatte in 19 Jahren erfolgreichen Wirkens nicht nur ein grossartiges Sanatorium aufgebaut, sondern sich eine Privatsphäre geschaffen, die das Beiwort paradiesisch verdient: ein prachtvolles Wohnhaus, eine Musterwirtschaft mit 60 Joch Land, Sallasch, Zuchtvieh von der Weltausstellung in Barcelona, einen Garten mit 3'000 Obstbäumen; die Mutter widmete sich mit Hingabe ihrem Rosengarten und den Araberpferden, während die drei Söhne Heinz, Fritz und Gerhart mit ihren Lieblingshunden spielten. Obwohl damals in Europa bereits der Krieg tobte, herrschte hier noch eine friedliche, heitere, in sich geordnete Welt, in

der Mensch, Tier und kultivierte Natur in innigem Verhältnis zusammenleben; eine Welt, die an die Rosenhof-Idylle in Adalbert Stifters Roman «Nachsommer» erinnert, auch darin, dass sie abseits der geschäftigen heillosen Wirklichkeit den sinnvollen Rhythmus zwischen Dia- und Systole und damit den grossen Atem für das Schöpferische ermöglicht.

Sicher, die ersten Impulse für eine besondere Bestimmung lassen sich nur schwer erhellen. Aber wenn das Kind Gerhart sich bereits im frühen Kindesalter für alle Töne besonders empfänglich zeigt, so könnte ein Zusammenhang mit seiner unbeschwerten Lebenswelt bestehen. Der grosse Grammophonkasten der Familie, der ihn stets magisch anzog, mag Unbewusstes verdichtet haben.

Doch der Krieg machte auch vor der Familie Hetzel nicht halt: Kriegseinsatz der Brüder, Abschied vom Vater, der seine Klinik nicht im Stich lassen will, und abenteuerliche Flucht im Oktober 1944 mit Pferdefuhrwerk, Bahn und Lastwagen über Ungarn, Wien nach Haldensleben bei Magdeburg.

Den entscheidenden Anstoss für das Geigenspiel erhielt Gerhart vom Bruder der Mutter, der während eines Besuchs auf seiner Geige spielte. Von dieser Stunde an gab der noch Vierjährige keine Ruhe mehr, bis ihm die Grossmutter aus Karton und Schnüren eine «Geige» zusammenbastelte, die er mit einem Stock bestrich, während er die Melodien dazu sang. Doch mit dieser Ersatzlösung gab er sich nur kurze Zeit zufrieden, dann fand sich zum Glück eine echte Geige und auch ein guter Lehrer: Prof. Kobin in Magdeburg. Von diesem Zeitpunkt an bestimmte das Geigenspiel sein Leben.

Die Entwicklung zum grossartigen Geigenvirtuosen umfasst drei Phasen. Zunächst genoss er eine gediegene Grundausbildung in Magdeburg bei Prof. Kobin. Schon 1948 trat er als «Wunderkind» in öffentlichen Konzerten auf.

1952 vermittelten ihm nach einem Vorspiel Wettbewerb in Berlin die Empfehlungen Wilhelm Furtwänglers und Yehudi Menuhins die Teilnahme an der Meisterklasse von Wolfgang Schneiderhan in Luzern. Bereits nach fünf Jahren erwarb er sein Diplom mit besonderer Auszeichnung. Nach dieser Ausbildungszeit schien sich eine Karriere als Weltklassegeiger anzubahnen, zumal Hetzel vom Geigenspiel geradezu besessen war und täglich zehn bis zwölf Stunden übte, so dass linke Kinnseite und Finger oft rot geschwollen waren, was ihn aber nicht im Geringsten störte. Er wurde Mitglied bei den Festival Strings Lucerne, trat als Solist u.a. bei den Salzburger Festspielen, dem Casals Festival in Prades, bei den Berliner Philharmonikern und beim Hamburger Staatsorchester auf; er unternahm Konzertreisen durch Europa, nach Persien und gewann erste Preise beim Paganini- und Rundfunkwettbewerb der ARD in München 1960. Von 1959-1970 wirkte er als Assistent und Mitarbeiter Schneiderhans bei den Meisterkursen in Luzern.

Seine geigerische Entwicklung dokumentieren am besten die Konzertkritiken während seiner verschiedenen Altersstufen.

Als Zehnjähriger spielte er beim Festakt zum 200. Todestag J.S. Bachs im Magdeburger Kristallpalast vor 2'500 Menschen. Die Presse berichtet: *«Im d-Moll-Doppelkonzert (von J.S. Bach) stand neben Konzertmeister Otto Kobin als zweiter Solist sein Meisterschüler Gerhart Hetzel und bewältigte seinen schwierigen Part mit einer Reife des musikalischen Ausdrucks, mit sicherer Griff- und Bogentechnik, die Bewunderung verdient. Tonlich sauber, rhythmisch sattelfest, kam er nicht einen Augenblick ins Schwanken, sondern stand bis zur letzten Note über seiner Aufgabe.»*

Über seinen ersten Soloauftritt bei den Berliner Philharmonikern urteilt der Berliner «Kurier» vom 4. Juli 1958: *«Seit einigen Wochen spielt im Berliner Musikleben die Geige die erste Geige, die sie, paradox genug, bisher stets den Pianisten überlassen musste. Mit Gerhart Hetzel ist jetzt zum dritten Male in dieser symphonischen Zwischensaison ein Geigensolist bei den Phil-*

harmonikern.... Von ihm Bachs Violinkonzert in E-dur zu hören, ist eine einzige Freude und lässt uns hoffen, dass eine neue Bach-Auffassung im Werden ist. Seine Darstellung ist frei von der bei uns zur leidigen Gewohnheit gewordenen rhythmischen Starre und nähmaschinenhaften Motorik,... Hetzel spielt Bach geschmeidig, warm und empfindungsreich, ohne dass man deswegen berechtigt wäre, dieses Bachbild romantisch zu nennen.»

Über den 22jährigen Hetzel schreibt schliesslich eine Zeitung aus Wintherthur:

«Eine frappante und in ihrer geigerischen Durchschlagskraft überzeugende solistische Begegnung brachte Mendelssohns Violinkonzert (e-Moll, op. 64) mit Gerhart Hetzel. Der erst 22jährige, sehr sympathische Künstler, von der in ihrer Gediegenheit wohl einmaligen geigerischen Pflanzschule Wolfgang Schneiderhans herkommend, erwies sich als Hochbegabung und Nachwuchsspieler grossen Formats. Selbst der intime Werk- und Instrumentkenner fühlte sich von der prachtvollen Leistung des jungen Künstlers ehrlich gepackt. Jugendlich-lebendiges, grosartiges Formerfassen, glänzende und klare technische Bewältigung der Griff- und Bogenhand, die jede einzelne Note hörbar machten und z.B. die Sechzehntel im Finalsatz wie auf einer Perlschnur aufreihen, vereinten sich mit einer edel-herben, intonationssaubereren Tongebung von spriessender Frische und natürlichbeseelter Ausdruckskraft. Bei dieser geigerischen Grundsubstanz wird es G. Hetzel leicht haben, noch völlig in die verfeinerte ‚sentimentalische‘ Grazie und die zart fliessenden Gefühlsfarben dieses herrlichen Romantikerkonzerts hineinzufinden. Solche Silbergussformen, wie er sie in der Handhabung und im stilsicheren Vortrag jedes einzelnen Satzes, eingeschlossen der Kadenz, zu zeigen vermochte, besitzen den notwendigen kleinen Zuwachs an technisch-gestalterischem Facettenschliff schon in sich selbst. Eine anschmiegsame und rhythmisch-dynamisch sehr geschlossen wirkende Tuttiführung, welche die Begleitkunst des Dirigenten unterstrich, verlieh dem Gesamteindruck dieser Werkinterpretation eine bestrickende musikalische Tragfähigkeit....»

Die Aussagen der Konzertkritiker an entscheidenden Entwicklungsstadien des Kindes, des gerade diplomierten Meisterklassengeigers und des mit dem klassischen Repertoire der «Wundergeiger» reüssierenden Solisten unterstreichen die Prognose, die sein Lehrer Kobin bereits 1952 aufstellte: «... scheue ich mich nicht, in ihm einen der kommenden grossen deutschen Geiger zu sehen, da gerade jetzt seine Vervollkommnung direkt explosiven Charakter trägt.» Dabei spielte er damals noch auf keiner hochwertigen Geige; auch sein zweites Instrument, ein Geschenk der Familie von der Hand des italienischen Meisters Nicola Gagliano, besass noch nicht die Schwereelosigkeit und Fülle der Stradivari, die ihm die österreichische Nationalbank in den letzten Jahren seines Lebens leihweise zur Verfügung stellte.

Während man am «Wunderkind» vor allem die technische Brillanz bewundert, verlagert die zweite Besprechung ihr Lob bereits deutlich auf die Art des Vortrags und die gelungene Werksinterpretation; die dritte schliesslich rühmt die ausgefeilte und jede Schwierigkeit souverän meisternde technische Vollkommenheit und die stets situationsgerechte künstlerische Ausdruckskraft, während ihm die Reife zur Erschliessung auch der subtilsten Nuancen der Werkssubstanz unmittelbar bevorstehe. Daher muss man dem Nachruf des «Standard» vom 31. Juli 1992 zustimmen: «Sein Weg hätte zweifellos zur Weltkarriere geführt, wäre ihm nicht die partnerschaftliche Arbeitsteilung in Kammermusik und Orchester letztendlich bedeutender gewesen als der solistische Alleingang.»

Ausschlaggebend für diese Umorientierung wurde die Bekanntschaft mit Ferenc Fricsay, der ihm die Konzertmeisterstelle 1963-1968 am Radio-Symphonie-Orchester Berlin vermittelte. Diese Aufgabe war ihm offenbar «auf den Leib geschnitten»: seine Fähigkeit, die Tuttis anschmiegsam und trotzdem rhythmisch-dynamisch geschlossen zu führen prädestinierten ihn

ebenso zum führenden Orchestergeiger wie seine menschlichen Eigenschaften der Bescheidenheit, der Akribie, des Verantwortungsgefühls und des Bestrebens, stets das Gemeinsame zu suchen und das Trennende zu überwinden.

Als er 1968 einen Ruf als Professor an die Hochschule für Musik in München erhielt und seine Tätigkeit in Berlin aufgab, merkte er erst, was ihm das Orchesterspiel bedeutete. Da erfuhr er von Werbasser Landsleuten, dass der Konzertmeisterposten bei den Wiener Philharmonikern frei sei, bewarb sich und gewann haushoch die Stelle. Für 17 Jahre (von 1969-1986) pendelte er zwischen seinen Verpflichtungen in München und Wien hin und her. Allerdings verlegte er nach seiner Heirat 1972 seinen Wohnsitz endgültig nach Wien. Der «genius loci», die beschwingte Wiener Lebensweise, die Art, wie man hier Musik verstand und förderte, die seinem ererbten pannonischen Temperament entgegenkam, wandelten bald den spröden, gewissenhaften jungen Geiger zu einem idealen Interpreten der «Wiener Schule». In der Rolle des Primarius des überwiegend mit Philharmonikern besetzten Wiener Kammerensembles und als weiterhin überall geschätzter Solist unternahm er Konzertreisen durch die ganze Welt und spielte bei verschiedenen Firmen denkwürdige Schallplattenaufnahmen ein.

Über den «reifen» Gerhart Hetzel und seine Wiedergabe des zweiten Violinkonzerts von Bartók schreibt die «Frankfurter Allgemeine» vom 1. Juli 1972:

«Mitten in den Wiener Festwochen... kam ein Geiger zu Gehör, der Anspruch erheben könnte, als Virtuose von Weltruhm in Wien zu gastieren. ... Dass er immer noch am Pult des ersten Geigers sitzt, ist ein glückliches Faktum, an das man hier nicht zu rühren wagt. Bartóks Werk, voll kühner Kontraste, jäh wechselnd von zarter Reflexion zu urwüchsiger, elementarer Ausdruckskraft, stellt die höchsten Ansprüche an die Solovioline. Kaum ein anderes Werk, das dem Interpreten solch gleichermassen technische wie expressive Meisterschaft abverlangt, ihm aber auch die Möglichkeit bietet, alle Seiten seines Könnens zu beweisen. Hetzel, dem Orchester sonst ein gelassener, umsichtiger Leiter, stürzt sich in seine Aufgabe mit wahrer virtuoser Verve, liess vor allem in der Kadenz des ersten Satzes seine stupende Fertigkeit erkennen, traf im zweiten Bartóks geheimnisvollen wie seinen vitalen, blühenden Strich und brachte den tänzerischen Elan des dritten mitreissend zur Geltung. Gerhart Hetzel... eine grosse Solistenlaufbahn vorherzusagen ist keineswegs mehr nötig.»

Kein Wunder, dass Hetzel im selben Jahr Nachfolger Willi Boskovskys als 1. Konzertmeister der Philharmoniker wurde und fortan bis zu seinem tragischen Tod in den Bergen am 29. Juli 1992 bei den bekanntesten Dirigenten als bester Konzertmeister der Welt galt.

Als Lehrer wirkte Hetzel an der Meisterklasse in Luzern, 1968-1986 an der Hochschule für Musik in München und von 1986 bis zu seinem Tode, als Nachfolger Schneiderhans, am selben Institut in Wien.

Was ihn als Lehrer besonders auszeichnete, war sein ausserordentliches Pflichtbewusstsein. Bei ihm fielen keine Stunden aus, er hielt immer selbst mit voller Konzentration und ganzem Engagement seinen Unterricht und gab dabei den Schülern das Gefühl, Gegenstand seines Interesses zu sein. Daher kam in seinen Klassen jeder voll auf seine Kosten.

Perfekte Organisation vermag viel, aber entscheidend für ein erfolgreiches Wirken als Lehrer ist die pädagogische Führung. Dank der ihm eigenen Systematik verschaffte sich Hetzel von Beginn an eine Vorstellung von den geigerischen Stärken und Schwächen seiner Schüler. Mit der Sorgfalt eines sezierenden Chirurgen analysierte er die psychische Verfassung der Schülerpersönlichkeit, um daraus resultierende Störungen in der geigerischen Entwicklung zu erkennen und zu beheben. Diese Diagnose sollte Disziplin und Konzentration, die sinnvolle Organisation das bestmögliche Ausnutzen der verfügbaren Zeit bewirken, um so ein konsequentes Üben zu ermöglichen.

Bei der Vermittlung dieser Arbeitshaltung wies er dem Intellekt eine zentrale Rolle zu: dieser verhilft durch ständiges Überwinden zur Disziplin, veranlasst Reflexion, leistet die Konzentration, optimiert also die Übungsbedingungen so, dass daraus jene technische Perfektion erwachsen kann, die nach Hetzel die Grundvoraussetzung allen Musizierens ist. Aus einer Familie von Neurologen und Chirurgen stammend, ging Hetzel mit dem Verantwortungsbewusstsein des Arztes an seine künstlerische Arbeit heran, in dessen Hand das Leben des Patienten gelegt ist, und stellte denselben Anspruch an seine Schüler.

Damit erweist sich der Hochschullehrer Hetzel als ein Mensch, der nach äusserer und innerer Ordnung, nach Zuverlässigkeit und Transparenz strebte, besonders auf dem Wege der perfekten Organisation und konsequenten Systematik. Gerade weil er diese Maximen – nach Meinung einer Schülerin mit nie gesehener Konsequenz – vorlebte, bildete er eine ständige Herausforderung an seine Umwelt und riss sie mit.

Aber ihm lag nicht nur die Organisation seines Lehrbetriebes am Herzen, mit enormem Einsatz arbeitete er an der Neufassung der Gesetze für die Musikhochschulen in Bayern mit und erhielt als Anerkennung dafür das Bundesverdienstkreuz.

Für die Offenheit, aber auch Geradlinigkeit Hetzels spricht, dass er, wenn sich die Berührungspunkte dafür ergaben, ohne Weiteres den Kontakt zu seinen donauschwäbischen Landsleuten aufnahm. Dies geschah zunächst zur menschlich-familiären Betreuung des jungen Konzertmeisters beim RIAS-Symphonieorchester Berlin. In einem Kreis Werbasser Ärzte fühlte er sich heimisch, schwätzte unverfälscht «Werbasserisch» und fand sich jeden Sonntag zum Mittagessen ein. Noch viele Jahre später schwärmte er von den «Brotwerscht» und dem «Quetschekuche», von dem er manchmal zwölf Stück vertilgte. Werbasser Familienfreunde verschafften ihm ein Stipendium des Vertriebenenministeriums in Bonn und machten ihn schliesslich auf die freie Konzertmeisterstelle bei den Wiener Philharmonikern aufmerksam. Die Zugehörigkeit zur donauschwäbischen Gemeinschaft dokumentierte er mit Konzerten vor seinen Landsleuten in Tuttlingen, anlässlich eines Kulturabends im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen und vor der Künstlergilde in Esslingen.

Über seinen Vater bestand eine Verbindung nach Neu-Schowe zur dortigen Hetzeimusikdynastie, die eine Reihe bekannter Musikanten hervorbrachte. Wenn bei Musiktreffen die «Hetzel-Banda» eintraf – so erzählte man sich – mussten die anderen schnell einpacken und das Feld räumen. Die «pannonische» Ader bricht wohl auch bei Hetzels Vorliebe für Bela Bartok durch, dessen zweites Violinkonzert er am häufigsten spielte, unnachahmlich und leidenschaftlich, wie die Kritiker betonen, und voll sprühenden pannonischen Temperaments und donauschwäbischer Vitalität, wie wir hinzufügen wollen.

Doch fügt sich zu Hetzels donauschwäbischer Komponente noch eine allgemein-menschliche. Er besass eine Vorliebe für Saint Exupéry, seine Kenntnisse von Goethes Werk waren stupend. Immer wieder beschäftigten ihn die Naturwissenschaften in ihren Grenzbereichen zur Philosophie und damit das Werk C.F. von Weizsäckers. Erholung suchte er, der seine Lebenskräfte meist bis zum äussersten verausgabte, in seinen geliebten Bergen. So war die Zeit dieses sensiblen und verinnerlichten Künstlers bis zur letzten Sekunde ausgefüllt, sich in jeder Situation bemühend, sein «Bestes auf bestmögliche Weise» zu geben. Dabei war Hetzel in den Worten seiner Frau Regula *«ein Mensch, dem es immer wieder gelang, Frieden in seiner Umgebung zu schaffen. Seine angeborene Fähigkeit, jeden Menschen zu achten, und sein tiefer Respekt vor jeder kulturellen und menschlichen Leistung haben ihn zu einem weitherzigen und toleranten Partner gemacht. Dass es ihm trotz seiner vielen Verpflichtungen gelang, ein liebevoller Partner und stets verständnisvoller Vater zu sein, grenzt ans Wunderbare.»*

3. Literatur einer Zeitenwende: Das Endzeitalter donauschwäbischer Existenz in Südosteuropa im Spiegel seiner literarischen Zeugnisse

(Helmut Erwert)

a) Der historische Zeithintergrund dieses Endzeitalters

Die weltpolitischen Umwälzungen und neuen staatlichen Grenzziehungen nach dem Ersten Weltkrieg erfassten auch die Donauschwaben. Für die Gesamtheit dieser deutschstämmigen Menschen brachte die erste Jahrhunderthälfte tiefe Erschütterungen in ihrem Selbstverständnis, harte Anstrengungen um die Selbstbewahrung, Verstrickung in die Weltkriegsereignisse, schliesslich das Ende ihrer Siedlungsexistenz in Südosteuropa.

Über 200 Jahre lang hatten diese Menschen ihre Tradition, ihre Kultur und Sprache mit «pannonischer» Prägung, fern ihrer Ursprungsgebiete, im Wesentlichen bewahren können. Als dann am Ende des Ersten Weltkrieges das multinationale südliche Ungarn, wo der grösste Teil der donauschwäbischen Bevölkerung siedelte, zerrissen und drei verschiedenen Nachfolgestaaten eingegliedert wurde, begann die allmähliche Auflösung ihrer Lebenswelt. Bereits in der Zwischenkriegszeit zeigte sich in den nun entstandenen Teilgruppen der donauschwäbischen Siedlungen eine tiefgreifende politische und kulturelle Verunsicherung, die sich in weltanschaulichen und politisch-kulturellen Richtungskämpfen äusserte. Das Ende des Zweiten Weltkrieges läutete dann auch das Ende dieser Lebenswelt ein.

b) Die Literatur donauschwäbischer Autoren auf geschichtlichem Erlebnishintergrund

Literatur, die auf solchem Lebenshintergrund entstehen konnte, trägt – trotz aller Unterschiedlichkeit der regionalen Herkunft der Autoren, des Zeitpunkts ihrer Geburt oder des Verlassens der Heimat – eine Reihe gemeinsamer Ansatzpunkte und Charakterzüge. Naturgemäss greifen donauschwäbische Autoren in Stoff-, Themen- und Motivwahl autobiographisch auf das eigene beschädigte Leben zurück. Es entsteht eine Literatur, die erlebte Geschichte aus dem Blickwinkel von unten, mit den Augen von Verführten, Betroffenen und Opfern zeigt. Das ehemals friedliche Dasein in Pannonien, die Verstrickungen in die Kriegsereignisse, das herbe Los der Nachkriegszeit, die Orientierungslosigkeit und das Heimweh in der Fremde sind zwingende thematische und motivliche Ansatzpunkte, die nahezu alle donauschwäbischen Schriftsteller zur Sprache bringen.

Diese Thematik findet Eingang in lyrische und epische Werke, wobei auch die Mundartdichtung echte Töne anzuschlagen weiss. Sie kann vielen Landsleuten eine Restgeborgenheit in der vertrauten Sprachheimat verschaffen. Bis zum heutigen Tag erscheinen immer wieder neue Bücher donauschwäbischer Autoren auf dem Markt, oft im Eigenverlag, manchmal in landsmannschaftlichen oder kleineren Verlagen des allgemeinen Buchmarkts. Nur wenigen freilich gelingt es, bis in den etablierten deutschen Literaturbetrieb vorzustossen.

Die auf diese Weise veröffentlichte literarische Produktion umfasst individuelle Schreibversuche unterschiedlichster Textart und literarischer Qualität, vom unpräzisen, kunstlosen oder scheinbar kunstlosen Erlebnisbericht über Prosatexte mit angestrengt-literarischer Pose bis hin

zu chiffrhaft-verdichteten, tief lotenden lyrischen Aussagen. Manche Autoren aus dieser multikulturellen Landschaft mit mehrsprachiger Kompetenz erfüllen eine Brückenfunktion zwischen den Kulturkreisen, indem sie Werke aus der ungarischen, der serbo-kroatischen oder der rumänischen Literatur durch Übersetzung einem deutschen Lesepublikum aufschliessen oder deutsche Werke in die südosteuropäischen Sprachen einbringen.²³

Alle Autoren stellen in ihrer literarischen Gestaltung den spezifisch südosteuropäischen Kulturraum und das spezifisch pannonische Erfahrungsumfeld vor und dienen damit ebenso als Mittler zwischen Völkern und Kulturen. Sie vermitteln zumindest Denkanstösse und Erfahrungshintergründe für ein immer wieder neu zu erarbeitendes multikulturelles Zusammenleben. Es ist auch von diesem Aspekt her zu bedauern, dass mit dem Ende auslandsdeutscher Existenz in den meisten südosteuropäischen Ländern die mögliche Mittlerrolle dieser Gruppen erlischt, und dies in einem historischen Zeitabschnitt, da Europa aus wirtschaftlicher und politischer Notwendigkeit heraus zu immer engerem Zusammenleben finden muss.

Es ist hier nicht der Platz, die gesamte von donauschwäbischen Autoren geschaffene Belletristik vorzustellen und zu analysieren. Daher ist es auch nicht die Aufgabe dieser Darstellung, eine genaue Klassifizierung nach geographisch-historischen Gesichtspunkten, eine Periodisierung nach literarischer Gruppenzugehörigkeit oder gar eine ästhetischliterarische Würdigung und Wertung vorzunehmen. In vielen Einzelbeiträgen liegen hierzu bereits Untersuchungen vor²⁴. Was uns hier beschäftigen soll, ist, ein breites Spektrum von Themen und literarischen Inhalten vorzustellen, die auf den geschichtlichen Weg der einzelnen Teilgruppen der donauschwäbischen Stammesgemeinschaft eingehen. Dabei greifen wir auf Erzählwerke zurück, die den Gang der von Ingomar Senz geleisteten soziokulturellen und historischen Darstellung aus nunmehr literarischer Perspektive begleiten, erweitern, deuten.

c) Das Schicksal der Donauschwaben aus Jugoslawien im Spiegel ihrer Literatur

Kurzer Gesamtüberblick

Die Gruppe der Donauschwaben aus dem ehemaligen Jugoslawien hatte zu Kriegsende wohl die umfassendsten und einschneidendsten Erfahrungen zu machen. Erschiessungen in grosser Zahl, brutale Misshandlung durch Folter und Hungerlager kosteten Tausenden der Daheimgebliebenen das Leben. Autoren dieser Herkunft hatten erst vom Standort ausserhalb ihres Geburtslandes die Chance, sich mit diesem Geschehen literarisch auseinanderzusetzen. Johannes Weidenheim (geb. 1918), Franz Hutterer (geb. 1925) und Franz Bahl (geb. 1926) waren unter den ersten, die sich zu Wort meldeten. Bis in unsere Tage erheben sich immer noch Stimmen, die die umwälzenden Ereignisse der dreissiger und vierziger Jahre in literarischer Fassung schildern. Erinnert sei etwa an eine «Überlebensgeschichte» von A. Laubach (Nur mit meinen Kindern, 1991) und den «herbpoetischen» Kindheitsbericht der Theresia Moho (Marjanci, 1992). Zeitlich wie auch thematisch überspannt die literarische Produktion Johannes Weidenheims das erste und das zweite Halbjahrhundert; auf ihn sei hier näher eingegangen.

Der Autor Johannes Weidenheim und seine Werke

Weidenheim gehört noch der älteren Generation an, deren Jugend bzw. frühes Erwachsenenalter sowohl die Zeit des problemlosen Zusammenlebens als auch den Zeitpunkt der Polarisie-

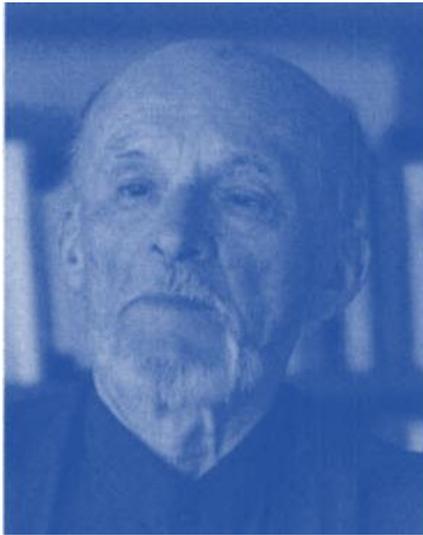


Abb. 42: Johannes Weidenheim (geb. 1918), deutscher Schriftsteller aus Jugoslawien

nung und des Zerreißens der friedlichen pannonischen Welt umfasst. Die entscheidende Schicksalswende der donauschwäbischen Menschen durchzieht als Bruchlinie sein Denken und Schreiben.

Gespaltenheit markiert seinen Lebensweg: Seine frühere Existenz als Mitstreiter des deutschen Besatzungssenders in Belgrad erfährt 1945 in dem Zeitpunkt der Katastrophe einen Umbruch. Nach dem Kriege nimmt Weidenheim eine übernationale, völkerversöhnende, sozialkritische Haltung an.

Als sein zentrales Werk gilt das bereits 1956 im Bertelsmann-Verlag veröffentlichte Buch «Treffpunkt jenseits der Schuld». Es ist ein Prosaband voller Reflexion, Analyse und Trauerarbeit, in dem über die Schuld der Deutschen und Serben, aber auch über ein Modell der Versöhnung nachgedacht wird.

Genrebilder aus «Maresi», dem fingierten Siedlungsort irgendwo in der südungarischen Tiefebene zwischen Donau und Theiss, malt Weidenheim in seinem Büchlein «Maresiana», das 1960 erschien. In dem Roman «Mensch, was für eine Zeit oder eine Laus im deutschen Pelz», 1968, geht es um die frühen Nachkriegsjahre, in denen die Hauptfigur S. L. Messer ein neues Leben beginnen will, das freilich von den Schatten der Hitlerzeit immer wieder heimgesucht wird. In unsere Betrachtung einbezogen wird als letztes das 1991 herausgekommene Büchlein «Pannonische Novelle», Weidenheims erzählerisch vielleicht reifstes Werk. Darin schildert er den Lebenslauf der Donauschwäbin Katharina D., der einen Zeitbogen von der k. und k.-Monarchie bis in die sechziger Jahre der BR Deutschland umspannt.²⁵

Weidenheims Erzählwerk, das vielfach um die Pole von Partnerschaft und Feindschaft zwischen Serben und der deutschen Minderheit in Jugoslawien kreist, hat in manchen Aussagen neue Aktualität erhalten in einer Zeit, da in Bosnien weitere jugoslawische Minderheitenschicksale in der Entscheidung stehen.

Die Weidenheim'sche Epik ist gekennzeichnet durch eine zuweilen ungemein dichte, minutiöse Detailtreue. Erzählhandlung, Reflexion und Kommentar fließen oft ineinander, wobei die Schreibstile je nach literarischer Intention von aussparender, karger Prosa (z.B. Pannonische Novelle) bis hin zu weitschweifiger Redseligkeit (z.B. Mensch, was für eine Zeit) reichen.

Thematische Schwerpunkte des Autors

Die Sehnsucht nach der vergangenen pannonischen Welt setzt die Erinnerung in Gang, die in all den angeführten Werken heimatliche Szenen liebevoll vergegenwärtigt. Da werden u.a. das «Grundloch», «*die Welt unserer Kinderspiele*» beschrieben, der Friedhofsgang zu Allerheiligen «*mit den abertausend flackernden Flämmchen auf den Gruftsockeln*» geschildert, die engen gut-nachbarlichen Beziehungen der schwäbischen Dorfgesellschaft herausgestellt:

«... die Abende verbrachte sie (unsere Grossmutter), wie alle unsere Menschen selten allein. Entweder es kam jemand zu ihr, oder sie ging zu den anderen; ‚maien‘ nannten unsere Menschen das. Unser ganzes Leben in einem Lande der Üppigkeit und menschlichen Nähe gab solchen Abenden bei flackerndem Holzfeuer und dem Duft von brutzelnden Bratäpfeln inmitten der trockenen, schneereichen Kälte des Ostens einen Hauch von grenzenloser Behaglichkeit.»²⁶

Selbst der ärgerlichsten Lästigkeit der Tiefebene, dem Staub, widmet der Schriftsteller einen hymnischen Lobpreis:

«Barfusslaufen im Staub war ein Kult. Wenn das graue Mehl der Erdoberfläche sich ihnen (den Kindern) bei jedem Schritt une Brei zwischen die Zehen drückte und dann leicht kitzelnd über den Fuss wieder hinabrann, fühlten sie ihre Haut vom lieben Gott gestreichelt. Unser Staub... war zart wie Mandelkleie.

Mit dem Läuten der Abendglocken wurde es dann anders..., der Staub legte sich schlafen. ... wir wussten, dass er da war, und wir rochen ihn. Unter dem Anprall des vielen Wassers, das vor jedem Haus aus Giesskannen über ihn gespritzt wurde, entwickelte er auf zischend ein Aroma von Kühle und Wärme zugleich...»²⁷

Die erinnernde Vorstellung der vergangenen Heimat und die harte Wirklichkeit der Bewährung in der Gegenwart klaffen auseinander; auch Katharina D. in der «Pannonischen Novelle» erlebt diesen Zwiespalt:

Sie begann ein doppelter Mensch zu werden, einer, der im Begriffe stand, sich in der fremden Steiermark zurechtzufinden..., und einer, der weit fort von hier, im milden Tiefland zwischen den Strömen, ein zweites Leben zu leben begann, nachts in den Schlafträumen und tags in den Wachträumen... von Tag zu Tag mehr bröckelte unter dem Strahl der Verklärung alles Unvollkommene vom Bilde der Heimat ab...; jetzt wurde das verlorene Land zu einem Massstab für die übrige Welt, die... auch nicht mehr Vollkommenheit aufwies als der kleine Winkel dort unten in Südost.»²⁸

Zur pannonisch-deutschen Identität gehört die multikulturelle Prägung des täglichen Lebens im Arbeitsprozess, im Schulgeschehen, in der nachbarschaftlichen Begegnung etc. Die Serben, vereinzelt auch die Zigeuner, nehmen einen breiten Raum in Weidenheims Erzähltexten ein.

Seit 1918 gehören die mitwohnenden Serben zum dominierenden Staatsvolk. Die Donauschwaben begegnen serbischen Menschen und serbischer Sprache seitdem auch in Ämtern und höheren Schulen, beim Militär und dgl.. Der älteren Generation fällt dieser Wechsel nicht leicht:

«Sie (Katharina D.) zählte zu einer Gruppe von Menschen, denen es immer weh getan hatte, von den Magyaren dumme Schwaben genannt zu werden, aber wie in unnatürlicher Liebe hatten sie dennoch an denen gehangen, die sie herabsetzten und ihnen ihre eigene Art nehmen wollten,... nun waren sie über Nacht aus Bürgern der untergegangenen Doppelmonarchie zu Bürgern eines Nachfolgestaates geworden, durchaus gegen ihren Willen, denn ‚razisch‘ (d.h. serbisch) sein hatte in ihrer Vorstellung immer zugleich auch armselig sein, balkanisch sein bedeutet, und nun

verrichteten sie in dem neuen Staat ihre Arbeit genau so gewissenhaft und führten ihre Steuern genau so pünktlich ab wie im Alten,... aber ihre Liebe gehörte dem untergegangenen Alten...»²⁹
 Den später Geborenen fällt die Eingliederung viel leichter, ja sie wird zur Selbstverständlichkeit: Der Ich-Erzähler in «Maresiana» stellt es von seinem Erzählzeitpunkt aus so dar: «... früher, als ein Mensch wie ich in seinem Geburtslande Jugoslawien noch beides sein konnte, ein Deutscher und ein Jugoslawe,... als Schuld und Vergeltung unsere Völker noch nicht voneinander getrennt hatten und als wir noch mit jugoslawischen Gymnasiastenmützen auf dem Kopf Heinrich Heines Buch von Deutschland... unter den Arm geklemmt mit uns herumtrugen,... sprachen (wir) Deutsch und Serbisch und Ungarisch miteinander, wir waren lutherisch, calvinistisch, römisch-katholisch, griechisch-orthodox und hebräisch,...»³⁰

(Der Tag des heiligen Sava) «vereinigte uns alle wie eine grosse Familie,... (Als Vortänzer beim grossen Kolo, dem südslawischen Reigentanz) «figurierte meistens unser zierlicher und an solchen Tagen sehr fideler Schuldirektor Vasic. In der erhobenen Rechten schwenkte er sein seidenes Taschentuch,... und so bildete sich in gleicher Reihenfolge die Kette, Mann an Frau und Frau an Mann, deutsch an serbisch und ungarisch an ruthenisch, Lehrer an Schüler, weltlich an geistlich, ... in einer langen, frohgestimmten Linie, die sich zu den gezupften und gestrichenen Klängen einer rhythmischen, fast morgenländischen Musik vor und zurück bewegte, gemessen das eine Mal, furios das andere Mal.. »³¹

Freilich, in all dem Völkergemisch der pannonischen Tiefebene sind die Schwaben aber Deutsche und wollen es bleiben, mit all den Vorzügen und Fehlern, die eine solche Zugehörigkeit einschliesst. An vielen Stellen lässt der Erzähler den Fleiss, die Tüchtigkeit, Ordentlichkeit, Sauberkeit, die Tugenden der Sparsamkeit und des wirtschaftlichen Haushaltens, die Fähigkeit zu Initiative und Innovation aufscheinen, Charakteristika, die auch leicht in nüchtern-egoistische Berechnung, Überlegenheits-Attitüde und Abgrenzungshysterie umschlagen können.

«Nein, unsere Schwaben hatten nicht nur aus einer Wildnis ein blühendes, fruchtbares Land gemacht, sondern sie hatten auch dieses riesige Dorf von fünf Kilometer Länge aufgebaut an einer Stelle, wo damals lediglich ein paar ziemlich verwilderte Serben am Rande eines Weidengehölzes siedelten; sie hatten das Weidengehölz kraft ihrer Abneigung gegen alles Unangetastete spurlos weggeräumt und an seiner Stelle ein bewunderungswürdiges Netzwerk von vier Längs- und neun Querstrassen gezogen – jede Strasse lotrecht zur anderen verlaufend...; sie hatten als erste in diesem Lande das Gebot von mein und dein praktiziert und das gegenseitige Überrunden durch die höhere Leistung eingeführt ...

... sie hatten aber nicht nur... den Schlummer der genügsamen Armut durch die eifersüchtige Reizbarkeit des ehrgeizigen Neulings, sondern sie hatten auch vor lauter friedlicher Arbeit die politische Leidenschaft nicht kennengelernt – bis jetzt –, und sie hatten dadurch inmitten älterer, leicht erhitzbarer und nationalbewusster Völker ausgleichend gewirkt – bis jetzt.»³²

Die deutschen Männer geraten bei all ihrer Arbeitsbesessenheit leicht in die Versuchung, einen grossen «Bodenhunger» zu entwickeln, wie das beim schwäbischen Grossbauern Köppel im Roman «Treffpunkt jenseits der Schuld» vorgeführt wird. Die schwäbischen Frauen haben sich in Demut und Ergebenheit dem Los einer immer gegenwärtigen Arbeitspflicht zu beugen. Die Autorität der patriarchalischen Familienstruktur gebietet gleichzeitig eine rigide sittliche Einstellung. Das Wesen der Katharina D. in dem Prosaband «Pannonische Novelle» wird wie folgt charakterisiert:

«... ihr Beten bestand aus Arbeiten und ihr Nachdenken aus Planen und Einteilen und Rechnen, damit zwischen der eben getanenen und der als nächstes zu verrichtenden Arbeit keine sinnlose

Pause entstand, und so lernte sie nie das Verschwenderische ihrer menschlichen Seele kennen.... Sie zog ihre Kinder gross, ihre Hühner, Perlhühner, Puten, Enten, Gänse, Schweine, Kühe und Pferde, sie kochte, backte, briet, wusch, bügelte, strickte, häkelte, webte und spann,... sie hatte alle die vielen wichtigen Tage des Jahres im Kopf, den Tag, an dem der Salatsamen in die Erde musste, die Eier unter die Glucke, die Kuh zum Stier, der Weizen unter die Sense, das Korn in die Mühle, sie kannte den Augenblick, wann das Brot aus dem Ofen, die Milch vor dem Aufschiesse vom Feuer musste...

Und als der langjährigen Witwe mit täglicher Arbeitsbelastung im bäuerlichen Alltag ein Angebot der Erleichterung gemacht wird, das allerdings verknüpft ist mit der Liebes Werbung eines slawischen Mannes, da gerät sie ausser Fassung. Doch sie wagt nicht den Sprung in die ihr fremde Welt:

«Bei Tage war dann das Haus da, das Vieh, das Feld mit den spriessenden Saaten, das Gesinde, das Kommen und Gehen, das Befehlen und Gehorchen, das Klirren der Ketten, das Wiehern der Pferde,...

So fern ihr dies alles bei Nacht gewesen war, fremd, drückend, quälend, sinnlos, so fern war ihr jetzt die Stimme, die sie lockte, sich davon zu befreien. Sie wusste nicht, ob es ein Zeichen von Weisheit und Mut oder einfach Nichtsnutzigkeit gewesen wäre, mehr an sich als an alles das zu denken, es konnte einfach nicht sein, und als Ivan am dritten Tag wiederkam, sagte sie es ihm, und sie wusste gut, dass sie zu einem Manne sprach, an dem sie im verborgenen von nun an für immer hängen würde:

Es kann einfach nicht sein, sagte sie, es kann nicht sein. Ich weiss nicht, warum, aber es kann nicht sein...»³⁴

Diese natürliche Fremdheit und Distanz zur andersartigen Mentalität der Slawen, diese Verschiedenartigkeit der geistig-sittlichen Prägung, die durch kulturelle, religiöse, politische und nicht zuletzt historische Gegebenheiten akzentuiert wird, nutzen einige «Reichsdeutsche» im Einklang mit einigen schwäbischen Kreisen, um die Unterschiedlichkeit zu betonen. Die Auslandsdeutschen sollten sich auf ihr «Deutschtum» in Abgrenzung von anderen Nationalitäten besinnen. Hier beginnt Weidenheims Versuch, die Genese der nationalen Katastrophe der Donauschwaben zu entwickeln und zu analysieren, die Urgründe der schrecklichen Ereignisse von Vernichtung und Vertreibung auszuloten. Er stützt sich dabei auf den folgenden historischen Zeithintergrund und legt dem Leser bestimmte Interpretationen nahe.

Unter der zunehmenden Erstarkung von Hitlerdeutschland gerieten Appelle zur deutschen Selbstbesinnung und kulturellen Entfaltung unter den Einfluss nationalsozialistischer Ausrichtung. Viele aus der jüngeren Generation der deutschen Volkstumspolitiker begeisterten sich für NS-Gedankengut. Diese sog. «Erneuerer» verliessen die bisherige politische Linie der deutschen Minderheitenpolitiker, die sich an die Devise «staatsreu und volkstreu» hielten, und propagierten jetzt die Priorität der deutschen Blutsverwandtschaft. Die Vereinnahmung der Volksdeutschen Jugoslawiens durch Behörden des Dritten Reiches war damit angebahnt.

Banwax, eine Romanfigur in «Treffpunkt jenseits der Schuld», vertritt als Erneuerer diese verhängnisvolle Einstellung:

«Banwax hatte die Hände mit einem Ruck heruntergerissen, und nun stand er einen Augenblick starr da... Die Blicke seiner Getreuen hingen an ihm wie die Blicke eines jungen Seiltänzers am Seil. Sie wussten, dass er sich jede Einzelheit seiner Haltung in Deutschland angeeignet hatte, und sie ahmten ihn gründlich nach. Sobald er nicht sprach, presste er die Kinnladen zusammen und gab so seinem Gesicht einen Ausdruck von Energie; die Hände aber... (legte er) zu Fäusten gerundet, an die Hosennaht.... ‚Kameraden!‘ ratterte er ... Sie (die Gäste aus dem Reich) werden

sich davon überzeugen können,... dass unsere Jugend sich der deutschen Sendung in der Welt bewusst ist – im Sinne des Spruches, den ihr, Jungs, vor euch an der Wand seht: ‚Du bist nichts, dein Volk ist alles!‘ . . .»³⁵

Durch die Polarisierung unter nationalen Gesichtspunkten erhält der Hass auf der Gegenseite neue Nahrung. Die Verletzung des Stolzes der Andersnationalen erfolgt aber auch durch die traditionelle wirtschaftliche Überlegenheit der deutschstämmigen Bauernbevölkerung. Ein Vertreter dieser Gruppe ist im Roman «Treffpunkt...» der bereits erwähnte Grossbauer Köppel. Er verhindert eine Verbindung seiner Tochter mit dem Sohn seines Grossknechtes Schuwakow, lüchelt ihm – im Widerspruch zu den gesetzlichen Bestimmungen – seine Schafweide ab, um daraus Ackerland zu gewinnen, und versäumt schliesslich, seinen treuen Knecht, wie sonst üblich, an dessen Namenstag zu besuchen. Diese Demütigungen treiben den alten Schuwakow in den Tod.

Dass Besitz einen grossen Abstand zu den Andersnationalen bewirkt, zeigt auch das Schicksal des Zigeuners «Zigo», der das Gefühl der Ohnmacht angesichts deutscher Ordentlichkeit und Besitzabgrenzung durchkosten muss:

«Es war eine wilde, warme Nacht. ... (Der Wind) zerstäubte den Duft der blühenden Akazien... Der Zigeuner stand nicht weit von den Hütten entfernt und starrte mit glühenden Augen in das Land...

«... als er vor das Dorf kam, wehte nicht Herrlichkeit, sondern Spott ihm entgegen. Zur einen Seite des Weges lag das Feld, auf dem er vor einem Jahr als Knecht geschwitzt hatte,... Streng säuberlich voneinander getrennt, streckten sich die Äcker wie grüne Tischtücher aus,... Das Tiefland war kein freies Meer, sondern ein riesiger, in Stücke geschnittener Plattenkuchen, und jedes Stück hatte unabänderlich seinen Besitzer;... die vielen anderen, denen es nicht gehörte, besaßen nicht einmal das Recht, ein Wort dazu zu sagen.»³⁶

Privateigentum als Vorwurf, Neid als Triebfeder für Hass und Rache sieht der Erzähler auch im Roman «Treffpunkt jenseits der Schuld» als eine der Motivationen zu den schrecklichen Ereignissen von 1944 an:

«Die Deutschen von Maresi hatten nie gewusst, dass es gefährlich sei, so zu sein, wie sie waren. Im ganzen Lande gab es sonst keine Dörfer mit geraden, langen Strassen,... sie hatten eingeteilt und geordnet, und wenn sie abends von den Feldern heimfuhren, standen ihre weissen Häuser links und rechts wie zur Parade da, eines neben dem anderen, und das war ein grosses Wagnis, denn nun bildete jedes dieser Häuser einen Wegweiser und jede Strasse ein Fließband in die Mühlen der Rache derjenigen, die das alles nicht hatten.»³⁷

Die schärfste politisch-historische Schuldzuweisung den Schwaben gegenüber legt der Erzähler dem Partisanen Jastrogonac in den Mund, der in «Treffpunkt jenseits der Schuld» folgende Vorwürfe erhebt:

«...nachdem das Vaterland (Jugoslawien) von den Truppen Hitlers zerschlagen und besetzt worden war,... machten (die Schwaben) gemeinsame Sache mit dem Eroberer; sie gesellten sich nicht zu uns, die wir uns in den Wäldern sammelten und von dort aus den Befreiungskampf führten, sondern sie liessen ihr Vaterland im Stich, setzten alle Hoffnung auf den endgültigen Sieg ihres abgöttisch verehrten Diktators und gaben ihm ohne Widerstand ihre Söhne zum Kampf gegen uns hin. Dies konnten wir ihnen nicht vergeben. Vaterlandsverrat war in unseren Augen immer das Schlimmste und nur durch schlimmste Strafen sühnbar.»³⁸

Jastrogonac trägt hier die staatsoffizielle jugoslawische Version von der Kollektivschuld aller Jugoslawiendeutschen vor, wie sie von dem kommunistischen Land als Rechtfertigung der Dis-

kriminierung und Vernichtung der donauschwäbischen Bevölkerung konstruiert wurde. Kritiker des Weidenheimischen Werkes wandten hierzu ein, dass der Leser an dieser Stelle mit einer undifferenzierten, propagandistischen Sicht der Dinge alleingelassen wird. Dies lag wohl nicht in der Absicht des Autors, der aus den einzelnen Facetten stark reduzierter widersprüchlicher Perspektiven ein ausgleichendes Urteil erst am Schluss des Romans als Gesamtschau intendiert. Es bleibt freilich zweifelhaft, ob jeder Leser dies so leisten kann. Wo es um die historische Wahrheit, um eine politisch-moralische Beurteilung geht, sollte Fiktion den Leser nicht womöglich fehlleiten.

Es kann als zweifelhaft angesehen werden, ob uneingeweihte Leser historisch überschauen können, dass die deutsche Minderheit im einstmaligen Südungarn gegen ihren Mehrheitswillen dem jugoslawischen Staatsverband einverleibt worden war und dass daraufhin diese Minderheit kulturell unterdrückt wurde. Wie hätte diese deutsche Minderheit den fremdkulturellen, einst aufgezungenen Staat, der ihr so wenig entgegenkam, als «Vaterland» lieben und für seine Rettung das Leben opfern können? Nur Insider unter den Lesern werden den realpsychologischen Widersinn erfassen können, wenn der deutschen Minderheit zum Vorwurf gemacht wird, dass sie ihren mit Fleiss und Mühe über Generationen hart erworbenen Besitz nicht hingeworfen hat, um den kleinen Gruppen kommunistisch eingestellter Serben in die Wälder zu folgen. Sehr wenige Serben selbst, aus dem bürgerlichen Pannonien, hatten sich zu einem solch radikalen Schritt durchringen können.

In der Tat, das pauschale Urteil des Jastrogonac wäre für alle Deutschen des sogenannten Dritten Reiches selbst anwendbar, wenn Kollektivurteile nicht grobe, ungerechte Entstellungen enthielten. Sie machen in unserem Falle keinen Unterschied in der Schuldzuweisung zwischen jenen deutschen Männern der politisierten volksdeutschen Führungsschicht (die sich im Übrigen bei Kriegsende meist rechtzeitig absetzen konnten) und den gutgläubigen Mitläufern, die sich aus gruppenpsychologischen Zwängen als Deutsche einstufen und dann missbraucht wurden, oder den Zehntausenden unpolitischer Frauen und Kinder, den oft skeptischen und kritischen Männern der älteren Generation, die später tiefste Erniedrigung oder den gewaltsamen Tod erleiden mussten.

Dieser Kontext wird im Roman sichtbar, wenn der Erzähler die brutale, kollektive Vertreibung und Vernichtung aller Deutschen durch das Titoregime der Nachkriegszeit thematisiert. In längeren Passagen beschreibt er z.B. den Abtransport von Schwaben ins Lager Jarek:

«Die Sieger wussten nicht, was sie mit den kleinen Kindern, den ganz Alten, den Krüppeln und Kranken anfangen sollten, und deshalb schickten sie sie nach Jarek. Das war ein deutsches Dorf gewesen wie Maresi, nur nicht so gross und ohne Industrie. Sie umgaben es mit Stacheldraht und liessen die Gefangenen darin verhungern oder vergifteten sie mit verdorbenen Speisen....

Während des Marsches von der Hutweide zum Bahnhof fiel vom tief bezogenen Himmel plötzlich ein Sturm herab. Der Wind kam genau auf die Kolonne zu... Und dann fing am unteren Ende der Strasse auf einmal der Staub sich zu heben und zu drehen an... Einige stürzten, einige suchten hinter den starken Maulbeerbäumen Schutz... Aberdas liessen die Posten nicht zu; sie wurden toll vor Wut. Sie brüllten und schlugen, sie schossen und stachen... ,Vorwärts, ihr schwäbischen Schweine!' schrien die Partisanen.. .»⁴⁰

An anderer Stelle dieses Erzählwerks schildert eine Romanfigur das Ende eines Fluchtversuchs aus einem dieser Hungerlager:

«Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie streng es bei uns war!... Ein junges Mädchen versuchte es einmal. Sie soll früher Krankenschwester im Kreisspital gewesen sein. ... Noch in der gleichen Nacht wurde sie zurückgebracht. Wir lagen natürlich schon längst... in den Betten... Auf einmal heisst es ‚Stoj!‘ – mitten in der Nacht. Die Schweinwerfer werden eingeschaltet, und wir müssen

vier und vier in einem Karree antreten. Alle Scheinwerfer sind auf die kleine Krankenschwester gerichtet – es hiess, sie habe zu ihrem Bräutigam nach Deutschland wollen; sie steht in der Mitte, ganz allein, die Hände und Füsse gefesselt. Der Kommandant gibt ein Zeichen, da reissen ihr zwei von seinen Leuten die Kleider vom Leib und beginnen sie zu peitschen.... Und dann treiben sie ihr Nadeln unter die Fingernägel. ... Auch unter die Fussnägel. ... Wir mussten stehenbleiben, bis das Mädchen tot war –...»⁴¹

Selbst auf der Seite der jugoslawischen Machthaber regt sich angesichts dieser schrecklichen Grausamkeiten bei Einzelnen Abscheu und Verzweiflung: Josip Topalica, ein jugoslawischer Lagerleiter, möchte aus dem Lande fliehen:

«... es war nicht leicht, ein Land zu lieben und zugleich das zu hassen, was in diesem Lande geschah. Das vertraute Aroma umgab ihn zwar –... es macht nur Appetit auf mehr, und dieses Mehr war vergällt von den Bildern des Elends und der Schande, die man täglich sah. ... Er hätte entweder ein Spiessbürger oder ein Mensch mit den Nerven seines Freundes Ivanica sein müssen, um ‚dies alles‘ nicht zu sehen.»⁴²

Für die donauschwäbischen Menschen aus dem jugoslawischen Raum, die geflohen waren oder die Katastrophe in der Heimat überlebt hatten, gestaltet sich der Neubeginn des Lebens in der Fremde schwierig. Die Hauptfigur des Romans «Mensch, was für eine Zeit» S. L. Messer weist viele autobiographische Bezüge auf. S. L. Messer repräsentiert einen Mann der früheren volksdeutschen Führungsriege, der nach dem Umbruch ziemlich orientierungslos zwischen Rück Erinnerung und Schuldgefühlen hin und her schwankt. Messer fühlt sich als Verführter, als Opfer, leugnet aber auch nicht seine Mitschuld an der Katastrophe. Er bekennt einem Kameraden: *«...du hast nur zwei Menschen auf dem Gewissen, ich vielleicht mehr...: ich hab sie hineingehetzt in den Dreck...»⁴³*

Für das Schicksal der überwiegenden Mehrheit der älteren Generation von Deutschen aus Jugoslawien, die in den Nachkriegsjahren in alle Welt zerstreut wurde, kann die Erzählfigur der Katharina D. in «Pannonische Novelle» als Typus stehen. Katharina D. bemüht sich angestrengt um eine neue Identität. Dank ihrer hausfraulichen Tüchtigkeit findet sie auch bald Anerkennung in ihrer Wahlheimat Österreich, doch das Gefühl der eigentlichen Heimatlosigkeit und der Sehnsucht nach der früheren Welt spaltet ihre Seele:

«Was mach ich hier, allmächtiger Gott! begann sie beim Anblick der Gipfel und des Nebels über denTälern zu jammern...! Ihr war, als gebe die Landschaft ihr Galle zu trinken, und alles in ihr schrie nach der süssen Milch des Tieflandes... die Hände rührten sich schon wieder, noch eh das Herz ihnen sein Ja-Wort gegeben hatte, und eines Tages lobten ihre Herrschaften zum erstenmal ausdrücklich ihre Küche...»⁴⁴

Katharina D. versucht weiterzumachen. Sie hat zum Schluss alles verloren, ihren Mann, ihre beiden Söhne und die Heimat. Als eine Art donauschwäbische Mutter Courage gibt sie nicht völlig auf, aber das Leben hat sie seelisch verstümmelt. Das Bild von der verlorenen Heimat wird ihr zum Massstab aller kommenden Erlebnisse. Sie ist sich selbst entfremdet, begehrt auf gegen den Irrsinn ihres Lebensloses:

Aus der Bäurin, die einst eine Wirtschaft... geleitet hatte, war eine... Deckenhäklerin geworden. Das allein allerdings hätte Katharina noch ertragen...; aber das ‚Warum, wofür dies alles?‘ – das war es, was sie nicht mehr losliess. ... So wurde sie allmählich sich selber fremd.»⁴⁵

d) *Das Schicksal der Ungarndeutschen im Spiegel ihrer Literatur*

Kurzer Gesamtüberblick

Ein anderes Los als die Jugoslawiendeutschen erlebten die Ungarndeutschen nach 1945. Der Übergang in die nachkriegszeitliche Normalität vollzog sich zwar auch hier mit Schwierigkeiten und unter materiellen Einbussen, doch ohne die schweren physischen Opfer und bei vielen ohne den endgültigen Verlust der angestammten Heimat. Freilich, ohne Enteignung, zwangsmässige Aussiedlung und Deportation einer grossen Zahl von Ungarndeutschen ging es auch hier nicht ab.

Eine eigenständige schriftstellerische Äusserung deutschsprachiger Autoren war unter dem politischen Druck erst in den siebziger und achtziger Jahren möglich. Um die Zensur zu umgehen, veröffentlichte man zunächst Kurzprosa oder Lyrik mit allgemein menschlicher Thematik für den kleinen Kreis oder auch politisch konforme, opportunistische Literatur. Erika Áts gab 1974 die erste Anthologie heraus, die die Hauptvertreter der damaligen ungarndeutschen Literatur vorstellte. Die in die Umbruchjahre der dreissiger und vierziger Jahre hineingeborene Generation ist – angesichts der politischen Zwänge – überwiegend oder ganz in den ungarischen Kulturkreis abgewandert. Valeria Koch (geb. 1949) versteht sich als zweisprachige Poetin und veröffentlichte zweisprachige Gedichtbände.

Viele andere Intellektuelle donauschwäbischer Herkunft bekennen zwar ihre deutsche Herkunft, sind aber der hochdeutschen Sprache nicht mächtig und publizieren in der ungarischen Landessprache.

Der Autor Marton Kalász und sein Roman «Winterlamm»

Literarischen Ruhm in der ungarischen Gegenwartsliteratur hatte Marton Kalász (geb. 1934) bereits als Lyriker errungen, als er seinen ersten Roman 1986 mit dem Titel «Téli bärány» veröffentlichte. Er enthält eine Chronik der sozialen und politischen Ereignisse der dreissiger bis fünfziger Jahre in einem ehemals donauschwäbischen Dorf Südungarns, dem der Autor – mit ursprünglichem Namen Martin Christmann – entstammt. Der Roman wurde 1992 ins Deutsche übersetzt. Sein deutscher Titel «Winterlamm» wird im Klappentext wie folgt gedeutet:

«Winterlamm, das ist ein Jungtier, das in der kalten Jahreszeit auf die Welt kommt und daher von Natur aus schon stark benachteiligt ist. In einer durch Herkunft und Zeitläufe ähnlichen Lage befindet sich der junge Donauschwabe Andreas Mess... Parallel zum Schicksal der untergehenden ungarndeutschen Volksgruppe läuft die Entwicklung der Hauptfigur vom deutschen Bauernburschen zum ungarischen Schriftsteller.»

Das Erzählwerk trägt – wie unschwer zu erkennen ist – autobiographische Züge. Der Schreiber berichtet als Augenzeuge, wie es in seiner Heimat in den kritischen Zeiten zuging. In schlichter, karger Sprache zeichnet er aus einer beschränkt familien- und ortsgebundenen Perspektive die Ereignisse auf.

Kalász schreibt aus einer grossen inneren Distanz zu den Geschehnissen, er erzählt aus der Perspektive eines Duldenden, zum Hinnehmen aller Widrigkeiten Verurteilten. Seine Prosa liest sich bewundernswert nüchtern und leidenschaftslos. Gelegentlich schlägt er lyrische Töne an, verhalten und sparsam eingesetzt. Nirgends mischt sich ein Erzähler mit Kommentaren ein, weder wertend noch anklagend noch verteidigend. In epischer Ruhe und Gelassenheit spricht er von eigentlich dramatischen, ja tragischen Ereignissen, die – autobiographisch gesehen – in das Leben des Autors selbst sehr einschneidend gewirkt haben. Trotzdem greift er nirgends zu ausladender Gebärde. Seine leise, unauffällige Darlegung mag politisch bedingt gewesen sein. Sie grenzt immer wieder fast an Untertreibung und zeugt letztlich von unterschwelliger Ironie, von

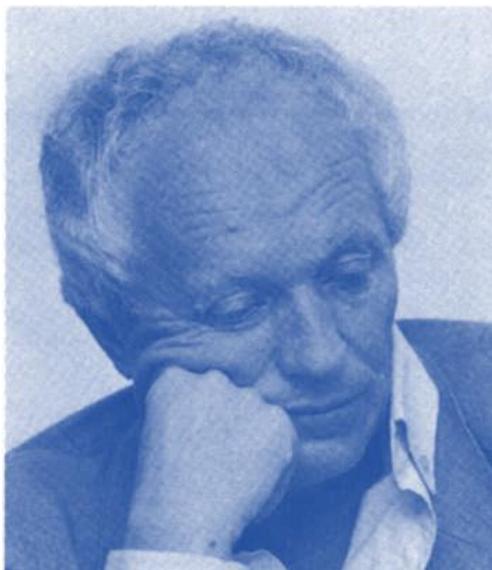


Abb. 43: Márton Kalász
(geb. 1934), ungarischer
Schriftsteller deutscher
Abstammung

verdecktem Sarkasmus gegenüber den übermächtig gestaltenden geschichtlichen Kräften. Hier lauscht ein sensibler Mensch, der sich ganz zurücknimmt, auf all das, was das Leben und das Geschick an Wunderlichem herangewälzt hat.

Thematische Schwerpunkte des Romans

Auch in diesem Roman begegnen wir der unverwechselbar schwäbisch-pannonischen Welt, wie sie vor dem Umbruch 1945 in Südungarn zwei Jahrhunderte lang bestanden hatte. Die Deutschen fügen sich gut in die multinationale Nachbarschaft von Ungarn, Serben, Schokatzten, Zigeunern und Juden. Es tauchen Szenen vom Dreschen, Schlachten, vom Schnitt und vom Weinbau auf. Freilich war es schon in der Vergangenheit den Deutschen – im Gegensatz etwa zu den Serben – nicht immer leichtgefallen, sich in Ungarn als ethnische Gruppe zu behaupten. Der deutschstämmige Pfarrer Uray, in einem schwäbischen Dorf eingesetzt, bekennt in einem Gespräch:

«Leider hatten die Deutschen in Ungarn nie eine eigene Intelligenzschicht.... Sie haben ihre Pfarrer, ihre Lehrer, das sind wir auf dem Dorf. Manches tun wir ja für sie, dies und auch jenes, eben auf unsere Weise, auf unterster Stufe.... Wer von den Deutschen sich hervortut, ich meine diejenigen, die studieren, gehen in geistige Berufe und gliedern sich damit auch schon ein in die ungarische Mehrheit. Sie verleugnen ihre Herkunft nicht, aber eingliedern müssen sie sich. Und dann wird aus dem Weiss ein Very, aus mir, einem Urbauer, Uray. Und auf einmal, wir merken es gar nicht, haben wir sie dann doch verleugnet.»⁴⁶

An anderer Stelle will der Vater des Ich-Erzählers einen Rat geben, wie man sich in Ungarn als Deutscher zu verhalten hat, doch er verstummt aus innerer Bewegung heraus:

«Wenn du ein Deutscher in Ungarn bist, hätte er sagen wollen, zählst du hier nur so viel, wie deine Arbeit wert ist. Oder: du zählst überhaupt nicht. Ein Schwob muss gute Arbeit leisten, um hier ein Ansehen zu haben. Allemal ein bisschen besser als andere.»⁴⁷

Auf die Notwendigkeit der Bewährung gehen die hervorstechenden Arbeitstugenden der Donauschwaben zurück, die in Ungarn kulturell wie auch wirtschaftlich manche Benachteilig-

gung zu tragen hatten. Um ihre Interessen zu wahren, schliessen sich viele Ungarndeutsche Ende der dreissiger Jahre dem «Volksbund» an:

«Mit dem Eintritt in den Volksbund ging es zum Winteranfang los. Vadkertí kam in die Häuser und mit ihm sein Gehilfe, ein Häusler namens Waldmann. ... Von den ärmeren Leuten im Kirchdorf hatten sich die einen eingetragen in die Listen aus irgendwelchen Gründen, andere nicht. Überredet wurden sie wie auch anderswo damit, dass fortan Männer da sein würden, die sich für die Interessen der Leute einsetzten. Der Volksbund würde den Leuten auf dem Dorf zu besserem Auskommen verhelfen, vom ungarischen Vorkaufsrecht bei Grund und Boden dürften deutsche Leute nicht mehr benachteiligt werden, und die Besitzlosen erhielten ein Mitspracherecht in Angelegenheiten der Gemeinde. Sie, die deutsch gesinnten Abgeordneten, würden für die deutschen Menschen kämpfen da droben im Parlament.»⁴⁸

Mit dem Erstarken des Dritten Reiches gerät dieser Zusammenschluss der Ungarndeutschen immer mehr in den Sog der politischen Ausstrahlung des Hitlerstaates, Aufmärsche und Grosskundgebungen mit Männern in Braunhemden werden inszeniert. Es entsteht ein Gemisch von Partei- und Folklore-Darbietung:

«Mehrere Automobile kamen durch die Gasse langsam angefahren, hielten bei der Tribüne, und die Aussteigenden schritten hinauf. Ein Zeichen – und die Musikkapellen setzten ein, wieder ein Zeichen, und die Musik endete wie abgeschnitten. Der Redner stellte sich in die Mitte des Podiums.... In der Höhe stiess sich der Widerhall der Lautsprecher von allen Seiten. Nah bei der Tribüne waren die jungen Leute aufgereiht, und der Redner blickte manchmal zu ihnen hinab. Die Mädchen in Trachten, gruppenweise je nach dem Heimatdorf mit den gleichen Röcken und Schultertüchern,... Die vielen Menschen im weiteren Umkreis waren einfach festtätig gekleidet: mit weissen Hemden, schwarzen Hosen und Hut die Männer, mit schwarzen Röcken und Kopftuch die Frauen. Der Redner hielt von Zeit zu Zeit inne und liess den Blick über das Menschenmeer und die umliegenden Häuser schweifen. Von den Hausgiebeln hingen Hakenkreuzfahnen, deren Schäfte in den schmalen Fenstern und Luken steckten.... Von der Volksmenge konnte man nicht wissen, ob das, was der Redner sagte, verstanden wurde, ob die Leute es überhaupt wissen wollten oder längst überhatten. Sie standen ruhig da und traten lediglich von einem Fuss auf den anderen.»⁴⁹

Die hier geschilderte unpolitische Gleichmütigkeit und disziplinierte Geduld der Masse zeugt von Misstrauen und Indifferenz der Mehrheit der Ungarndeutschen gegenüber der politischen Linie deutschnationaler Heisssporne. Nirgends erwähnt der Text ausführlicher die Inhalte politischer Reden, nirgends erörtert er übergreifend, – verteidigend oder anklagend – eine Schuldfrage vom Standpunkt unseres heute überlegenen Wissens, vielmehr hält er die Perspektive eines jugendlichen Zeitzeugen der Ereignisse von damals durch. Als der ungarische Staat ein Verbündeter Hitler-Deutschlands wird und als die Einberufung der volksdeutschen Männer in die reichsdeutsche Armee auch in Ungarn erfolgt, herrscht bei vielen deutschen Männern arge Angst und Gewissensnot:

«Der Gastwirt... fragte Probst gerade zu, was mit ihnen jetzt werden sollte. Er, Heimann, hätte nämlich nicht die Absicht, Soldat zu werden. ‚Am besten wär’s, sofort abzuhausen, Pauli‘, sagte er leise, damit es ja kein anderer hörte. ‚... Was geht uns das Ganze hier an? Die Ungarn haben uns nicht eingezogen, und jetzt die hier, mit welchem Recht?‘ Probst hörte ausgesprochen, was er insgeheim selber dachte. Und doch war er überrascht, dass Egid so ganz ohne Bedenken auf die Sache losging. Dass man sich dem allem durch die Flucht entziehen könnte, so weit hatte sich Probst, auch nur in Gedanken freilich, nicht vorgewagt. ‚Wie könnten wir’s denn?‘ fragte er besorgt. ‚Die erwischen uns und stellen uns an die Wand. Und wenn du bedenkst, was die

alles mit den Frauen, den Kindern, mit der ganzen Familie anstellen würden. 'Was Probst wusste, hat Heimann auch gewusst. Nach den Einberufungen im vorigen Jahre war in dem einen oder anderen Dorf das schwarze Auto mit den verhangenen Fenstern bereits erschienen.»⁵⁰

So ist es nur zu verständlich, dass Probst nicht wagt, sich der Einberufung zu entziehen. Bald sitzt er in der Ecke eines Waggons, der ihn nach einem unbekanntem Ort in den Einsatz in Feindesland bringen wird. Eine tiefe Verzweiflung bemächtigt sich seiner; Probst hatte «... bis dahin nicht gewusst, was für ein Gefühl es ist, wenn einem unaufhaltsam und kitzelnd Tränen das Gesicht herabrinnen, so, als weinte man gar nicht. Die Augen starr offen, keinerlei Zucken am Leib, kein Schluchzen, kein Laut. Da hockt einer, und es versiegen die Tränen nicht, unsichtbar ihr Fließen – es ist dunkel – hinab in die Mundwinkel, auf den Hals, auf das offene grobe, den Geruch von Desinfektionsmitteln verströmende Soldatenhemd.»⁵¹

Die Dinge nehmen ihren tragischen Lauf. Bald bricht das Kriegsende über das entlegene Fleckchen Erde nahe der Donau herein, in dem die beiden donauschwäbischen Familien des Romans leben. Obwohl eine Fluchtaufforderung ergangen ist, bleiben alle Deutschen daheim, da kein Zug zum Fluchtzeitpunkt bereitsteht. Der erste Besuch russischer Soldaten gestaltet sich harmlos, doch kurz darauf wird die Familie des Ich-Erzählers ein zweites Mal heimgesucht:

«Eines Nachts bellte der junge Hund so heftig, dass wir sofort wussten, da musste jemand sein. Es war gar kein Gebell, vielmehr ein heiseres, verzweifertes Fauchen und Röcheln war's. Dann jaulte er plötzlich auf, japste noch und verstummte. Unterm Fenster war Flüstern zu hören. Vater stieg aus dem Bett, um hinauszuschauen, doch da hörten wir, dass bereits die Presshaustür aufgebrochen wurde. Vater zündete die Petroleumlampe an, Mutter sass schreckensstarr im Bett. Die Stubentür flog mit einem Tritt auf, mehrere Personen zugleich stürzten herein, in Militärmänteln, die russischen Soldatenmützen tief über die Augen gezogen... Einer fiel über Vater her... Die anderen gingen hinaus und begannen überall herumzusehen. ...

Am anderen Morgen sahen wir nach, was sie denn mitgenommen hatten. Alles, was da gewesen war. Das Fleisch, den Speck, das Schmalz, das Mehl, ein Fass Wein, unsre Kleidung aus dem Schrank, Bettwäsche, alles. Unsere Mutter schluchzte.... Inzwischen hatte Pauli hinterm Haus den Hund gefunden, mit einer Drahtschlinge um den Hals, so hatten sie ihn hingeschleift in der Nacht.»⁵²

Umgesiedelte Ungarn aus dem Norden Rumäniens bzw. aus dem slowakischen «Oberland» nehmen die Höfe und Weingärten der geflüchteten deutschen Familien in Besitz. Später erhalten die Neuankömmlinge die enteigneten Bauernhöfe ehemaliger Mitglieder des Volksbundes, schliesslich wird aber kein Unterschied mehr gemacht in der Enteignung, wenn das Anwesen nur stattlich genug erscheint. Manch lustige Szene entsteht aus der Unkenntnis der Neusiedler; sie müssen im Einspannen der Ochsen, im Schneiden der Reben u.a. von den Schwaben angewiesen werden.

Das neue Regime des kommunistischen Sozialismus spült zweifelhafte Personen nach oben. Amtsanmassung, Betrug, Denunziation, Alkohol, Raufereien und Sittenlosigkeit halten ihren Einzug in Gegenden, die solches vorher nie gekannt haben. Eine vorgesetzte Genossin praktiziert folgende Methode für ihre Anzeigen:

«Am bekanntesten... war die Leiterin der Dienststelle für Erfassung und Ablieferung, eine schon ältere Frau, Bajzät mit Namen. Sie lief in weiten, langen Strickjacken umher und hatte in deren Taschen stets ein, zwei Handvoll Weizenkörner bei sich. Die Genossin – Frau Chefin machte ihre Stippvisiten auf den Dörfern mit Vorliebe zur mittäglichen Fütterungszeit. Sie betrat den dafür ausersehenen Hof und schlug den kürzesten Weg zum Schweinestall ein. Sobald sich die Bäurin für einen Moment nur abwandte, liess sie Weizenkörner in den Schlempeimer fallen.

Und schon erstattete sie Anzeige, die Tiere würden mit Weizen gefüttert. ... Vorm Tor lungerte gewöhnlich den ganzen Tag über Bajzät, der Gatte der Genossin Chefin, spuckte die Schalen von Sonnenblumenkernen vor sich hin und quatschte Leute an. Früher war er Fuhrdienstmann auf dem Markt, Karrenschieber, und kannte alle Dörfler,... und er trug jetzt stolz zur Schau, dass er Arbeit nicht mehr nötig hatte.»⁵³

Der trostlose sozialistische Alltag kehrt überall ein. Abwechslung suchen die Massen der Arbeiter im Alkohol und in schummrigen Liebesabenteuern. Der Ich-Erzähler schildert die Verhältnisse in den Wohnbaracken seiner Arbeitsstelle:

«Wenn in der Frauenbaracke, gemeinhin Schützenhaus genannt, das Trinkbare alle zu werden drohte, schaffte Jozsi Nachschub herbei.... Jedermann trank, war laut und suchte sich eine oder einen, mit dem er sich auf ein Bett in den hinteren schummrigen Bereichen verziehen konnte. Ich hatte so etwas nie gesehen,... Ein Mädchen, klein von Wuchs, zog sich direkt vor uns bis auf die Schlüpfers aus und begann auf dem Bett obendrauf zu tanzen. ‚Angel dir meinen Freund‘ rief Jozsi ihr zu...»⁵⁴

Alle bekannten systemimmanenten Praktiken entfalten sich im kommunistischen Regime Ungarns. Da hört man von Polizeiwillkür und Gewalttätigkeiten, von der Auflösung eines Priesterseminars, von der Verhaftung seiner Lehrer. Die Deutschen am Ort des Romangeschehens werden in die Genossenschaft hineinmanipuliert, der Pfarrer wird wegen des Predigtverbots in deutscher Sprache überwacht. Der Druck des ungarischen Nationalkommunismus bringt es mit sich, dass Ungarndeutsche ihre Namen magyarisieren, dass als Unterrichtssprache nur noch Ungarisch zugelassen wird, und die Schwaben nur die eine Wahl haben: *«man muss zu den Ungarn halten, schweigen muss man, dulden und untertauchen.»⁵⁵*

Manche Schwabensöhne schämen sich ihrer deutschen Herkunft. Tiefe seelische Verletzungen verursachen die ziemlich willkürlich vorgenommenen Zwangsausweisungen ungarndeutscher Familien in die damalige Sowjetzone, vor denen alle schwäbischen Menschen zittern. Berichte sprechen von einem unfreundlichen Empfang in der neuen Heimat und von starkem Heimweh der Ausgewiesenen. Bei einer Dienstreise in den Osten kann der Protagonist András Mess als Journalist diese Berichte bestätigen. Er trifft dort die ihm bekannte Familie Kleiszt mit ihrem nervenkranken Sohn wieder:

«Frau Kleiszt brachte András bis vor die Haustür. ‚Ein schönes Haus, ich weiss, es gehört Euch‘, sagte András verstört. ‚Wir würden denen alles hierlassen, wenn sie uns nur nach Hause liessen‘, sagte Frau Kleiszt traurig. ‚Auch diesen Buben hat die Fremde so zugrunde gerichtet.‘ Sie begann zu weinen und ging hinein.»⁵⁶

e) Das Schicksal der Donauschwaben in Rumänien im Spiegel ihrer Literatur

Kurzer Gesamtüberblick

Die Teilgruppe der Donauschwaben in Rumänien siedelte hauptsächlich im Raume des heute rumänischen Banats mit dem Mittelpunkt Temeswar. Auch von hier waren zum Kriegsende viele Schwaben geflüchtet oder nach Russland bzw. in die Baragan-Steppe deportiert worden. Enteignung und Kollektivierung trafen die schwäbische Bauerngesellschaft ebenfalls hart und zerstörten sie. Ein Strom von Aussiedlern dezimierte seit 1963 unablässig die Reihen der Daheimgebliebenen. Ihnen bot sich in der angestammten Heimat jedoch eine Fülle von kulturellen Wirkungsmöglichkeiten. Als sich nach der Revolution von 1989 die Schleusen vollends öffneten, war der Schlusspunkt des deutschen Minderheitenlebens in Rumänien gesetzt. Es ist eine Tragödie, dass in der einzigen südosteuropäischen Region, wo ein lebendiges deutsches Kultur-



Abb. 44: Herta Müller (geb. 1953), deutsche Schriftstellerin aus dem rumänischen Banat

leben die schlimmen Zeiten nach 1945 überlebt hat, die mögliche Mittlerrolle dieser rumänien-deutschen Minderheit durch die schlagartigen Aussiedlungswellen untergegangen ist. Auf's Ganze gesehen handelte es sich auch hier vom Kriegsende bis zur vollzogenen Aussiedlung um eine «gestundete Zeit».⁵⁷

Die literarische Produktion der Banater Schwaben in Rumänien vollzog sich auf mehreren Schienen. Diejenigen, die schon früh von ihrer alten Heimat getrennt waren, publizierten von Standorten ausserhalb Rumäniens (BR Deutschland, Österreich). Hans Diplich wirkte dabei als Vermittler zwischen den Kulturen, andere verarbeiteten das Heimweh, die Kriegserlebnisse, die Deportationen. Ein umfangreiches Werk legte Hans Wolfram Hockl vor, das sowohl kernige Mundartdichtung wie auch Rückblicke und Gegenwartsbewältigung einschliesst.

Bemerkenswerte Qualität hat die Dichtung einer Vielzahl jüngerer deutscher Autoren im rumänischen Banat selbst erreicht. Die «Aktionsgruppe Banat», eine Vereinigung progressiver deutschsprachiger Schriftsteller, formulierte ein stark gesellschaftskritisches Programm und sagte sich los von alten literarischen Traditionsmustern. Manche dieser Autoren fanden Eingang in den bundesdeutschen Literaturbetrieb. Vieles von dem, was sie publizieren, war bereits in Rumänien entstanden. Dieter Schlesak spricht daher in diesem Zusammenhang von einer «*Blüte rumänien-deutscher Literatur*», die bereits «*zu Hause*» stattgefunden hat, und ferner von einem «*Geschenk*» an die Kulturlandschaft der BR Deutschland.⁵⁸

Die Autorin Herta Müller und ihre frühe Prosa

Den vielleicht grössten Bekanntheitsgrad erreichte die inzwischen in Deutschland lebende Schriftstellerin Herta Müller (geb. 1953). In ihren vielbeachteten Prosadichtungen «Niederungen» (Berlin 1984) und «Der Mensch ist ein grosser Fasan auf der Welt» (Berlin 1986) schildert sie donauschwäbisches Dorfleben in Rumänien an seinem Endpunkt.

Gleich nach der Publikation dieser ersten Prosabände in der BR Deutschland erfuhr Herta Müller eine breite literarische Aufmerksamkeit. Namhafte deutsche Literaturkritiker bedachten die Debütantin in ausserordentlich einmütiger Weise mit ausserordentlichem Lob. Die Rezension

zum Prosaband «Niederungen» in dem Magazin «Der Spiegel» z.B. nannte dieses Erstlingswerk «ein mitreissendes literarisches Meisterstück». Der Kritiker attestierte der Autorin, dass sie «mit ihrer Beobachtungsfähigkeit und ihrer Sprache neue Massstäbe» gesetzt habe, und er stellte die Dichterin «in die Reihe der besten deutschsprachigen Autorinnen». ⁵⁹

Herta Müllers Prosatexte zeichnet eine hochkonzentrierte Bildersprache aus, die oft ins Surreale hinüberspielt. Ohne jegliche Schnörkel verdichtet auch der parataktische Satzbau die wesentliche Aussage, die durch die blockhafte Einfachheit grosse Wucht gewinnt. Die treffende, klare, poetische Bildhaftigkeit, die sich damit verbindet, mischt Bruchstücke von Realität und Phantasie zu einer brisanten episch-lyrischen Wirksamkeit.

Inhaltliche Aspekte dieser Prosa

In dem zuerst genannten Erzählwerk treffen wir auf viele bekannte Phänomene donauschwäbischen Lebens im dörflichen Alltag, nur stellen sie sich im Lichte des fortgeschrittenen Zeitbewusstseins einer modernen Autorin und ihrer besonderen sozialen Position ganz anders dar, erfahren eine andere Bewertung.

Alle Erlebnisse und Empfindungen im Roman werden aus der Ich-Perspektive eines Kindes dargestellt. Dieses Kind erlebt das schwäbische Dorf als einen Ort, der keinen seelischen Halt bietet, der aufgehört hat, Heimat zu sein:

«Aus den Feldern sieht man das Dorf als Häuserherde zwischen Hügeln weiden... Alles scheint nahe, und wenn man darauf zugeht, kommt man nicht mehr hin. Ich habe diese Entfernungen nie verstanden. Immer war ich hinter den Wegen, alles lief vor mir her. Ich hatte nur den Staub im Gesicht. Und nirgends war ein Ende. Am Dorfausgang begegnet man den Krähen, die von Zeit zu Zeit ins Leere picken.» ⁶⁰

Eine neue Organisationsstruktur hat sich über seine Individualität gestülpt:

«Das Dorf hat drei Seitengassen, die im Dorf Hintergassen genannt werden, da eine hinter der Schule liegt und mit der LPG endet, eine zweite hinter der Konsumgenossenschaft liegt und mit der Staatsfarm endet und eine dritte hinter der Post liegt und mit dem Friedhof endet. Die Seitengassen sind Häuserreihen. Die Häuser der Häuserreihen sind alle gleich rosa getüncht, haben die gleichen grünen Sockel und die gleichen braunen Rolläden. Sie unterscheiden sich nur durch die Hausnummernschilder voneinander.» ⁶¹

Die Monotonie der sozialistischen Planwirtschaft veränderte auch den Menschen. Die Kennzeichen des verordneten politischen und wirtschaftlichen Zwanges sind Demotivation und Korruption. Vorbei sind die Zeiten, da selbstbestimmte Arbeit Freude machte, wo man im Wagen zur Erntezeit durch wohlbestellte Felder fuhr, wie es Adam Müller-Guttenbrunn schilderte. Gleichgültigkeit und Drückebergerei, Nepotismus und Misswirtschaft kehrten dafür ein:

«Hinter den Seitengassen liegen die Felder der LPG und der Staatsfarm. Die Felder sind gross und flach. Die Pflanzen leiden im Winter am Frost, was im Dorf ausfrieren, im Frühjahr an der Feuchtigkeit, was im Dorf ausfaulen, im Sommer an der Hitze, was im Dorf ausdörren genannt wird. Und im Herbst ist die Erntezeit eine Regenzeit, die in den Zeitungen Erntekampagne genannt wird, die in den Zeitungen im Oktober abgeschlossen und im Dorf im Dezember noch nicht beendet ist.

... Manche Bauern sagen, dass es seit der Verstaatlichung, die im Dorf Enteignung genannt wird, keine richtige Ernte mehr gegeben habe. Seit der Enteignung, sagen die Bauern, ist auch der beste Boden nichts wert, und der Dorfälteste behauptet, dass zwischen dem Boden des Hausgartens und dem des Feldes ein sehr grosser Unterschied ist, so ein grosser Unterschied, als ob's nie derselbe Boden gewesen wär.

Der Boden, der um das Dorf liegt, ist der Boden der LPG und der Staatsfarm....

Die LPG besteht aus einem Vorsitzenden, der der Bruder des Bürgermeisters ist, aus vier Ingenieuren, von denen einer für das Unkraut, einer für die sieben Kühe und elf Schweine, einer für drei Hektar Gurken und zwei Hektar Tomaten und einer für die drei Traktoren verantwortlich ist, und aus sieben LPG-Bauern, die über fünfzig sind, im Dorf Mitglieder genannt und von den Ingenieuren mit Mädels und Buben angeredet werden. In den Sitzungen führen die Ingenieure die Missernten und die Schulden der LPG auf den Boden zurück, der für das Getreide zu sandig und für das Gemüse nicht sandig genug ist. Der Boden ist für die Disteln und Ackerwinden gut, die das Getreide und das Gemüse, die von den Ingenieuren Kulturen genannt werden, ersticken.»⁶²

Der freudlose sozialistische Alltag mit seiner schludrigen Arbeitsmoral und tiefsitzenden Korruption ist der soziokulturelle Hintergrund einer beschädigten Lebensweise der deutschen Restbevölkerung des rumänischen Banats. Dazu kommt noch für die Ich-Erzählerin, dass sie in einen besonders schwer gebrandmarkten Familienverband hineingeboren ist, der durch die Enteignung nachhaltig entwurzelt, durch die Deportation und Zwangsarbeit der Mutter in Russland gebrochen, durch die unbewältigte SS-Vergangenheit des Vaters vergiftet ist. Der autobiographische Prosaband zeigt ein erzählendes Ich, das verbittert an den gesellschaftlichen Verhältnissen und an der barbarischen familiären Situation leidet.

«Vater ist wieder betrunken. Er dreht den Fernseher an und schaut auf den leeren Bildschirm. ... Die Küche ist voller Dampf. Aus dem Rübentopf steigt wieder ein muffiger Qualm zur Decke auf und verschlingt unsere Gesichter.

Wir schauen hinein in den heißen Nebel, der schwer ist und uns die Schädeldecke eindrückt. Wir schauen weg von unserer Einsamkeit, von uns selbst und ertragen die anderen und uns selber nicht, und die anderen neben uns ertragen uns auch nicht.»⁶³

Der autoritäre, grobschlächtige, deuschtelnde, häufig betrunkene Vater der Ich-Erzählerin ist ein widerlicher, chauvinistischer Despot, unberechenbar und moralisch haltlos.

Die verklemmte, der häuslichen Schufferei hingeebene Mutter verkörpert die Übersteigerung traditioneller Tugenden. Fleiß und Häuslichkeit verkümmern zu kitschiger Idylle und zu geistlosem Sauberkeitswahn. Zusammen mit der herkömmlichen Bildungsferne der Dorfbewohner verdichtet sich die Überspitzung solcher Tugendhaftigkeit zur Karikatur, die besonders in der fremdnationalen Umgebung als solche sichtbar wird.

«Die Häuser im Dorf sind sauber. Die Hausfrauen putzen, wischen, kehren und bürsten den ganzen Tag, was im Dorf häuslich und wirtschaftlich sein genannt wird.»⁶⁴

«Mutter hat einen Zimmer besen, einen Küchenbesen, einen Vorderhof besen, einen Hinterhof besen, einen Kuhstallbesen, einen Schweine- und einen Hühnerstallbesen, einen Holzkammerbesen, einen Scheunenbesen, hat einen Hausbodenbesen, einen Selchkammerbesen und zwei Gassenbesen, einen für das Pflaster und einen für das Gras. . . »⁶⁵

«Mutter kam aus dem Schuften nicht heraus. Die Dorfleute lobten sie aber nicht für ihren Fleiß. Nur über die Nachbarin redeten sie, dass sie nichts wert sei, dass sie am hellen Tag Bücher lese, dass der ganze Haushalt bei ihr Purzelbaum schlage und dass ihr Mann auch nicht mehr wert sei als sie, weil er das alles dulde.

Mutters Blicke sind mal im Eimer, mal auf dem Fussboden.

Jeden Samstag wäscht Mutter den Gang auf, jedesmal kniet sie stundenlang.

Eines Tages wird Mutter mitten im Sandhaufen knien und Wege durch und durch waschen. Und allen Sand wird sie unter den Nägeln haben.»⁶⁶

Bäuerliche Arbeitsbesessenheit konnte sich früher auf eigenem Grund und Boden austoben. Seit der Enteignung fehlen die althergebrachten Voraussetzungen. Der Tätigkeitsdrang verbleibt bei

den Männern entweder ganz, oder er zieht sich ins Private zurück, verflüchtigt sich in zwanghaft-sinnlose, häusliche Betriebsamkeit:

«Grossvater hat alle Kleider voller Nägel, selbst die Taschen seiner Sonntagskleider stecken mit Nägeln voll. Einmal fand Mutter einen Nagel sogar in seinem Schlafanzug, worauf sie sehr böse wurde und das Haus vollschrie.

In jeder Hausecke stehen Kisten und Schachteln mit Hämmern und Nägeln. Wenn Grossvater hämmert, hört man zwei Töne auf einmal, einen von dem Hammer und einen aus dem Dorf. Der ganze Hof mit seinem steinharten Boden widerhallt. Den Kamillen fallen die feinen weissen Zähne aus.»⁶⁷

Die fleissigen Frauen mit ihrer anerzogenen Moral der unterdrückten Sexualität sind in Liebesdingen passive Opfer männlichen Begehrens. Von Liebesglück, von gegenseitiger Zuneigung erfährt der Leser nichts bei Herta Müller. Die altmodisch-repressive Art der Erziehung im Dorf trägt sicher ein gut Teil dazu bei. Der Pfarrer schlägt den Kindern die Hände mit dem Lineal wund, wenn diese eine neugierige Frage stellen. Er verbreitet Aberglaube und Gewissensangst, wenn er den Mädchen einredet, Lippenstifte kämen vom Bösen. Muffige Prüderie durchdringt die Erziehung.

Der bäuerliche Alltag der Donauschwaben ist voller Grobschlächtigkeit und Gewalttätigkeit: Da werden Spatzenester samt ihren Jungen aus den Dachrinnen geworfen, Katzenjunge, die niemand haben will, ertränkt, da beisst der Kater im Maisspeicher einer Maus den Kopf ab, dann wieder wird ein Kalb hausgeschlachtet, dem vorher gewaltsam ein Fuss gebrochen werden musste, um beim bestechlichen Tierarzt eine Schlachterlaubnis zu erwirken. Der stöhnende Schrei des Schweines während der Hausschlachtung verfolgt die kindliche Ich-Erzählerin bis in ihre Tagträume hinein. Das alles entfaltet sich in grausam-schönen, poetischen Bildern vor den Augen des Lesers: diese urig-primitive Dorfszenerie muss auf das heutige Zeitgefühl bundesdeutscher Grossstadtmenschen unendlich rückständig wirken. Die Urtümlichkeit des Dorflebens wirkt abstossend auf das kindliche Gemüt:

« Wenn der Regen, der im Sommer das Holz verfaulen lässt, die Erde aufweicht, sieht man, wie tief die Wege sind und wie ausgewaschen die Erde ist.

Die Kühe tragen dann grosse unförmige Schuhe aus Schlamm durch die Häusertore. Man riecht das Gras in ihren Bäuchen. Die Grasknollen, die ihnen nach dem ersten Kauen in der Gurgel wieder hochkommen, tun mir selber in der Brust weh. Die Kühe kauen abwesend, und ihre Augen sind trunken von so viel Weide. Jeden Abend kommen sie mit diesen trunkenen Augen ins Dorf zurück.

Einmal nahm unsere Kuh mich auf die Hörner und sprang mit mir über den Graben. Dort liess sie mich in eine tief ausgefahrene Wagenspur fallen und lief über mich weg. Ihr kotbespritztes Euter schien damals abzureissen.

Ich schaute ihr nach. Hinter ihr keuchte die heisse Luft eine Weile. Wo die Haut von meinen Knien abgeschürft war, brannte das Fleisch. ... Und weil ich noch am Leben war, kam der Hass.»⁶⁸

In heranwachsendem Alter erlebt die Erzählerin, vom dörflichen Umfeld erlöst, das Leben in der Stadt. (Biographisch liegt dieser Darstellung der Ortswechsel in die Stadt Temeswar zugrunde). Doch die Erwartungen werden arg enttäuscht. Die Anonymität und Leere moderner Grossstadt-Wohnblöcke, die Bindungslosigkeit und Naturferne des städtischen Massenmenschen stossen sie noch tiefer in die Verzweiflung.

«Im Wohnblock hocken, im Quader hocken und zuhören, wie der Wind an den Türen reisst, und horchen, nur weil die Tür nicht schliesst. Immer glauben, dass jemand kommt, und dann ist es Abend und zu spät für diesen Besuch.

Immer zusehen, wie sich der Vorhang beult, als käme ein riesiger Ball herein ins Zimmer. ...

Und die Mühe, die man hat, mit diesem Leben.

Über Flaschen steigen, die noch von gestern auf dem Teppich stehn. Die Kastentür weit offen, une in einer Gruft liegen die Kleider drin. So leer, als gäbe es den nicht, dem sie gehören. ...

Blauäugiges verrunzeltes Mädchen, wo gehst du hin früh am Morgen über soviel Asphalt?...

Als du sagtest, der Sommer kommt, hast du nicht an den Sommer gedacht. Und was redest du jetzt vom Herbst, als wär die Stadt nicht aus Stein, als welkte an ihr je ein Blatt.»⁶⁹ Der Arbeitsalltag in der Grossstadt wirkt so sinnentleert, dass seine Zeitabschnitte austauschbar werden:

«Morgens halb sechs. Der Wecker läutet.

Ich stehe auf, ziehe mein Kleid aus, lege es aufs Kissen, ziehe meinen Pyjama an, gehe in die Küche, steige in die Badewanne,... Dann gehe ich ins Badezimmer, esse eine Scheibe Tee und trinke eine Tasse Brot. ...

Im Lebensmittelladen kaufe ich mir eine Zeitung, dann gehe ich bis zur Haltestelle und kaufe mir Kipfel, und, am Zeitungskiosk angelangt, steige ich in die Strassenbahn.

Drei Haltestellen vor dem Einsteigen steige ich aus.

Ich erwidere den Gruss des Pförtners, dann grüsst der Pförtner und meint, es ist wieder mal Montag, und wieder mal ist eine Woche zu Ende.»⁷⁰

Die Todessehnsucht bricht immer wieder auf, ausgedehnte Schilderungen seelischer Not verknüpfen sich mit Darstellungen von Totenwache, Leichenzug, Friedhofsbesuchen. Auch das Leben in städtischen Verhältnissen bringt keine Linderung.

Was uns in Herta Müllers Prosatext «Niederungen» entgegentritt, ist eine hermetisch abgeriegelte, anachronistische Ghettowelt rumäniendeutscher Existenz, die seit mehr als 40 Jahren in eine balkanländische Binnenlandschaft eingeschlossen, ziemlich hilflos fremden Nationalitäten und einem anderen Staatsvolk ausgeliefert, einer rigiden entpersönlichenden politischen Ideologie unterworfen ist, ohne Perspektive einer wirtschaftlichen Besserung, ohne Möglichkeit einer Öffnung oder geistigen Erneuerung.

Die stetige Verminderung der deutschsprachigen Bewohner reisst ständig Lücken in gewachsene Dorf- und Stadtgemeinschaften, verhindert in zunehmendem Masse eine soziokulturelle Identifikation. In dieser geistig-moralischen Kälte sucht man ethnisch näher zusammenzurücken und sich noch enger an seiner deutschen Volkszugehörigkeit festzuklammern. So entsteht dann oft eine engstirnige Deutschtümelei, die die Erzählerin erbarmungslos der Lächerlichkeit preisgibt. Sie zielt auf die oft naive Selbstgerechtigkeit der Banater Schwaben, trifft aber zugleich deutsches Spiessertum ganz allgemein.

«Draussen stieg das Wasser in den Tümpeln. Es war kein Mond im Dorf, und das Wasser war blind und geronnen.

Die Frösche quakten aus den schwarzen Lungen meines toten Vaters, aus der starren Luftröhre meines röchelnden Grossvaters, aus den verkalkten Adern meiner Grossmutter. Die Frösche quakten aus allen Lebenden und Toten dieses Dorfes.

Jeder hat bei der Einwanderung einen Frosch mitgebracht. Seitdem es sie gibt, loben sie sich, dass sie Deutsche sind, und reden über ihre Frösche nie, und glauben, dass es das, wovon zu reden man sich weigert, auch nicht gibt.

Dann kam der Schlaf. Ich fiel in ein grosses Tintenfass. So dunkel musste es im Schwarzwald sein. Draussen quakten ihre deutschen Frösche.»⁷¹

Wer in Armseligkeit dahinvegetieren muss, der sucht fieberhaft nach einem Ausweg. Die Mehrheit der Banater Schwaben ersehnte sich ein neues, besseres Leben durch die Rückkehr in das deutsche Mutterland. Viele warteten zehn und mehr Jahre auf die Ausreisepapiere.

Das jahrelange Warten auf die staatliche Ausreiseerlaubnis schildert Herta Müller in «Der Mensch ist ein grosser Fasan auf der Welt», ihrem zweiten Prosaband. Die Hauptfigur ist der Müller Windisch, der nach langen, verlustreichen Anstrengungen endlich seinen Ausreisepass erhält. Er opfert dafür nicht nur Geld und Getreide zur Bestechung der Amtsträger, sondern auch die Ehre seiner Tochter, die sowohl zum örtlichen Milizmann als auch zum Ortspfarrer auf ein Schäferstündchen erscheinen muss, um in den Besitz notwendiger Papiere zu gelangen.

In diesem Sumpf abscheulicher menschlicher Gemeinheit gibt es nur die Sehnsucht nach rettender Ausreise. Schon zu Beginn der Handlung breitet sich eine Endzeitstimmung aus: «Jeden Tag... denkt Windisch: Das Ende ist da. Seit Windisch auswandern will, sieht er überall im Dorf das Ende. Und die stehende Zeit für die, die bleiben wollen.»⁷²

Als Windisch die Ausreisebewilligung endlich erhalten hat, erfahren wir ausführlich, wie sich die langsame Ablösung von der bisherigen Heimat vollzieht. Wir erleben die schrittweise Auflösung des Haushalts, die Übergabe der Kleider, des Geschirrs, der Möbel, schliesslich des Hauses selbst an Fremde, die gierig, eigensüchtig und mitleidlos die Besitztümer an sich bringen.

«Der Küchenschrank ist leer. Windischs Frau schlägt die Türen zu. Die kleine Zigeunerin aus dem Nachbardorf steht barfuss in der Küchenmitte, wo der Tisch gestanden hat. Sie steckt die Kochtöpfe in ihren tiefen Sack. ... ‚Gib mir noch ein Kleid‘, sagt sie. ‚Zigeuner bringen Glück.‘ Windischs Frau gibt ihr Amalies rotes Kleid. ‚Jetzt geh‘, sagt sie. Die kleine Zigeunerin zeigt auf die Teekanne. ‚Noch die Teekanne‘, sagt sie. ‚Ich bring dir Glück‘. Die Melkerin mit dem blauen Kopftuch führt die Bretter des Betts auf dem Schubkarren durchs Tor. Sie hat sich die alten Kissen auf den Rücken gebunden.

Windisch zeigt dem Mann mit dem kleinen Hut den Fernseher. Er knipst ihn an. Der Bildschirm rauscht. Der Mann trägt den Fernseher hinaus.»⁷³

Was geht in einem Menschen vor, der zur Aufgabe seiner Heimat gezwungen ist? Wieviel vom eigenen Leben lässt er unwiederbringlich zurück? Die schwindelerregende Leere zwischen den Welten und Zeiten im Augenblick des Abschieds hat Herta Müller in eindringlicher Weise in Worte gefasst. Der Müller Windisch geht durch das leere Haus eines Nachbarn:

«Der Schrank ist ein weisses Viereck, die Betten sind weisse Rahmen. Dazwischen sind die Wände schwarze Flecken. Der Fussboden ist schief. Der Fussboden hebt sich. Er steigt hoch an der Wand. ...

Neben dem Kachelofen hat die Wanduhr einen langen weissen Fleck geschlagen. Neben dem Kachelofen hängt die Zeit. Windisch schliesst die Augen. ‚Die Zeit ist zu Ende‘, denkt Windisch. Er hört den weissen Fleck der Wanduhr ticken und sieht das Zifferblatt aus schwarzen Flecken. Ohne Zeiger ist die Zeit. Nur die schwarzen Flecken drehen sich. Sie drängen sich. Sie drücken sich aus diesem weissen Fleck hinaus. Fallen der Wand entlang. ...»⁷⁴

Mit dem Abschied Tausender von Deutschen geht die 250jährige Ära deutscher Siedlungen in der heute zu Rumänien gehörenden Region Temeswar zu Ende. Das Land, das die deutschen Siedler in jahrhundertelanger Arbeit sich zur Heimat gemacht hatten, wird ihnen wieder zur Fremde. Es stösst sie ab und stösst sie aus.

«Die kleine Zigeunerin aus dem Nachbardorf drückt ihre grasgrüne Schürze aus. Aus ihrer Hand rinnt Wasser. Ihr Zopf hängt von der Kopfmitte auf ihre Schulter. In den Zopf ist ein rotes Band geflochten. Es hängt am Zopf ende heraus wie eine Zunge. Die kleine Zigeunerin steht barfuss, mit schlammigen Zehen vor den Traktoristen.

Die Traktoristen haben kleine, nasse Hüte auf. Auf dem Tisch liegen ihre schwarzen Hände. ‚Zeig mir‘, sagt einer. ‚Ich geb dir zehn Lei.‘ Er legt zehn Lei auf den Tisch. Die Traktoristen

lachen. Ihre Augen glitzern. Ihre Gesichter sind rot. Ihre Blicke fignern über den langen blumigen Rock. Die Zigeunerin hebt den Rock. ...

Windisch riecht den Schnaps und den Schweiß vom Nebentisch. ‚Den ganzen Sommer haben sie die Pelzleibchen an‘, sagt der Tischler. An seinem Daumen hängt Bierschaum. Er taucht den Zeigefinger ins Glas. ‚Die Drecksau daneben bläst mir Asche ins Bier‘, sagt er. Er schaut den Rumänen an, der hinter ihm steht. Der Rumäne hält die Zigarette im Mundwinkel. Sie ist nass von seinem Speichel. Er lacht. ‚Nix mehr deutsche, sagt er. Dann auf rumänisch: ‚Hier ist Rumänien.‘»⁷⁵

So schließt sich der Kreis: aber die Frage nach Gerechtigkeit bleibt offen. Beziehungsreich hat die Autorin die Vergeblichkeit des Hoffens auf Begegnung und Anerkennung in eine Parabel gekleidet:

«Der Bahnhofsgiebel war vollgehängt mit Girlanden. ... Die Leute hatten ihre Sonntagskleider an. Die Kinder trugen weisse Kniestrümpfe. Sie hielten schwere Blumensträuße vor den Gesichtern.

Als der Zug in den Bahnhof eingefahren war, spielte die Musikkapelle einen Marsch. Die Leute klatschten. Die Kinder warfen ihre Blumen in die Luft.

Der Zug war langsam gefahren. Ein junger Mann... spreizte die Finger und rief: ‚Ruhe. Seine Majestät, der König, schläft.‘

Als der Zug aus dem Bahnhof hinausgefahren war, kam eine Schar weisser Ziegen von der Weide. Die Ziegen gingen den Schienen entlang undfrassen die Blumensträuße.

Die Musikanten waren nach Hause gegangen mit ihrem abgebrochenen Marsch. Die Männer und Frauen waren nach Hause gegangen mit ihrem abgebrochenen Winken. Die Kinder waren nach Hause gegangen mit leeren Händen.

Ein Mädchen, das dem König, nachdem der Marsch zu Ende war, ein Gedicht hätte sagen sollen, sass, bis die Ziegen alle Blumensträuße gefressen hatten, allein im Wartesaal und weinte.»⁷⁶

f) Vergleichende Schlussbetrachtung

Diese Skizze literarischer Landschaften aus der Feder donauschwäbischer Autoren konnte nur einige Aspekte anreissen. Dass drei bestimmte Autoren näher profiliert und mit Zitaten vorgestellt wurden, bedeutet nicht unbedingt eine gültige literarische Wertung, es geschah aber auch nicht ganz willkürlich.

Die drei behandelten Autoren gehören vom Alter her jeweils aufeinanderfolgenden Generationen an und weisen drei unterschiedliche Schreibstile auf. Ihre literarischen Arbeiten erfuhren unterschiedliche literaturkritische Resonanz. Sie repräsentieren durch ihre verschiedenen Lebenswege und deren Spiegelung im literarischen Werk das Nachkriegsschicksal der drei Teilgruppen der Donauschwaben. Der deutsche Autor aus dem ehemaligen Jugoslawien wurde früh von der Heimat getrennt, der ungarndeutsche im Heimatland assimiliert, die deutsche Schriftstellerin aus Rumänien steht in innerer Distanz zu einer äusserlich noch vorhandenen Heimatregion, die sie aber durch Aussiedlung letztlich doch verlor.

Die Vorstellung wichtiger Werke dieser drei Autoren möchte einen weitgespannten Bogen von Lebensbildern bieten, die donauschwäbisches Schicksal in seinen Leitlinien literarisch veranschaulichen und deuten sowie zu Vergleichen und weiterführender Lektüre anregen wollen.

Anmerkungen

- ¹ Über die Gründung und Arbeit von donauschwäbischen Landsmannschaften vgl. Senz, Josef V.: Die Landsmannschaft als Sammelbecken der Gemeinschaftskräfte. In: Bayerische Donauschwaben und donauschwäbische Bayern. Dreissig Jahre Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien, hg. von Josef Senz, München 1979, S. 18-20; Binder, Friedrich: Die Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien. In: Brücker, Christian L. (Hg.): Landsmannschaft der Donauschwaben – Patenschaftsjubiläen. München – Sindelfingen 1989, S. 47-54.
- ² Vgl. Wemi, Sebastian: Donauschwaben in Österreich. Ihre Lage und ihre Organisationen. In: Schuttack, Franz (Red.): Donauschwabenkalender, Aalen 1983, S. 123-124; Kreiner, Emmerich: Ein Vierteljahrhundert Donauschwäbische Arbeitsgemeinschaft in Österreich, Wien 1974, und Werni, Sebastian: Neue Heimat in Österreich, Wien 1970.
- ³ Vgl. dazu Wolf, Jakob: Das Haus der Donauschwaben in Sindelfingen. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1976, S. 235-237; Krämer, Adam: Realisierung der Landespatenschaft Baden-Württembergs über die Donauschwaben. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1986, S. 57-59.
Flügel, Ute: Weltoffen und weltweit. Die Patenschaft Stadt Sindelfingen-Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien. In: Franz Heinz (Red.): Der gemeinsame Weg Nr. 55, Bonn 1989, S. 36-39.
- ⁴ Nach Diplich, Hans: Das Haus der Donauschwaben in Sindelfingen. In: Essay. Beiträge zur Kulturgeschichte der Donauschwaben, Homburg/Saar 1975, S. 260.
- ⁵ Vgl. dazu Zimmermann, Harald: Ein neues Forschungszentrum in Tübingen. Das Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde. In: Heinz, Franz (Red.): Der Gemeinsame Weg Nr. 52, Bonn 1988, S. 21-23; Brantsch, Ingmar: Das Gemeinsame überwiegt. Eine zukunftsweisende Institution: das Donauschwäbische Institut Tübingen. In: Aesch, Georg (Red.): Der gemeinsame Weg Nr. 67, Bonn 1992, S. 34 f.; Die ersten fünf Jahre. In: Der Donauschwabe vom 23. August 1992, S. 5.
- ⁶ Brantsch, Ingmar, a.a. O., S. 35.
- ⁷ Hamm, Franz: Geschichte und Leistung des Südostdeutschen Kulturwerks. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1975, S. 78-84.
- ⁸ Zillich, Heinrich. Nach Hamm, a.a.O., S. 80.
- ⁹ Vgl. dazu Vastag, Hans: 40 Jahre St.-Gerhards-Werk. In: Gerhardsbote, Stuttgart 1992, S. 32.
- ¹⁰ Vgl. dazu Sonnleitner, Hans: Ziel, Aufgabe und Leistung der Stiftung sowie Senz, Josef V.: Die geistig-kulturelle Eingliederung und die Kulturstiftung der Donauschwaben. In: Senz, Ingomar (Red.): Zwischen Bewahrung und Anpassung – Erbe und Auftrag der Donauschwäbischen Kulturstiftung, München 1988, S. 7-11 bzw. S. 12-15.
- ¹¹ Oberkersch, Valentin in den «Donauschwäbischen Lehrer- und Forschungsblättern», Straubing 1971, S. 45.
- ¹² Brücker, Christian Ludwig: Die donauschwäbischen Lehrer in der Bewahrung. In: Wildmann, Georg (Hg.): Entwicklung und Erbe des donauschwäbischen Volksstammes, München 1982, S. 279-296.
- ¹³ Der Verfasser vertritt die Auffassung, dass die exemplarische Auswahl und die genaue Porträtierung von Einzelpersonlichkeiten einen im Detail gründlicheren, aber auch insgesamt informativeren Einblick in das donauschwäbische Kulturschaffen gewährt als ein knapper Überblick, der sich im Wesentlichen auf eine Auflistung von Namen, Daten und Fakten beschränken muss. Die hier von ihm getroffene Auswahl soll keine Wertung sein, sie ergab sich aber auch nicht zufällig. Sie berücksichtigt sowohl die drei donauschwäbischen Herkunftsländer wie die Bedeutung der betreffenden Persönlichkeit.
- ¹⁴ Autobiographische Angaben bei Günther, Klaus: Hans Diplich 70 Jahre alt. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1979, S. 1-4; Hügel, Kaspar: Symbolgestalt der Banater Schwaben. Hans Diplich zum 75. Geburtstag. In: Der Donauschwabe vom 26. Februar 1984, S. 1-2; Fassel, Horst: «Ich wohn im Land der obersten Gesetze». Hans Diplich wird achtzig. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1989, S. 3-5; Petri, Anton Peter: Hans Diplich. In: Biographisches Lexikon des Banater Deutschtums. Marquartstein 1992, Sp. 325-328.
- ¹⁵ Günther, Klaus: Hans Diplich 70 Jahre alt. a.a.O., S. 3.
- ¹⁶ Fassel, Horst: «Ich wohn im Land der obersten Gesetze». Hans Diplich wird achtzig. a.a.O., S. 4.

- ¹⁷ Friedrich Lotz, zitiert nach Günther, Klaus: a.a.O., S. 4.
- ¹⁸ Diplich, zitiert von Karl Heinz Gehrman in seiner Laudatio zur Verleihung des Georg-Dehio-Hauptpreises. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1974, S. 194.
- ¹⁹ Über Leben und Werk de Pontes vgl. Kronfuss, Wilhelm: Josef de Ponte 60 Jahre. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1982, S. 319f.; Binder, Friedrich: Josef de Ponte hat sich in Deutschland als Künstler durchgesetzt. In: Der Donauschwabe vom 5. April 1987, S. 1f.; Weissbarth, Johannes: Zum siebzigsten Geburtstag von Josef de Ponte – Eine Betrachtung über das Werk des donauschwäbischen Malers und Gestalters. In: Gerhardsbote 10/1992, S. 53f; Kronfuss, Wilhelm: Joseph de Ponte, Bad Windsheim, o. J.
- ²⁰ Kronfuss, Wilhelm: Joseph de Ponte, Bad Windsheim, o. J., S. XIX.
- ²¹ Ebenda, S. XV.
- ²² Die hier erstellte Biographie Gerhart Hetzels basiert auf Briefen und Mitteilungen von Frau Regula Hetzel, Georg Weiner, Tuttligen sowie seiner ehemaligen Schülerin Annegret Konopatzki, Duisburg, an den Verfasser, ferner auf Konzertkritiken, die Frau Hetzel zur Verfügung stellte.
- ²³ Vgl. Scherer, A.: Die Literatur der Donauschwaben als Mittlerin zwischen Völkern und Kulturen. Graz 1972.
- ²⁴ Eine kleine Auswahl sei hier angeführt: Scherer, A.: Einführung in die Geschichte der donauschwäbischen Literatur. In: Die nicht sterben wollten, Graz 1985, 2. Aufl.; Fassel, Horst: Die Literatur der Donauschwaben. In: Gottzmann, C.L. (Hg.): Unerkannt und unbekannt, Tübingen 1991, S. 239-260; Szabo, J.: Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur, in: Gottzmann, C.L. (Hg.), a.a.O., S. 281-297; Fassel, H.: Das Banat im deutschen Schrifttum. In: Längin, B. G.: Rumäniendeutsche zwischen Bleiben und Gehen, Bonn 1987, S. 70-73; Schlesak, D.: Unser Erbe, das Nichts. Die gestundete Zeit der Rumänien-deutschen und ihre Literatur, in: DIE ZEIT Nr. 42 vom 14.10. 1988, S. 78f.
- ²⁵ Nach erfolgter Drucklegung konnten die inzwischen erschienenen Werke Weidenheims nicht mehr berücksichtigt werden: Weidenheim, J.: Lied vom Staub, Salzburg 1992. Ders.: Heimkehr nach Maresi, Salzburg 1994.
- ²⁶ Weidenheim, J.: Maresiana, Stuttgart 1960, S. 19 und 21.
- ²⁷ Ders., ebenda, S. 8f.
- ²⁸ Ders., Pannonische Novelle, Salzburg 1991, S. 72f.
- ²⁹ Ebenda, S. 22.
- ³⁰ Ders., Maresiana, S. 67f.
- ³¹ Ebenda, S. 72f.
- ³² Ders., Treffpunkt jenseits der Schuld, Gütersloh 1956, S. 282 f.
- ³³ Ders.: Pannonische Novelle, S. 17f.
- ³⁴ Ebenda, S. 29.
- ³⁵ Ders.: Treffpunkt..., S. 256f.
- ³⁶ Ders.: Maresiana, S. 94 und 99.
- ³⁷ Ders.: Treffpunkt..., S. 256f.
- ³⁸ Ebenda, S. 310.
- ³⁹ Scherer, Anton: Einführung in die donauschwäbische Literatur, a.a.O., S. 250.
- ⁴⁰ Weidenheim, Treffpunkt..., S. 163f.
- ⁴¹ Ebenda, S. 426 f.
- ⁴² Ebenda, S. 437 f.
- ⁴³ Ders.: Mensch, was für eine Zeit oder Eine Laus im deutschen Pelz. München 1968, S. 122.
- ⁴⁴ Ders.: Pannonische Novelle, S. 68f.
- ⁴⁵ Ebenda, S. 111.
- ⁴⁶ Kalász, M.: Winterlamm, Graz-Wien-Köln 1992, S. 96 f.
- ⁴⁷ Ebenda, S. 125.
- ⁴⁸ Ebenda, S. 91 f.
- ⁴⁹ Ebenda, S. 119f.
- ⁵⁰ Ebenda, S. 130f.
- ⁵¹ Ebenda, S. 141.
- ⁵² Ebenda, S. 179f.
- ⁵³ Ebenda, S. 315ff.
- ⁵⁴ Ebenda, S. 350f.
- ⁵⁵ Ebenda, S. 306.

-
- ⁵⁶ Ebenda, S. 444.
⁵⁷ Vgl. Schlesak, D.: Unser Erbe, das Nichts. Die gestundete Zeit der Rumäniendeutschen und ihre Literatur. In: Die Zeit Nr. 42 vom 14. Oktober 1988, S. 78f.
⁵⁸ Ebenda, S. 79.
⁵⁹ Der Spiegel vom 30.7.1984
⁶⁰ Müller, H.: Niederungen, Berlin 1984, S. 22.
⁶¹ Ebenda, S. 122.
⁶² Ebenda, S. 124 f.
⁶³ Ebenda, S. 85 f.
⁶⁴ Ebenda, S. 123.
⁶⁵ Ebenda, S. 73.
⁶⁶ Ebenda, S. 68 f.
⁶⁷ Ebenda, S. 87.
⁶⁸ Ebenda, S. 24.
⁶⁹ Ebenda, S. 140.
⁷⁰ Ebenda, S. 142.
⁷¹ Ebenda, S. 94.
⁷² Dieselbe: Der Mensch ist ein grosser Fasan auf der Welt, Berlin 1986, S. 5.
⁷³ Ebenda, S. 99.
⁷⁴ Ebenda, S. 19.
⁷⁵ Ebenda, S. 63 f.
⁷⁶ Ebenda, S. 58 f.

Anhang

Dokument I

Das erste habsburgische Impopulationspatent vom 11. August 1689

Von der Röm: Käyser: auch zu Hungarn und Böhaimb Königlichen Majestät Unsers allergnädigsten Herrn in Sache dess Hungarischen Einrichtungswerck verordneten Commission wegen wird hiemit Männiglichem, deme solches neu zu wissen vonnethen ist, aller Orthen Inn- und Äusser Lands zuvernehmen gegeben: Was gestalt höchstgedachte Käyserl. und Königliche Majestät zu besserer Auffhelffung, Wider Erhebung und Bevölckerung deroselben durch eine Zeit wehrende inn- und äusserliche Krieg und destwegen von allen Seithen vorgegangene hin-, her-, und Durchzüch und Lagerungen, so grosser sowohl Feindlicher, als aigner Armaden und Auxiliär Völcker, fast gänzlich zu Grund gerichteten und abgeödten Erb-Königreichs Hungarn allergnädigist entschlossen, alle und jede, was Standts, Nation und Religion, inn- und ausser Landts die seynd, welche sich in gedachten Königreich Hungarn und demselben angehörigen Landen Häusslich nider zulassen Lust und Sinn haben, sowohl in Städten, als auff dem Landt, für freye Burger und Unterthanen, jedoch respectu deren anderen Erbländer, die ohne dem der Zeit mehrere Unterthanen zu stüfften nöthig haben, gegen Vorzaigung ordentlicher Loss = Brieff¹ gnädigist an- und ein-zunehmen; Und dass denenselben nicht allein die Häuser in Städten umb ein gantz geringen Preyss und Werth auf dem Land aber gar umbsonst sambt dar zue erforderenden genugsamben Hauss-Gründen eigenthumlich cum Jure perennali et aliendi facultate² eingegeben werden; Sondern auch damit jeder desto besser sein Hauss und Gründe zuerheben und zum Genuss zubringen Zeit und Gelegenheit haben möge, anbey und zwar denen Innländischen drey, und denen Aussländischen, weil selbe grössere Unkosten aufzuwenden haben, Fünff Frey Jahr von allen Gaaben und Robathen verliehen; nicht weniger zu Behueff deren Bau-Unkosten die Bau-Materialien auff jedes aigenen Unkosten aller Orthen frey und ohne Bezahlung einiger Mauth oder anderen Gebühren auffzubringen und zuerzeugen erlaubet; nach Ausgang deren Frey Jahren aber jedwederer die allgemeine Anlagen und Onera, wie auch gewöhnliche Herren Gaaben und Robathen, die aber Ihre Käyserl. und Königliche Majestät fürohin in disen neu eroberten Landen auff ein gewisses, nemlich drey Täg in der Wochen gemässiget haben wollen, zu raichen, zu tragen und zu laisten schuldig seyn; auch da ein oder andern in diser oder jener Gespanschafft, Stadt, und Dorff oder in diesem Königreich zu bleiben nicht gelüstete, jedem sein Domicilium in dem Königreich nach belieben zu transferiren oder gar zu emigriren denen Reichs Gesätzen gemäss frey stehen solle. Über dises haben mehr höchstgedachte Käyserl. und Königliche Majestät auch hierinfahls nöthig zu seyn gnädigist befunden, dass denen Künstlern und Handwerckem obschon selbe in gewisse Zunfften oder Collegia ab- und einzutheilen, nichts destoweniger für dissmahl und biss auff andere Zeiten die so kostbare Maisterstuck und Einholung deren Geburts- und Lehr-Brieff, auch schwäre Observanz deren anderweitigen Handwercks-Ordnungen, wann selbe ihre Kunst und Handwerck nur wohl verstehen, allerdings nachzusehen und ausszustöllen³; forderist aber zu Einführung deren Manufacturen und Commerciën, auch Fortpflanzung deren in disem Königreich vilfältigen reichen Bergwercken, besondere und genugsambe Privilegien zu ertheilen und sonst gute Policy-Ordnungen zu Erhaltung und Vermehrung der Burger- und Baurtschafften einzuführen. Zumahlen aber die angezühlte

¹ Entlassungsschein

² zu immerwährendem Recht, d.h. auf Lebenszeit, und mit dem Recht, diese Gründe zu veräussern

³ auszusetzen

Würckung diser gnädigsten Intention, biss solche recht Kund und Wissend werde, auch die Beschaffenheit der Sache es selbst zulasset, wenigst à potiori⁴ noch ein geraume Zeit erfordert, hingegen biss dahin vil tausend deren fruchtbarsten Grundstücken, ja fast gantze Landschafften ungebauet bleiben und je länger je mehr verwüsten: Solchemnach ist weiters Ihre Käyserl. und Königliche Majestät gnädigster Will und Mainung, inmittls pro remedio temporaneo⁵ zu verordnen, dass allen und jedem ohne aussnamb, wer da wolte Grundstücker, als Aecker, Wisen, Weinberg und Gärten umb ein geringes Schreibgelt und bloss gegen Raichung eines Pfening Dienst in recognitionem Dominii⁶ ausser dess Zehends abzulesen und zu bauen erlaubet seyn solle; Dergestalt, dass wann bey künftiger Ab- und Einthailung deren Gründen solche abgelöste Grundstück anderen Grundholden oder der Gemain als Hauss- oder Gemain Gründ nicht zufahlehen, demjenigen, der solche gebauet, vor andern umb die gebührende Tax zu verkauffen, oder da es etwo dessen aigenen Hauss auff dem Land zugethailt wurde, obgedachtermassen umbsonst eigenthumblich verbleiben; Im widrigen aber dem vorigen Bauman⁷, da die Fechsung noch in Feld oder Weinberg stehet, die Bau Unkosten respectu solcher Fechsung völlig zu refundieren und zum Genuss seiner Mühe noch darüber die halbe Fechsung pro tune⁸ zu lassen; In den Weinbergen jedoch, weil auss selben der Genuss dess angewendten Erhebungs Bau erst in drey oder vier Jahren zu hoffen, die Mühe extra nach dem an jedem Orth gewöhnlichen Baulohn zu ersetzen seye.

Geben in der Käyserl. Residentz Stadt Wienn, den Ilten Augusti dess Ain tausend Sechs hundert Neun und achtzigsten Jahrs.»

(HHStA zu Wien, Hungarica, Faszikel 12, Patente, Zirkulare und Verordnungen Nr. 149, B 226; zitiert nach Taffemer, Anton: Quellenbuch zur Donauschwäbischen Geschichte, Bd. I, München 1974, S. 53-55.)

Dokument II

Die Bogaroscher Schwabenpetition an den Kaiser

«Euer Majestät: Allergnädigster Kaiser und Herr!

Das höchst segensreiche und völkerbeglückende Wirken Ihre Majestät der unsterblichen Kaiserin Maria Theresia glorreichen Andenkens hat vor beinahe einem Jahrhundert in das Temeschwarer Banat und in die angrenzenden Bacser und Arader Gespanschaften aus verschiedenen Gegenden des deutschen Reiches Ansiedler berufen und dieselben in ihren neuen Wohnorten mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit versorgt, um deutschen Fleiss und Tätigkeit in das dazumalen verödete, grösstenteils durch Sümpfe und Überschwemmungen höchst ungesunde und beinahe ganz entvölkerte Banat zu verpflanzen. Der herrlichste Erfolg krönte das zum Heile der Völker begonnene Unternehmen, deutsche Arbeitslust, mit Ausdauer gepaart, hatte bald selbst die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten und Kultur-Hindernisse beseitigt, hier Kanäle gegraben, um den Sümpfen ihre Seuchen und Fieber erzeugenden faulen Gewässer zu entführen, dort Dämme aufgeworfen, um neuen Überschwemmungen vorzubeugen, öde Wüsten in lachende Landschaften und trockengelegte Sümpfe in üppige Fruchtfelder umzuschaffen. Zwar erlagen tausende unserer Väter in dem Kampfe mit den verpestete Düfte aushauchenden Sümpfen, denen sie ihr zugemessenes Stückchen Land mit Aufopferung der Gesundheit und oft des Lebens abgewinnen mussten, doch war die einst empfangene kaiserliche Huld und Gnade jederzeit der Mut einflössende Stern, dessen Anblick zu neuer Tätigkeit entflamte, bis selbst der Einfluss feindlich gesinnten Klimas überwunden, der Ackerbau zu einer nicht gewöhnlichen Vollkommenheit sich emporschwang – das Banat zur Kornkammer des Landes, zur

⁴ vom Tüchtigeren

⁵ als Heilmittel zur rechten Zeit

⁶ zur Anerkennung des Herrschaftsrechtes

⁷ Bauer

⁸ im Verhältnis von damals, d.h. zur Zeit des vorigen Bebauers

Perle des ungarischen Reiches und zu einem der gesegnetsten Landstriche der österreichischen Monarchie geworden.

Dass bei so bewirkten Fortschritten materiellen Wohlstandes die deutschen Bewohner des Banates auch in ihrer geistigen Bildung neben anderen Nationalitäten nicht zurückgeblieben, beweisen ihre besser eingerichteten und reichlicher dotierten Schulen, ferner dass die Steuern im Lande nirgends pünktlicher entrichtet werden, die öffentlichen Lasten nirgends williger getragen, dagegen gröbere Verbrechen nirgends seltener vorkommen, als in den deutschen Gemeinden des Banates. Diese in tiefster Untertänigkeit erwähnten Tatsachen, welche kein Verdienst, sondern bloss das Ergebnis treuer Erfüllung aufhabender Untertanspflichten sind, können uns nie verleiten, vor anderen uns umwohnenden Völkerstämmen einen Vorzug beanspruchen zu dürfen, wohl aber verpflichten sie uns, jede andere Nationalität zu achten und zu ehren; nur den kleinen Ruhm, dass die auf die Ansiedlung unserer Väter von Seite des k. k. Ärars verwendeten Kosten nicht nutzlos verausgabt worden, und dass wir nicht ganz unnütze Glieder in der grossen Kette der österreichischen Monarchie sind, wagen wir mit demutvoller Untertänigkeit zu beanspruchen.

In Frieden und bester Eintracht mit allen Völkerstämmen durchlebten wir unbekümmert um Weltereignisse und Regierungsformen, mit unserer Lage völlig zufrieden, beinahe ein Säculum – Arbeit war nur unser Element, das Stückchen Feld, das wir bebauten, unsere Welt, das einzige Ziel, nach welchem wir gemeinsam strebten, war: fleissige Bauern und treuegehorsame Untertanen zu sein. So kam das verhängnisvolle Jahr 1848, wo der laute Ruf der Gleichberechtigung aller Nationalitäten auch uns aus dem Schlummer politischer Untätigkeit erweckte, und uns nun erst wahrnehmen liess, dass es für uns, als Stammverwandte der grossen deutschen Nation sehr drückend und betrübend sei, sehen zu müssen, wie der deutsche Volksstamm, welcher im ganzen Ungarlande zerstreut Millionen, hier aber in dieser Gegend an eng beisammen Wohnenden dritthalbhunderttausend Köpfe zählet, nicht mit den Übrigen als gleichberechtigte Nation, sondern bloss als eine schutzlose Waise im Hause einer anderen Nationalitäts-Fraktion betrachtet werde. Anfangs glaubten wir den Drang nach Gleichberechtigung mit den übrigen Nationen und Mitbewohnern unseres Vaterlandes in unserer Brust verbergen zu müssen, denn nicht konnten, nicht durften wir die unheilvollen Wirren jener Zeit noch vermehren, später aber gewährte uns die, von Eurer Majestät allen getreuen Untertanen, der einigen, grossen und unteilbaren Österreichischen Monarchie, allergnädigst verliehene Reichsverfassung weit mehr Rechte, als wir bei dem kühnsten Fluge unserer Hoffnung wünschen konnten – und erst als die ruhmgekrönten Truppen Eurer Majestät die lodernde Fackel des unheilvollsten Bürgerkrieges auslöschten, und wir unter den schützenden Fittichen des Friedensengels uns zu erholen, der erlangten Gnaden und Rechte uns zu erfreuen begannen, als die heissesten Dankgefühle zum Throne Eurer geheiligten Majestät als unseren aller gnädigsten Retter und Beglückter aus der Tiefe aller Herzen emporstiegen, da wurde uns bekannt, dass die in Ungarn, Banat, wohnenden Serben, noch immer die Errichtung einer eigenen Woiwodschaft – worin Geschäftssprache, Religion, und alle bürgerlichen Einrichtungen den Typus ihrer Nationalität tragen sollen, eifrigst wünschen, und alles aufbieten, um diesen ihren Wunsch verwirklicht zu sehen. Wenig würde uns solches Begehren kümmern, wenn nicht eben wir, die Torontaler, Bacser, und ein Teil der im Temescher Komitat wohnenden Deutschen einen integrierenden Teil dieser Woiwodschaft ausmachen sollten. Kaum befreit von dem Drucke einer anderen Nationalität, kaum die Süssigkeit kostend, unsere Muttersprache auch in öffentlichen Geschäften gebrauchen zu dürfen, sollen wir, der zahlreichere, in Sprache und Abstammung dem Erlauchten Kaiserhause verwandte Stamm, den Minderzahlreichen als Anhängsel zugegeben werden? Dies ist es, Eure Majestät! was uns betrübt, und was uns bewog, dieses unser untertänigstes Bittgesuch Eurer geheiligten Majestät kniefällig zu unterbreiten. Wir wünschen nichts sehnlicher, als unter dem unmittelbaren Schutz Eurer Majestät, Glieder der grossen österreichischen Monarchie zu sein; doch sollte es Eurer Majestät gefallen, den Serben zur Wahrung ihrer Nationalität einen Woiwoden, den Rumänen einen Capitain, den Slowenen (= Slowaken) Oberungarns ein eigenes Oberhaupt zu geben, so wagen auch wir demütigst Gefertigte im Namen aller deutschen Gemeinden kniefällig zu bitten: Allerhöchstdieselben mögen auch uns, unter dem Namen eines deutschen Grafen, nach dem Vorbilde des Sachsengrafen in Siebenbürgen ein unmittelbares Oberhaupt einsetzen geruhen. Nicht der Wunsch nach nationaler Selbständigkeit, nicht separatistische Tendenzen sind es, die uns diese unsere untertänigste Bitte abdrängen. Nochmals wiederholen wir es: wir wollen Untertanen eines grossen Staates sein, in dem es nicht Ungarn, nicht Böhmen, nicht Polen oder Serben, in dem es nur glückliche, auf ihre allgemeine Nationalität stolze Österreicher gäbe, und nur in dem Falle, als die Nationalität jedes einzelnen Volks-Stammes consolidiert würde, bitten wir um allergnädigste Berücksichtigung auch der Unsrigen. Auch wir mögen uns dann des Glückes erfreuen, ein unmittelbares Oberhaupt zu haben, unter dessen

Schutz unsere Angelegenheiten, Gerichtspflege und öffentliche Verwaltung in deutscher Sprache und nach deutscher Sitte behandelt, gepflogen und geleitet werden.»

Es folgen die Unterschriften von 31 Vertretern und Vorständen aus 13 Banater Gemeinden.

Zitiert nach Hockl, Hans Wolfram (Hg.): Heimatbuch der Donauschwaben. München 1958, S. 108-111.

Dokument III

Bericht der «Frankfurter Zeitung» über ungarische Wahlen

«Es gibt im eigentlichen Ungarn 413 Wahlbezirke mit etwa 1 Mill. Stimmberechtigter. Zu den meisten Wahlbezirken gehören 15-30 Gemeinden mit je 50 bis 400 Stimmberechtigten. Die Abstimmung findet nur an einem Ort des Bezirkes statt.

Wenn der Bezirk seine Kandidaten, gewöhnlich zwei, aufgestellt hat, so beginnt die ‚Arbeit‘. Die Freunde und Verwandten des Kandidaten werden seine Hauptkortesche. Jeder Hauptkortesch besucht ein Dorf des Bezirkes. Er mietet ein Wirtshaus, wo sofort eine Fahne seiner Partei ausgestreckt wird, und nimmt sich um Geld gewöhnliche Kortesse, die oft genug anerkannte Taugenichts sind. Nun beginnt die Unruhe. Jeder Dorfbewohner will Fahnen, Federn und andere Abzeichen des Kandidaten. Nach einigen Stunden scheint es, das ganze Dorf gehöre einer Partei an. Jetzt kommt der Kandidat selbst in das Dorf. Bezahlte junge Leute reiten ihm voran. Der Kandidat hält seine Programmrede, wobei die Kortesse sehr oft ‚Eljen‘ und ‚ugy van‘ (so ist’s) schreien. Die anderen Anwesenden brüllen es nach, der zehnte wird aber kaum wissen oder sich darum kümmern, was der Kandidat eigentlich spricht. Nach der Rede beginnt das Kneipen, natürlich auf Kosten des Kandidaten. Dieser fährt danach weiter, um in einem anderen Dorf des Bezirkes seine Rede zu halten.

Nach einem oder zwei Tagen kommt der Gegenkandidat ins Dorf. Der Vorgang ist nun derselbe. Die Fahnen des ersten Kandidaten werden eingezogen, das ganze Dorf trägt jetzt die Abzeichen seines Gegners, denn ein jeder will sich auch von diesem traktieren lassen. Erst wenn auch der zweite Kandidat fort ist, formen sich die beiden Parteien im Dorfe.

Nun kommt der vorletzte Tag vor der Abstimmung. Der Hauptkortesch führt die Kasse, er trifft die notwendigen Anordnungen. Die käuflichen Stimmen (es sind recht viele) werden noch einmal kräftig bewirtet. Damit vergeht die Nacht, dann werden die Wähler, natürlich auf Kosten des Kandidaten, per Bahn oder Achse zum Ort der Abstimmung geführt. Hier werden sie dörferweise gruppiert, in Wirtshäuser gesperrt und von da unter Aufsicht der Kortesse ins Wahllokal geführt. Noch während der Abstimmung werden Stimmen gekauft. Die Kortesse suchen der Gegenpartei ihre Fahnen und Federn wegzunehmen, wobei es häufig genug zu Schlägereien kommt. Der siegreiche Kandidat gibt dann den Aldomas, d.h. er zahlt Wein und Bier. Dann werden die Wähler nach Hause geliefert und der Abgeordnete lässt sich gewöhnlich bis zur nächsten Wahl nicht wieder sehen.

Natürlich gibt es auch Bezirke, die der intelligenteren Städte, wo die Wahlen etwas würdiger vorgenommen werden. Man kann jedoch mit Bestimmtheit behaupten, dass in 80% der Bezirke wie geschildert gewählt wird. Trotz dem hohen Zensus weiss der Zehnte kaum, warum er wählt. Geld, Alkohol und Pression wirken das meiste. Auch das geplante geheime Wahlrecht würde zunächst wenig helfen. Die Völker Ungarns sind noch zu weit von der politischen Reife entfernt. Es sei noch angeführt, was in einem mittelgrossen Bezirk eine Wahl kostet: ohne Kampf 20-25'000 Kronen, mit Kampf 40-60'000 Kronen. Eine Stimme kostet, falls ein Kampf stattfindet, 25-30 Kronen. Es gibt jedoch auch Bezirke, die billiger sind, auch solche, die mehr als 100'000 Kronen kosten.»

Zitiert aus dem «Deutschungarischen Volksfreund» Nr. 19 vom 12. 5.1906, S. 3.

Dokument IV

Das Wiener Volksgruppenabkommen

Deutsch-ungarisches Protokoll vom 30. Aug. 1940

I.

«In dem Wunsche, die Stellung der deutschen Volksgruppe in Ungarn entsprechend den beiderseitigen freundschaftlichen Beziehungen zu gestalten, haben die Reichsregierung und die Königliche Ungarische Regierung nachstehende Vereinbarungen getroffen:

1. Die Königlich Ungarische Regierung gewährleistet den Angehörigen der deutschen Volksgruppe die Möglichkeit, ihr deutsches Volkstum uneingeschränkt zu erhalten. Sie wird dafür Sorge tragen, dass den Angehörigen der deutschen Volksgruppe aus der Tatsache der Zugehörigkeit zur Volksgruppe und aus ihrem Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung in keiner Weise und auf keinem Gebiet Nachteile irgendeiner Art erwachsen.

2. Angehöriger der Volksgruppe ist, wer sich zum Deutschtum bekennt und von der Führung des ‚Volksbundes der Deutschen in Ungarn‘ als Deutscher anerkannt wird.

Entsprechend diesen Grundsätzen wird insbesondere Folgendes festgestellt:

a) Die Angehörigen der deutschen Volksgruppe haben unter Berücksichtigung der bezüglichlichen allgemeinen Vorschriften das Recht, sich zu organisieren und Verbände für besondere Zwecke, wie z.B. für Jugendpflege, für Sport, für künstlerische Betätigung und so weiter zu bilden.

b) Die Angehörigen der Volksgruppe können in Ungarn jeden Beruf unter den gleichen Bedingungen und Voraussetzungen wie die anderen ungarischen Staatsangehörigen ausüben.

c) Die Angehörigen der Volksgruppe werden entsprechend ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung Ungarns bei der Besetzung der ungarischen Behörden und der Zusammensetzung der Selbstverwaltungskörper, insofern die Besetzung durch Ernennung erfolgt, berücksichtigt werden. Die volksdeutschen Beamten sind vorzugsweise bei den Behörden in den volksdeutschen Siedlungsgebieten und in den übergeordneten Zentralbehörden zu verwenden.

d) Alle Kinder der Angehörigen der Volksgruppe sollen die Möglichkeit haben, unter den gleichen Bedingungen, wie sie für die ungarischen Schulen gelten, eine Erziehung auf volksdeutschen Schulen zu erhalten, und zwar auf höheren, mittleren und Grundschulen sowie auf Fachschulen. Die Ausbildung eines geeigneten und ausreichenden volksdeutschen Lehrernachwuchses wird ungarischerseits in jeder Weise gefördert werden.

e) Die Angehörigen der Volksgruppe haben das Recht auf freien Gebrauch ihrer Sprache in Wort und Schrift, sowohl in ihren persönlichen und wirtschaftlichen Beziehungen, als auch in öffentlichen Versammlungen. Die Herausgabe von Tageszeitungen, Zeitschriften und sonstigen Veröffentlichungen wird keinen Beschränkungen unterworfen werden, die nicht auch für die Herausgabe von entsprechenden Veröffentlichungen in ungarischer Sprache gelten.

In den Verwaltungsgebieten, in denen die Angehörigen der deutschen Volksgruppe mindestens ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen, können sie sich für den amtlichen Verkehr in diesen Bezirken der deutschen Sprache bedienen.

f) Die Volksgruppe hat die Befugnis zur wirtschaftlichen Selbsthilfe und Ausgestaltung ihres Genossenschaftswesens.

g) Ungarischerseits werden alle Massnahmen vermieden werden, die dem Zwecke einer zwangsweisen Assimilierung, insbesondere durch Madjarisierung der Familiennamen dienen könnten. Die Angehörigen der Volksgruppe haben das Recht, einen in ihrer Familie früher geführten Namen wieder aufzunehmen.

h) Die Angehörigen der Volksgruppe haben auf kulturellem Gebiet das Recht zum freien Verkehr mit dem grossdeutschen Mutterland.

II.

Zwischen der Reichsregierung und der Königlich-Ungarischen Regierung besteht volles Einverständnis darüber, dass die vorstehenden Grundsätze in keiner Weise die Pflicht der Angehörigen der Volksgruppe zur Loyalität gegenüber dem ungarischen Staate berühren sollen...

III.

... bezieht sich auf die besonderen Verhältnisse der Deutschen in Siebenbürgen und ist deshalb hier entbehrlich.

Wien, den 30. August 1940. Für die Reichsregierung: Joachim von Ribbentrop, Reichsminister des Auswärtigen; für die Königl. Ung. Regierung: Csáky, Königl. Ung. Aussenminister.»

Quelle: Monatshefte für Auswärtige Politik, September 1940. Zitiert nach Weidlein, Johann: Geschichte der Ungarndeutschen in Dokumenten. 1930-1950. Schorndorf 1959, S. 279-282.

Dokument V

Niederschrift eines Gesprächs mit Frau Emma Gärtner, Siebenbürger-Platz 8, 5276 Wiehl 3 und Johann Böhm, Studienrat, Postropsweg 37, 5120 Herzogenrath-Strass.

Berichterstatterin (Emma Gärtner) war von 1938 bis 1945 Lehrerin und Ortsfrauenführerin in der Gemeinde Bulkesch, Kreis Alba/Siebenbürgen.

Gesprächsthema: Die Einstellung der deutschen Bevölkerung in Bulkesch zur Politik der DVR.

Böhm: Wie machte sich die ablehnende Haltung der Siebenbürger Sachsen gegenüber der Politik der DVR in Bulkesch bemerkbar?

Gärtner: Diese Frage kann man nicht in zwei Sätzen beantworten, sie bedarf einer tieferen Analyse. Bevor ich auf die Fragestellung eingehe, möchte ich über die Periode bis 1941 etwas sagen. Als ich 1938 zur Ortsfrauenleiterin in Bulkesch ernannt wurde, war der grösste Teil der deutschen Bevölkerung von dem Nationalsozialismus begeistert. Diese Begeisterung ist darauf zurückzuführen, dass die rumänische Regierung es immer wieder versuchte, die materielle und geistige Existenz der Deutschen in Rumänien zu beschneiden. Darum klammerten sich die Deutschen in Rumänien an die nationalsozialistische Weltanschauung – die ihnen besonders durch die radikale DVR schmackhaft gemacht wurde – in der Hoffnung, sich doch noch von dem rumänischen Druck befreien zu können. Da diese erhoffte Freiheit nicht eintrat und die Regierung Antonescu dem Ansinnen der Volksführung – die Deutschen mit den Rumänen gleichzustellen – ein kategorisches «Nein» entgegensetzte, wuchs die Enttäuschung. Als dann der Krieg ausbrach und die jungen Männer zur Wehrmacht und Waffen-SS einberufen wurden, verbreitete sich Schrecken, der die Deutschen in Rumänien hilflos machte. Die deutsche Bevölkerung erkannte nach 1941, dass die Volksführung unter Andreas Schmidt sich nicht für das Wohl der Deutschen in Rumänien einsetzte, sondern diese für die Kriegsziele des Nazideutschland verwendete.

Böhm: Wie konnten Sie die ablehnende Haltung der deutschen Bevölkerung in Bulkesch gegenüber der Politik der DVR nach 1941 feststellen?

Gärtner: Bis 1941 beteiligten sich alle – von gelegentlichen Ausnahmen abgesehen – bei Spenden für die Wehrmacht und am Arbeitsdienst. Anfang 1941 begann die Zahl derer zu wachsen, die nicht mehr bereit waren, die Politik der DVR materiell zu unterstützen. Ende 1941 und danach, waren nur noch 1/3 der Bevölkerung bereit, den Aufforderungen der Volksführung zu folgen, aber innerlich taten auch diese es nicht aus Überzeugung. Die Einwohner aus Bulkesch stellten fest, dass die Idee des Nationalsozialismus nicht ihrer Lebensweise entsprach, darum wandten sie ihr den Rücken. Dies machte sich besonders bei Tanzveranstaltungen bemerkbar, wo es oft zu Auseinandersetzungen kam. Die Bevölkerung blieb zwar in ihren alten Organisationen, scharte sich aber um den Pfarrer. Zu politischen Veranstaltungen kam es nicht, weil man noch immer Angst hatte.

Wiehl, den 28. September 1980

gez. Emma Gärtner

Dokument VI

Zwangsmassnahmen und Misshandlungen bei der Aushebung von Volksdeutschen aus Bukin zum Dienst in der Waffen-SS Ende September 1944; Flucht des Vfs. und anderer Volksdeutscher in den Heimatort.

An einem Sonntag, am 24. September 1944 umstellten die SS, lauter so halbwichsige, das Dorf, angeführt von unseren Kulturbindler. Schon in der Früh, als noch finster wahr, sein sie von Haus zu Haus, wo Schwarze (Volksdeutsche, die aus religiösen oder politischen Gründen bzw. magyarenfreundlicher Einstellung den Eintritt in Kulturbund oder Volksbund verweigerten) wohnten und nicht freiwillig eingerückt sein. Sie sein eingedrungen wie die Verbrecher, und die Männer mit Gewalt mitgeschlebt; wo aber der sogenannte Schwarze nicht zuhause wahr, nahmen sie einfach die Frau oder die Mutter mit; am ende des Dorfes wurden sie auf bereitstehende Bauernwegen aufgeladen und nach Parabut verschiebt und dort eingespert. Dan gegen 9 Uhr haben die Ungarische Schandarmarie einhalt geboten, aber leider hat es nicht lange gewirkt, gegen Mittag kahn dan Bevel, die Schandarmarie hat müssen zurück treten, dan haben sie noch die restlichen mitgenommen und auch nach Parabut verschiebt. Während dem ist meine Mutter vor angst zusammengebrochen und nach zwei Tagen gestorben.

In Parabut wahr das ganze Dorf auf den Füßen. Als wier Parabut erreichten, sein schon viele auf den Wägen überfallen worden. An einem Hof mussten wier alle absteigen und uns aufstellen. Schweibens Hans, Maurer, und Fischer Martin wahren schon am Vormittag in Parabut angekommen, die zwei hatten die SS schon halb Tod geschlagen und in eine Bretter Hütte eingespert, in dieser Hütte wahren vorher die Juden gefoldert worden, da wahren die Blutspuren noch sichtbar. Mich nahmen zwei SS von den anderen weg und trieben mich auf der Gasse vort, da riessen die SS, die mich trieben, ein Tor auf und zerten mich hinein; dan ging es erst richtig los, sie haben mich auf den Boden geschmissen, mit den Füßen getreten und mit dem Gäwehr auf mich dreingeschlagen, so lange es ihnen gefallen hat; dan ging der Weg weiter bis zum Gemeinde Haus, dort warfen sie mich auf einen Steinboden und haben mich halb Tod geschlagen und in das Gemeinde Arest gespert. Da wahren noch drei Junge Burschen eingespert, auch von diesen nahmen sie öfters einen heraus und haben sie auch solange geschlagen, bis sie halb Tod wahren.

Dan, Montag in der Früh, kahn ich zu den anderen. Wier wurden dort gehalten wie die grössten Verbrecher, niemand durfte auch aus dem Raum hinaus, nicht einmal aufs Klo. Wier wurden dan alle nach Hodschag getrieben. So junge 17- bis 18-Jährige SS wahren unsere begleider. Auf dem Weg mussten wier öfters auf-nieder machen und im Laufschrift laufen, dan nahmen sie öfters von unseren jüngeren Burschen paar, die sein getreten und geschlagen worden.

In Hodschag angekommen, mussten wier uns in dem Bürgerschulhof aufstellen, dort wahren dan andere SS, Bosnacken (Bosniaken, Bosnier), die haben uns immer gedroht, wier werden umgebracht oder erschossen. Inzwieschen fing es dan zu Regnen ahn. Dort standen wier einige Stunden im Regen, dan ging der Weg zurück wieder nach Parabut; auf dem rückweg ging die Schlägerei wieder wie vorher, nur wahr es noch schlimmer, weil es Regnette. In Parabut angekommen, mussten wier in einen Hof, der wahr voll Wasser, von Regen; in diesem Wasser mussten wier auf-nieder machen, dort haben die SS den jüngeren mit den Füßen auf den Kopf getreten, das sie unter das Wasser kahmen. Das ging so fast eine Stunde. Bis durch Einspruch erhebung unseres Unter Notars, welcher ein Russe ist, aber der freiwilliger SS Ofiezier wahr, durften wier dan abtreten und in unser Quartier zurück. – An diesen allem wahren unsere Dorfsleute die anstifter (Von ähnlichen Vorkommnissen bei der Aushebung der bisher noch nicht zum Wehrdienst eingerückten Volksdeutschen Ende September 1944 wird aus verschiedenen Orten der Batschka berichtet).

Erlebnisbericht des Landwirts Benedikt Pfuhl aus Bukin, Bezirk Deutsch Palanka in der Batschka. Original, Mai 1958.

Aus: Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa Bd. V.

Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien, München 1984, S. 80 f.

Dokument VII

Peter Flanjak aus Apfeldorf / Jabuka, Kreis Panschowa, berichtet

Mit dem Rückzug des deutschen Militärs im September 1944 begann auch in unserem Dorf das Chaos. Es wurden Vorbereitungen für die Flucht getroffen. Leiterwagen wurden zu Planwagen umgebaut, mit Proviant und dem Nötigsten beladen.

Das von der deutschen Wehrmachtsleitung in Belgrad Mitte September 1944 erlassene Evakuierungsverbot wurde befolgt und alle, bis auf wenige Ausnahmen, blieben. Man machte sich gegenseitig Mut mit den Worten: «Wir haben doch niemandem etwas getan, also wird man uns auch nichts tun.» Wie verhängnisvoll diese Annahme war, zeigen die nachfolgenden Zahlen.

Am 4. Oktober 1944 marschierten die Russen in unser Dorf ein. Sie raubten und plünderten, knüppelten nieder, was sich ihnen in den Weg stellte. Sie belästigten und vergewaltigten alle Frauen, derer sie habhaft wurden, stellten ihre lahmen, halb verhungerten Maulesel in den Stall, nahmen sich die guten Pferde und zogen weiter.

Nach dem Durchmarsch der Russen, er dauerte ca. 14 Tage, kamen Titos Partisanen und blieben als Besatzer in unserem Dorf.

Am 16. Oktober wurde die Aktion «Intelligenzia» durchgeführt. Das heisst: Um die Bewohner eines eroberten Ortes gefügig zu machen, erschoss man führende Personen. Bei uns waren es die 21 angesehensten und wohlhabendsten Persönlichkeiten unseres Dorfes, darunter der Bürgermeister und der Gemeindecart Dr. Weinz und seine Frau.

Namenslisten und eidesstattliche Erklärungen von Personen, die beim Transport und beim Verscharren der Opfer dabei waren, liegen vor.

Am 14. November lief die zweite Aktion ab. Diesmal waren es 14 Personen, darunter waren vier Frauen. Christine Schmidt, Mutter von vier Kindern im Alter von zwei Monaten bis elf Jahren, war eine davon. Zwei 15jährige Buben waren auch dabei.

Am 13. Dezember wurden 150 arbeitsfähige Männer zusammengetrieben und nach Kovin ins Arbeitslager zum Holzfällen gebracht; im Frühjahr 1945 kamen sie in die Weingärten nach Werschetz, anschliessend in das Hungerlager Rudolfsgnad, wo sich ihre Spur verliert.

Am 26. Dezember wurden die restlichen Männer zwischen 16 und 60 Jahren und die Frauen zwischen 18 und 30 Jahren zusammengetrieben und ins Sammellager Panschowa gebracht, wo sie am 1. Januar 1945 zu je 60 Personen in Viehwaggons gepfercht wurden. Die Waggons wurden unter dem Gejohle der Partisanen und der Zivilbevölkerung verplombt: «Deutsche Huren, jetzt geht ihr nach Russland, dort werdet ihr arbeiten lernen.» Auf diese Weise erfuhren sie, wohin die Reise gehen würde. Sie wurden in 16 eisigen Tagen und Nächten in den zugigen Vieh waggons, ohne Hygiene- oder Sanitäreinrichtungen, in die Arbeitslager nach Russland gebracht, wo viele an Hunger, Erschöpfung und Krankheiten gestorben sind.

Um den 20. April wurden die Bewohner von neun Wohnvierteln, ca. 150 Häuser, mit allem Inventar und Vieh zu Verwandten umgesiedelt. Es wurde bekanntgegeben, dass Militär in diese Häuser käme. Das war falsch. Man hat hier in Wirklichkeit ein Lager vorbereitet.

Am 27. April 1945 hat man diejenigen, die die Monate der Todesangst und die Erschiessungen überlebt hatten und den Verschleppungen entkommen waren, durch die Partisanen mit vorgehaltener Waffe aus ihren Häusern treiben lassen. Mitnehmen durften sie nur, was sie tragen konnten. Alle Dorfbewohner wurden in das vorbereitete Lager getrieben. Man stopfte sie zu fünf bis sechs Personen in einen Raum. Um das Lager wurde ein hoher Stacheldrahtzaun gezogen, die Fenster und Türen zur Strasse wurden vernagelt, damit niemand hinein- oder hinausgelange. Nur ein Eingang blieb offen, und der wurde Tag und Nacht von bewaffneten Partisanen bewacht. Das ganze Lager wurde rund um die Uhr von Streifen und Patrouillen kontrolliert. An den folgenden Tagen ging eine Kommission durchs Lager von Haus zu Haus und nahm den Menschen Ausweispapiere, Geld, Wertsachen und Schmuck, auch Ohrringe und Eheringe, ab. Nun waren sie total enteignet und entrechtet.

Es begannen drei lange schreckliche Jahre: die Tage von früh bis spät mit schwerster Arbeit ausgefüllt und die Nächte in überfüllten Lagern, wo man keine Erholung fand, geplagt von Hunger und Krankheiten. Medizinische Versorgung gab es für uns nicht. Wir sollten ja vernichtet werden.

Im März 1948 wurden die Lager aufgelöst, doch frei waren wir dennoch nicht. Wir wurden auf Staatsgüter verteilt, wo wir für weitere drei Jahre zwangsverpflichtet wurden. Wir bekamen zwar einen geringen Lohn,

durften den Arbeitsort aber nicht verlassen und mussten uns regelmässig bei der örtlichen Miliz melden. Im März 1951, nach dem Ende der Zwangsverpflichtung, hat man uns die jugoslawische Staatsbürgerschaft aufgezwungen. Die jungen Männer wurden nun für zwei Jahre zur jugoslawischen Armee eingezogen. Wer ausreisen wollte, musste sich mit 12'000 Dinar von der jugoslawischen Staatsangehörigkeit freikaufen. Es dauerte bis in die Jahre 1957/58, bis auch die Letzten das Geld beisammenhatten, um sich freizukaufen. So hat man uns ein zweites Mal enteignet. Wir gingen so, wie unsere Vorfahren vor 270 Jahren gekommen waren – mit leeren Händen.

Aus: Weissbuch der Deutschen aus Jugoslawien. Ortsberichte 1944-1948. München/Sindelfingen 1992, S. 131-133.

Dokument VIII

Patenschaftsurkunde des Landes Baden-Württemberg über die Volksgruppe der Donauschwaben

In Anbetracht der engen stammesmäßigen Verbundenheit der Bevölkerung des Landes Baden-Württemberg mit der Volksgruppe der Donauschwaben hat die Landesregierung beschlossen, die Patenschaft über die Volksgruppe der Donauschwaben zu übernehmen.

Stuttgart, den 11. Sept. 1954

Ministerpräsident

Dr. Gebhard Müller

Quelle: Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa. Ausstellungskatalog, hg. vom Innenministerium Baden-Württemberg, Sigmaringen 1987, S. 285.

Literaturverzeichnis

I. Zeitungen, Zeitschriften, Lexikas

- Ausstellungskatalog «Die Donauschwaben». Deutsche Siedlung in Südosteuropa. Hg. Innenministerium von Baden-Württemberg. Sigmaringen 1987.
- Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, Bd. I-IV, München 1974-1981.
- Bistritzer Zeitung vom 9. 9. 1941.
- Der Donauschwabe, Aalen.
- Deutschungarischer Volksfreund Nr. 19 vom 12. 5. 1906.
- Gerhardsbote, Stuttgart.
- Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Bd. I, Breslau 1934.
- Nation und Staat, Jg. 1941.
- Jahrbuch der Donauschwaben aus Jugoslawien. Patenschaftskalender 1968. Sindelfingen 1968, S. 57-62.
- Petri, Anton Peter: Biographisches Lexikon des Banater Deutschtums. Marquartstein 1992.
- Siebenbürgisch-deutsches Tagblatt Nr. 10098 vom 12.3.1907.
- Siemens Welt, Mitarbeiterzeitschrift des Hauses Nr. 2/1993 und 1/1994.

II. Memoiren sowie zeitgenössische und belletristische Werke

- Brandsch, Rudolf (Hg.): Briefe aus der deutschen Bewegung. Temeschvar 1939.
- Freihoffer, Heinrich: Sklaven im Baragan. Deggendorf 1981.
- Gratz, Gustav: Lebenserinnerungen, hg. von Günter Schödl.
- Gruda, Eugen: Ethnographisch-topographische Beschreibung von Filipowa aus dem Jahre 1859.
In: Mesli, Schreiber, Wildmann, a.a. O., Bd. II, S. 29-51.
- Haas, Michael: Baranya. Pécs 1845.
- Jauss, Johann: Szeghegy im ersten Jahrhundert seines Bestehens. Kula 1886. Nachdruck Göppingen-Ursenwang 1978.
- Kalász, Marton: Winterlamm, Graz-Wien-Köln 1992.
- Mischung, Konrad: Ein Vermächtnis in Briefen. Salzburg 1954.
- Müller, Herta: Niederungen, Berlin 1984.
- Ders.: Der Mensch ist ein grosser Fasan auf der Welt, Berlin 1986.
- Müller-Guttenbrunn, Adam: Wien war eine Theaterstadt. 1885.
- Ders.: Der Roman meines Lebens. Leipzig 1927.
- Steinacker, Edmund: Lebenserinnerungen. München 1937.
- Weidenheim, Johannes: Treffpunkt jenseits der Schuld. Gütersloh 1956.
- Ders.: Maresiana, Stuttgart 1960.
- Ders.: Pannonische Novelle, Salzburg 1991.

III. Benutzte Literatur

- Balogh, Sandor: Die Aussiedlung der Bevölkerung deutscher Nationalität aus Ungarn nach dem 2. Weltkrieg. In: *Annales Universitatis Scientiarum Budapestiensis de Rolando Eötvös nominatae, Sectio historica* 22 (1982), S. 221-250.
- Barat, Armin: Die königliche Freistadt Temesvár. Eine monographische Skizze. Temesvar 1902.
- Barkmann, Emma: Torscha. Eine volksdeutsche Siedlung in der jugoslawischen Batschka. Berlin 1942
- Bartl, Peter: Grundzüge der jugoslawischen Geschichte. Darmstadt 1985.
- Beer, Josef: Donauschwäbische Zeitgeschichte aus erster Hand. München 1987.
- Binal, Wolfgang: Deutschsprachiges Theater in Budapest. Von den Anfängen bis zum Brand in der Wollgasse. Wien 1972.
- Binder, Friedrich: Josef de Ponte hat sich in Deutschland als Künstler durchgesetzt. In: *Der Donauschwaben vom 5. April 1987*, S. 1f.
- Ders.: Die Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien. In: Brücker Christian Ludwig (Hg.): *Landsmannschaft der Donauschwaben – Patenschaftsjubiläen*. München-Sindelfingen 1989, S. 47-54.
- Ders.: Georg Weifert (1850-1937) bleibt unvergessen. In: Schuttak Franz (Red.): *Donauschwaben-Kalender* 1993, S. 85-88.
- Böhm, Johann: Das Nationalsozialistische Deutschland und die Deutsche Volksgruppe in Rumänien 1936-1944. Frankfurt/Main, Bem, New York 1985.
- Ders.: Phasen der Ideologisierung. Zur politisch-sozialen Entwicklung der deutschen Minderheit in Rumänien zwischen den Weltkriegen. In: *Südostdeutsches Archiv*, München 1987/1988, S. 125-147.
- Ders.: Die Ungarndeutschen in der Waffen-SS. Ippesheim 1990.
- Brantsch, Ingmar: Das Gemeinsame überwiegt. Eine zukunftsweisende Institution: Das Donauschwäbische Institut Tübingen. In Aesch, Georg (Red.): *Der gemeinsame Weg* Nr. 167, Bonn 1992, S. 34f.
- Britz, Nikolaus: Adam Müller-Guttenbrunn. Ein Lebensbild. München 1966.
- Brückner, Christian Ludwig: Eingliederung donauschwäbischen Kulturerbes. München 1977.
- Ders.: Die donauschwäbischen Lehrer in der Bewährung. In: Wildmann, Georg (Hg.): *Entwicklung und Erbe des donauschwäbischen Volksstammes*, München 1982, S. 279-296.
- Bruckmüller, Ernst: Die Entwicklung der Landwirtschaft zwischen etwa 1880 und 1916. In: *Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs*, 2. Teil Beiträge. Wien 1987, S. 51-60.
- Calic, Marie-Janine: Die Deutsche Volksgruppe in Kroatien 1941-1944. In: *Südostdeutsches Archiv*, München 1988, S. 148-175.
- Dammang, Andreas: Die deutsche Landwirtschaft im Banat und in der Batschka. Novisad/Neusatz 1931.
- Deák, Emö: Das Städtewesen der Länder der ungarischen Krone (1780-1918), Bd. II, Wien 1989.
- Diplich, Hans: Das Haus der Donauschwaben in Sindelfingen. In: Ders.: *Essay. Beiträge zur Kulturgeschichte der Donauschwaben*. Homburg/Saar 1975, S. 260.
- Ders.: Adam Müller-Guttenbrunn und die Donauschwaben. In: *Essay*, a.a.O., S. 68-76.
- Ders.: Ignaz Philipp Semmelweis. In: *Essay*, a.a.O., S. 36-40.
- Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa, Bd. II – Das Schicksal der Deutschen in Ungarn; Bd. III – Das Schicksal der Deutschen in Rumänien; Bd. V – Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien. Hg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsbeschädigte, bearbeitet von Theodor Schieder. Taschenbuchausgabe München 1984.
- Eberl, Immo: Die Minderheitenproblematik in Südosteuropa seit 1918. In: *Ausstellungskatalog Die Donauschwaben*, a.a.O., S. 173-176.
- Eichinger, Raimund: Filipowaer nach Filipowa. Sozialgeographische Entwicklung einer donauschwäbischen Ortsgemeinschaft nach der Vertreibung. Ungedruckte Dissertation, Graz 1988.
- Eisenburger, Eduard/Kroner, Michael (Hg.): *Sächsisch-Schwäbische Chronik*. Bukarest 1976, S. 153-176.
- Engelmann, Manfred: Das Banat und die Banater Schwaben. In: Kühnel, Horst (Hg.): *Die Donauschwaben. Deutsche Geschichte und Kultur in Südosteuropa*. München 1988, S. 49-64.

Farkas, Julius von: *Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes 1867-1914*. Berlin 1940.

- Fassel, Horst: Das Banat im deutschen Schrifttum. In: Längin, B. G.: Rumäniendeutsche zwischen Bleiben und Gehen, Bonn 1987, S. 70-73.
- Ders.: «Ich wohne im Land der obersten Gesetze». Hans Diplich wird 80. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1989, S. 3-5.
- Ders.: Die Literatur der Donauschwaben. In: Gottmann, C. L. (Hg.): Unerkannt und unbekannt, Tübingen 1991.
- Fejtő, Francois: Requiem für eine Monarchie. Die Zerschlagung Österreich-Ungarns. Wien 1991.
- Feldtänzer, Oskar: Joseph II. und die donauschwäbische Ansiedlung. Dokumentation der Kolonisation im Batscherland 1784-87, München 1990.
- Filko, Valentin: Gefördert, verdammt, neu entdeckt. Politisches Hickhack um das «Weisse Gold der Batschka». In: Der Donauschwabe Jgg. 44, Nr. 5 vom 6.2.1994, S. 1, 3.
- Flögel, Ute: Welt offen und weltweit. Die Patenschaft der Stadt Sindelfingen – Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien. In: Heinz, Franz (Red.): Der gemeinsame Weg Nr. 55, Bonn 1989, S. 36-39.
- Folberth, Otto: Der Prozess Stephan Ludwig Roth, Graz 1959.
- Francis, Emerich K.: Interethnic relations. An essay in sociological theory. New York, Oxford, Amsterdam 1976.
- Freihoffer, Heinrich: Der Kriegsdienst der Banater Schwaben aus Rumänien im Zweiten Weltkrieg. In: Das Banat und die Banater Schwaben aus Rumänien in Deutschland. München 1983, S. 21-32.
- Füzes, Miklos: Schicksalsprüfungen der Ungarndeutschen 1944-48. In: Suevia-Pannonica, Jahrgang 9/ 1991, S. 93-103.
- Gappmeier, Josef: Kulturarbeit in Entre Rios. In: Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien (Hg.): Geschichte, Gegenwart und Kultur der Donauschwaben. Heft 1, Sindelfingen 1991, S. 83-88.
- Gehl, Hans: Handwerk und Blaudruck bei den Donauschwaben. In: Südostdeutsches Archiv, München 1989/90, S. 159-211.
- Geier Luzian: «Nehmt ruhig unsere Briefe für wahr!» Gulag Baragan. In: Der Donauschwaben vom 16. Juni 1991, S. 3-4.
- Ginder, Paul: Das «Grab der Deutschen». Überleben in Ungarn 1918-1988. In: 300 Jahre im Donaauraum. München 1988, S. 20-25.
- Ders.: Bäuerliche Fachwerkbauten in den deutschen Siedlungsgebieten Südungarns 1830-1930, Manuskript 1990, S. 4.
- Ders.: Vom Leben und Wirken des Otto Hermann Krause (1870-1910). In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1992, S. 206-211.
- Ders.: Johann Röser (1879-1932), ein Pionier des Raiffeisen- und Genossenschaftswesens. In: Gerhardsbote Nr. 12 vom Dezember 1992, S. 82f.
- Gogolák, Ludwig von: Das Problem der Assimilation in Ungarn in der Zeit von 1790-1918. In: Südostdeutsches Archiv IX, München 1966.
- Gottas, Friedrich: Die Deutschen in Ungarn. In: Wandruszka, Adam (Hg.): Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Wien 1980, S. 340-410.
- Greszl, Franz: Ofen-Buda. Entwicklungsgeschichte der kgl. Residenzstadt Ungarns im 18. Jahrhundert, München 1984.
- Gromes, Gustl: St. Stephan von A-Z. Griesheim – St. Stephan 1989.
- Gross, Michael: Eingliederung der Donauschwaben in ihrer neuen Heimat. In: Senz, Josef (Hg.): Bayerische Donauschwaben – donauschwäbische Bayern. 30 Jahre Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien, Landesverband Bayern e. V., München 1979, S. 62-66.
- Gruber, Ferdinand E.: Adam Müller-Guttenbrunn, der Erzschwab. Leipzig 1921.
- Günther, Klaus: Hans Diplich 70 Jahre alt. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1979, S. 1-4.
- Haltmayer, Josef: Kirchenbau und Kirchenkunst bei den Donauschwaben. In: Gerhardsbote Nr. 11, Stuttgart 1992, S. 72-74.
- Hambuch, Wendelin: Allgemeine Lage der Ungarndeutschen 1920-1945. In: Suevia-Pannonica Jg. 9/19, Prien 1991, S. 10-21.
- Hamm, Franz: Geschichte und Leistung des Südostdeutschen Kulturwerks. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1975, S. 78-84.
- Hanak, Peter: Ungarn in der Donaumonarchie. Wien, München, Budapest 1984.

- Ders. (Hg.): Die Geschichte Ungarns von den Anfängen bis zur Gegenwart. Essen 1988.
- Hartl, Hans: Das Schicksal des Deutschtums in Rumänien (1938-1945-1953), Würzburg 1958.
- Hauler, Ernst: Sathmar und seine Schwaben. Eckartschriften Nr. 102, Wien 1987.
- Ders.: Grosskarol – Mittelpunkt der Sathmarschwaben. In: Donauschwabenkalender 1993, Aalen 1992.
- Hochgatterer, Anton: Donauschwäbische Siedlung in Südbrasilien, Salzburg 1986.
- Hockl, Hans Wolfram (Bearb.): Heimatbuch der Donauschwaben, München 1958.
- Ders.: Deutscher als die Deutschen. Dokumentarische Studie über Nationalsozialismus-Engagement und Widerstand rumäniendeutscher Volkspolitiker, Linz 1987.
- Ders.: Offenheit hat überzeugt. Zur NS-Geschichte der Deutschen im Südosten. Metzingen 1990.
- Höhne, Heinz: Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der Waffen-SS. München 1976.
- Holl, Georg: Zur Landwirtschaft in Wudigess. In: Wudigess/Budakeszi, hg. von der Budakesser Gemeinschaft, Stuttgart 1986, S. 170-186.
- Hösch, Edgar: Geschichte der Balkanländer. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart. München 1988.
- Hügel, Kaspar: Das Banater deutsche Schulwesen in Rumänien von 1918-1944, München 1968.
- Ders.: 25 Jahre Temeswarer Deutsches Staatstheater. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1978, S. 279-281.
- Ders.: Symbolgestalt der Banater Schwaben. Hans Diplich zum 75. Geburtstag. In: Der Donauschwabe vom 26. Februar 1984, S. 1f.
- Ders.: Anekdotisches zur Zeitgeschichte. In: Der Donauschwabe vom 27. Dezember 1992, S. 4.
- Janko, Sepp: Weg und Ende der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien. Graz – Stuttgart 1982.
- Katus, László: Die Magyaren. In: Die Habsburgermonarchie, a.a. O., Bd. III, Wien 1980, S. 410-488.
- Kessler, Dieter: Der Erdfleck zwischen Donau, Theiss und Marosch. Notizen zu Karl Wilhelm von Martini (1821-1885), München 1987.
- Klein, Karl Kurt: Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland, Leipzig 1939.
- Ders.: Ein südostdeutscher Pionier der Volkswissenschaft: Richard Csaki. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1969, S. 14-21.
- Koerting, Walther: Ignaz Philipp Semmelweis (1818-1865). In: Ignaz Philipp Semmelweis. Der siegreiche Kämpferum das Leben der Mütter. München 1965, S. 23-38.
- Krämer, Adam: Realisierung der Landespatenschaft Baden-Württembergs über die Donauschwaben. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1986, S. 57-59.
- Kreiner, Emmerich: Ein Vierteljahrhundert Donauschwäbische Arbeitsgemeinschaft in Österreich, Wien 1974.
- Kroner, Michael: Die Beziehungen zwischen den Siebenbürger Sachsen und den anderen deutschen Volksgruppen Rumäniens in den Jahren 1918-1944. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1985, S. 33-40.
- Kronfuss, Wilhelm: Der Donauschwabe und seine Kultur. In: Der Donauschwabe und sein geistiges Profil. Wien 1968, S. 63-117.
- Ders.: Joseph de Ponte, Bad Windsheim, o. J.
- Ders.: Josef de Ponte 60 Jahre. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1982, S. 319 f.
- Lades, Hans: Die Nationalitäten im Karpatenraum, Wien 1941.
- Lamesfeld, J.: Von Österreich nach Frankreich. Die Banater Aktion und Robert Schuman. Salzburg 1973.
- Lay, Heinrich: Ein Volk und drei Vaterländer. Die Banater Schwaben in Rumänien. In: 300 Jahre im Donaunraum, a.a.O., München 1988, S. 10-13.
- Leicht, Sebastian – Vetter, Roland: Donauschwaben in Brasilien. Entre Rios – Siedlung als Schicksal. Passau 1982.
- Lichtenberger, Jakob (Red.): Entre Rios. Bildbericht einer donauschwäbischen Siedlung in Brasilien, o. J.
- Ludwig, Peter: Besuch in La-Roque-sur-Pemes. Donauschwaben in Südfrankreich. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1981, S. 180-183.
- Majoros, Ferenc und Rill, Bernd: Bayern und die Magyaren. Die Geschichte einer elfhundertjährigen Beziehung. Regensburg 1991.
- Manherz, Karl: Das ungarndeutsche Handwerk. In: Suevia-Pannoanica, Prien 1984, S. 17-18.
- Martens, Wolfgang: Nikolaus Lenau.

- Meffert, Eckehard: Die Innovation ausgewählter Sonderkulturen im Rhein-Mainischen Raum in ihrer Beziehung zur Agrar- und Sozialstruktur. Rhein-Mainische Forschungen, Heft 64, Frankfurt/Main 1968.
- Merkel, M. (Hg.): Weitblick eines Donauschwaben. Dokumentation eines Abwehrkampfes. Dieterskirch 1968.
- Mesli, Paul/Schreiber, Franz/Wildmann, Georg: Filipowa – Bild einer donauschwäbischen Gemeinde, Bd. II, Bd. V, Bd. VII, Wien 1979, 1984, 1992.
- Mimic, Josef: Die Batschkadeutschen zur Zeit der ungarischen Besetzung (1941-1944). In: Acta Historica Academiae Scientiarum Hungaricae 18, 1972, S. 319-350.
- Müller-Langenthal, Friedrich: Neuzeitliche Gewerbeentwicklung und gewerblicher Nachwuchs bei den Deutschen in Ungarn. In: Der Panther, Deutsche Monatsschrift, Mai 1916, S. 558-573.
- Nawratil, Heinz: Vertreibungsverbrechen an Deutschen. München 1982.
- Niendorf, Emma: Lenau in Schwaben.
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800-1866. München 1987.
- Oberkersch, Valentin: Die Deutschen in Syrien, Slawonien, Kroatien und Bosnien, Stuttgart 1989.
- Offergeld, W.: Grundlagen und Ursachen der industriellen Entwicklung Ungarns, Jena 1914.
- Petri, Anton Peter: Josef Novak und die Bittschriften an den Kaiser. Kleine Südostreihe Heft 5, München 1963.
- Ders.: Auch die Deutschen in der Batschka verfassten Bittschriften an den Kaiser. In: Der Donauschwabe Nr. 45/48, 1963.
- Ders.: Die katholische Normalschule in Temeschwar/Banat (1775-1844). München 1980.
- Rasimus, Hans: Als Fremde im Vaterland. Der Schwäbisch-deutsche Kulturbund und die ehemalige deutsche Volksgruppe in Jugoslawien im Spiegel der Presse. München 1989.
- Rogl, Ludwig: Der Anteil Adam Müller-Guttenbrunns am völkischen Erwachen des Donauschwabentums. München 1943.
- Roth, Erik: Die planmäßig angelegten Siedlungen im Deutsch-Banater Militärgrenzbereich 1765-1821. München 1988.
- Ruszsás, Lajos: Wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Pécs von der rechtlichen Befreiung 1780 bis zum Ende des 1. Weltkrieges. In: Tanulmányok Pécs város történébol, Pécs 1982.
- Scherer, Anton: Die Literatur der Donauschwaben als Mittlerin zwischen Völkern und Kulturen. Graz 1972.
- Ders.: Einführung in die Geschichte der donauschwäbischen Literatur. In: Die nicht sterben wollen, Freilassing 1959.
- Ders.: Zitate wurden doppelt manipuliert. In: Der Donauschwabe vom 5. Juli 1992, S. 8.
- Schmied, Stefan: Heimatbuch der Sathmarer Schwaben. Wangen 1952.
- Schlesak, Dieter: Unser Erbe, das Nichts. Die gestundete Zeit der Rumäniendeutschen und ihre Literatur. In: DIE ZEIT Nr. 42 vom 14. Oktober 1988, S. 78f.
- Schödl, Günter: Alldeutscher Verband und deutsche Minderheitenpolitik in Ungarn 1890-1914. Frankfurt/Main, Bm, Las Vegas 1978.
- Ders.: Varianten deutscher Nationalpolitik vor 1918. In: Südostdeutsches Archiv, München 1979/80, S. 104-127.
- Ders.: Trianon-Ungarn und deutsche Minderheitenpolitik. In: Südostdeutsches Archiv, München 1984, S. 139-151.
- Ders.: Ungarns «Deutsche Bewegung» und mitteleuropäische Politik am Vorabend des Ersten Weltkrieges. In: Ders.: Formen und Grenzen des Nationalen. Erlangen 1990, S. 327-355.
- Schwob, Anton: Wege und Formen des Sprachausgleichs in neuzeitlichen ost- und südostdeutschen Sprachinseln. München 1971.
- Ders.: Adam Müller-Guttenbrunn ein Heimatdichter? Probleme seiner literar-historischen Einordnung. In: Südostdeutsches Archiv, München 1975/76, S. 110-120.
- Schumacher Ludwig: Donauschwaben und Karpatendeutsche. Donauschwäbisches Schrifttum, Kleine Reihe, Heft 1, Stuttgart o. J.
- Schünemann, Konrad: Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia. Berlin 1935.
- Schwind, Hedwig: Jakob Bleyer. München 1960.
- Scotus Viator (Seton-Watson, R. W.): Ungarische Wahlen, Leipzig 1912.
- Seewann, Gerhard: Das Ungarndeutschtum der Zwischenkriegszeit in der internationalen Nachkriegsliteratur. In: Südostdeutsches Archiv München 1979/80, S. 128-151.

- Ders.: Das Ungarndeutschtum 1918-1988. In: Hösch, Edgar und Seewann (Hg.): Aspekte ethnischer Identität. München 1991.
- Ders.: Ungarische und deutsche Minderheiten im Donau-Karpatenbecken 1918-1980. Ein typologischer Vergleich ihrer Entwicklung. In: Hösch/Seewann, a.a.O., München 1991, S. 395-409.
- Ders.: Siebenbürger Sachsen, Ungarndeutsche, Donauschwaben? Überlegungen zur Identitätsproblematik des Deutschtums in Südosteuropa. In: Halbasien. Zeitschrift für deutsche Literatur und Kultur Südosteuropas. München 1991, S. 30-42.
- Ders.: Die nationalen Minderheiten in Ungarn. In: Südosteuropa. Zeitschrift für Gegenwartforschung 41. Jgg. Heft 5/1992, S. 293-325.
- Senz, Ingomar: Die Pressprozesse gegen Deutsche in Ungarn um die Jahrhundertwende. In: Südostdeutsche Semesterblätter, Heft 15, München 1965, S. 4-25.
- Ders.: Die nationale Bewegung der ungarländischen Deutschen vor dem Ersten Weltkrieg. München 1977.
- Ders.: Deutschungarisches Bürgertum und Magyarisierung im 19. Jahrhundert. In: Wildmann, Georg (Hg.): Entwicklung und Erbe des donauschwäbischen Volksstammes. München 1982, S. 85-103.
- Ders.: Staatstreu und volkstreu. Die Donauschwaben in Jugoslawien 1919-1945. In: 300 Jahre im Donauraum, a.a.O., München 1988, S. 14-17.
- Ders.: Die ungarndeutsche Gemeinbürgerschaft als Herzenssache. Zum 150. Geburtstag des südostdeutschen Politikers Edmund Steinacker. In: Der gemeinsame Weg Nr. 55, a.a.O., Bonn 1989, S. 40-43.
- Ders.: Zwischen Musentempel und Schaubude – Glanz und Elend des Deutschen Theaters in Pest. In: Der gemeinsame Weg Nr. 57, a.a.O., Bonn 1990, S. 44-47.
- Senz, Josef: Apatiner Heimatbuch. Straubing 1966.
- Ders.: Das Schulwesen der Donauschwaben im Königreich Jugoslawien. München 1969.
- Ders. (Hg.): Donauschwäbische Siedlungsgebiete. München 1974.
- Ders.: Die Landsmannschaft als Sammelbecken der Gemeinschaftskräfte. In: Bayerische Donauschwaben und donauschwäbische Bayern, a.a.O., München 1979, S. 18-20.
- Ders.: Geschichte der Donauschwaben. München 1987.
- Ders.: Die geistig-kulturelle Eingliederung und die Kulturstiftung der Donauschwaben. In: Senz, Ingomar (Red.): Zwischen Bewahrung und Anpassung – Erbe und Auftrag der Donauschwäbischen Kulturstiftung. München 1988, S. 12-15.
- Kroch, J.: Stifter und Heckenast, Dissertation Wien 1946.
- Sonnleitner, Hans: Ziel, Aufgabe und Leistung der Stiftung. In: Zwischen Bewahrung und Anpassung, a.a.O., München 1988, S. 7-11.
- Spiegel-Schmidt, Friedrich: Franz Anton Basch und wir. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1966, S. 129-132.
- Ders.: Wie Franz Anton Basch starb. Bericht über seine Erschiessung. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1966, S. 132-134.
- Ders.: Die kulturpolitische Konzeption Jakob Bleyers. In: Suevia-Pannonica, Prien 1983, S. 4-18.
- Ders.: Jakob Bleyer in der neueren ungarischen Geschichtsschreibung. In: Suevia-Pannonica, Prien 1983, S. 69-94.
- Ders.: Umsiedlung – Vertreibung – Irrwege eines gefährlichen Gedankens. In: Suevia-Pannonica, Prien 1987, S. 70-87.
- Ders.: Vor 50 Jahren. Zur Vorgeschichte des Volksbundes. In: Suevia-Pannonica, Prien 1988, S. 21-73.
- Ders.: Die kritische Endphase unserer Geschichte 1938-1945. In: Suevia-Pannonica, Prien 1989, S. 84-104.
- Ders.: Offene Fragen der ungarndeutschen Geschichte. In: Suevia-Pannonica, Prien 1989, S. 22-47.
- Stein, Georg: Geschichte der Waffen-SS. Düsseldorf 1967.
- Steinacker, Harold: Edmund Steinacker. Lebensbild eines ungarndeutschen Volksführers. In: Roland Steinacker. Ein Leben für Kirche und Volk. Stuttgart 1960, S. 109-124.
- Ders.: Die geschichtlichen Voraussetzungen des österreichischen Nationalitätenproblems. In: Austro-Hungarica, München 1963, S. 186-240.
- Ders.: Aus den Anfängen der deutschen Bewegung im Vorkriegsungarn. Der deutschungarische Katechismus von 1907. In: Austro-Hungarica, a.a.O., S. 298-311.
- Steinacker, Ruprecht: Eduard Glatz, der Sprecher des deutschen Bürgertums in Ungarn vor 1848. München 1964.
- Sterbling, Anton: Die Deutschen in Rumänien zwischen Tradition und Modernität. Aspekte sozialer Mobi-

- lisierung nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Seewann, G. (Hg.): Minderheitenfragen in Südosteuropa, München 1992, S. 265-278.
- Szabo, J.: Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur. In: Gottzmann, C. L. (Hg.): Unerkannt und unbekannt, Tübingen 1991.
- Szefer, Andrzej: Fritz Fabritius in den Jahren 1939-1945. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1971, S. 221-225.
- Taffemer, Anton: Quellenbuch zur donauschwäbischen Geschichte, Bd. I, München 1974.
- Teppert, Stefan: Die Donauschwabendörfer von Entre Rios in Brasilien. In: Geschichte, Gegenwart und Kultur der Donauschwaben, Heft 1, Sindelfingen 1991, S. 71-82.
- Teppert, Stefan: Es stand auf des Messers Schneide. Vor vierzig Jahren kamen die ersten Donauschwaben nach Entre Rios. In: Der Donauschwabe vom 9. Juni 1991, S. 1-3.
- Tilkovszky, Lorant: Meine Auffassung über die ungarndeutsche Geschichte zwischen 1918 und 1988. In: Suevia-Pannonica, Prien 1989, S. 6-22.
- Ders.: Diskussionsbeitrag auf der internationalen Historikerkonferenz in Budapest. In: Suevia-Pannonica 9/1991, S. 145 f.
- Tilleweid, Lutz (Heinrich Zillich): Die Karlsburger Beschlüsse vom 1.12.1918. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1969, S. 11-13.
- Totok, William: Die Nationalitätenpolitik 1918-1990. In: Wagner, Richard und Frauendorfer, Helmuth (Hg.): Der Sturz des Tyrannen. Reinbek 1990, S. 102-135.
- Valentin, Anton: Die Banater Schwaben. München 1959.
- Vastag, Hans: 40 Jahre St.-Gerhards-Werk. In: Gerhardsbote 1992, S. 32.
- Wack, Peter: Torscha 1784-1934. Eine 150jährige deutsche Gemeinde in Jugoslawien. Neuerbass 1934.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: Die Rolle der Frau beim Akkulturationsprozess in einer gemischtsprachigen Siedlung Ungarns (1962). In: Dies.: Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn. Frankfurt/Main 1978, S. 315-325.
- Wehler, Hans-Ulrich: Reichsfestung Belgrad. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Sonderdruck aus Heft 1/Jan. 1963.
- Weidenheim, Johannes: Meine Betroffenheit ist kaum zu beschreiben.... In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1992, S. 287-297.
- Weidlein, Johann: Geschichte der Ungarndeutschen in Dokumenten 1930-1950. Schorndorf 1950.
- Ders.: Ein Kampfjahr des Deutschen Bauernbundes in Bonyhád/Bonnhard. In: Der Donauschwabe vom 15.6.1980, S. 3.
- Weissbarth, Johannes: Unsere Kirchen in Kunst- und Baugeschichte. In: Gerhardsbote Nr. 11, Stuttgart 1968.
- Ders.: Zum siebzigsten Geburtstag von Josef de Ponte – Eine Betrachtung über das Werk des donauschwäbischen Malers und Gestalters. In: Gerhardsbote 1992, S. 53f.
- Werni, Sebastian: Neue Heimat in Österreich, Wien 1970.
- Ders.: Donauschwaben in Österreich. Ihre Lage und ihre Organisationen. In: Schuttack, Franz (Red.): Donauschwabenkalender, Aalen 1993, S. 123f.
- Wildmann, Georg: Die Deutschen in der Batschka. In: Weissbuch der Deutschen aus Jugoslawien. München 1992, S. 367-402.
- Ders.: Die tieferen Ursachen unserer Vertreibung. In: Leidensweg der Deutschen im kommunistischen Jugoslawien. München/Sindelfingen 1993, S. 29-36.
- Windisch, Eva: Die Entstehung der Voraussetzungen für die deutschen Nationalitätenbewegung in Ungarn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Acta Historica XI (1965), Budapest, S. 3-56.
- Wolf, Jakob: Das Haus der Donauschwaben in Sindelfingen. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München 1976, S. 235-237.
- Wuescht, Johann: Jugoslawien und das Dritte Reich. Stuttgart 1969.
- Zillich, Heinrich: Der Kündler und Vorkämpfer des Südostdeutschtums. In: Südostdeutsche Heimatblätter 1 (1952).
- Zimmermann, Bernhard: Gustav Heckenast (1811-1878). Ein Treuhänder zwischen Literatur und Musik. In: Archiv der Suevia-Pannonica, Heidelberg 1977/78, S. 108-113.
- Zimmermann, Harald: Ein neues Forschungszentrum in Tübingen. Das Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde. In: Der gemeinsame Weg Nr. 52, a.a.O., Bonn 1988, S. 21-23.

Personenregister

- Abraham, Paul 86
 Adalbert, Bischof 186
 Aigler, Familie 53
 Alscher, Otto 86
 Altgayer, Branimir 84, 106, 110
 Anheuer 57
 Antonescu, Michael, General 91, 114, 118
 Anton, Peter 116
 Arsenije, Patriarch 14
 Assisi, Franz von 186
 Ats, Erika 203
 Avila, hl. Theresia von 21
 Awender, Jakob 84
- Bach, Johann Sebastian 190 f.
 Bahl, Franz 195
 Bárdossy, Ludwig 99
 Bartók, Béla 192 f.
 Basch, Franz 76-79, 98, 100f.
 Batthyány, Graf 26
 Beethoven, Ludwig van 82
 Behrends 108
 Beller, Hans 90
 Berenz, Adam, Pfarrer 84
 Berger, Gottlob 78, 96, 115
 Berner, Helmut 173
 Bethlen 73
 Blaskovics, Franz 50, 87
 Bleyer, Jakob 49, 72-77, 80, 103
 Böckl, Prof. 184
 Bohle, Führer des AO 93
 Bonfert, Alfred 89, 90, 115
 Bonomi, Eugen 75
 Boskovsky, Willi 192
 Brand, Jakob 80
 Brandsch, Rudolf 72, 88
 Brown, Eduard 53
 Bruck, Karl Ludwig 43
 Brückner, Christian 173
 Bruckner, Wolfram 91, 115 f.
 Bürckel, Gauleiter 93
 Butsch, Johann 161
 Butter, Familie 158
- Butter, Martin 159
- Canet, Jayme 147
 Carol II., König 91, 114
 Ceausescu 11
 Churchill, Winston 114
 Condreanu 91
 Cothmann, Anton von 26
 Cramer, Alwin 58
 Csáki, Richard 88
 Csaky, Aussenminister 97f.
 Cvetković 103 ff.
- Deák 51
 Delebecque, Prof. 148
 De Ponte, Josef 184 ff., 188
 Deutsch, Karl W. 136, 141
 Dinges, Jakob 173
 Diplich, Hans 109, 178f., 181-184, 208
 Domanovszky, Prof. 184
 Dörner, Michael 158
 Dušan, Zar 128
- Eck, Hans 90
 Einholz, Franz 173
 Eisele, Michael 158
 Eisenhower, Präsident 152
 Elicker, Jakob 112
 Elisabeth von Thüringen 186
 Elischer, Balthasar 39
 Engelmann, Nikolaus 181
 Eötvös 51
 Erk, Heinrich 181
 Erwert, Helmut 10
 Eugen von Savoyen, Prinz 15, 160
- Fabritius, Ducas 90
 Fabritius, Friedrich 90f.
 Fabritius, Fritz 115
 Faul-Farkas, Johann 75
 Förster, Horst 178
 Francis, Emerich K. 85
 Frankenburg, Adolf 37
 Franz Ferdinand, Kaiser 50, 60, 128
 Franz Joseph, Kaiser 43f.
- Franz II., Kaiser 17
 Fricsay, Ferenc 191
 Friedrich, Stephan 72
 Furtwängler, Wilhelm 190
- Gabriel d. J., Josef 181
 Gagliano, Nicola 191
 Garasanin, Ilija 128
 Gassner, Josef 90
 Genersich, Gebrüder 37
 Gey sa, Fürst 186
 Glattfelder, Julius, Bischof 89
 Glatz, Eduard 38, 51
 Gondys, ev. Landesbischof der Sachsen 117
 Goethe, Johann Wolfgang von 82, 193
 Goga 91
 Goldschmidt, Georg 78
 Gömbös 76
 Grassl, Georg 82
 Gratz, Gustav 48, 75f., 78, 80
 Grazie, Maria delle 86
 Greguss, August 38
 Gündisch, Guido 74
- Haas, Michael 45
 Hack, Fritz 181
 Haller 72
 Haltmayer, Josef 179
 Halwax, Gustav 84
 Hamm, Franz 102, 172 f., 179
 Heckenast, Gustav 38 f.
 Hein, Franz, Bischof 172
 Heine, Heinrich 197
 Henlein, Georg 84
 Henlein, Konrad 115
 Henszlmann, Emmerich 37
 Herczeg, Franz 49
 Herzog, Franz 49
 Hess, Rudolf 94
 Hetzel, Fritz, Dr. 189
 Hetzel, Gerhart, Prof. 188-193
 Hetzel, Heinz 189
 Hetzel, Regula 193
 Himmler, Heinrich 78, 95f., 99f., 108, 113f.
- Hitler, Adolf 76, 93 f., 96f., 114f., 132f., 200
 Hockl, Hans Wolfram 181, 207
 Hockl, Nikolaus Hans 89, 116
 Hodza, Milan 60
 Hollinger, Rudolf 181
 Horthy, Nikolaus 72, 132
 Huber, Johannes 75
 Huber, Mathias 100
 Hunfalvy-Hundsorfer, Paul 38
 Huss, Richard 78
 Hutterer, Franz 179, 195
- Illik, Hans 161
 Imrédy, Ministerpräsident 79
 Iranyi-Halbschuh, Daniel 38
- Jäger, Stefan 86
 Janko, Sepp 85, 102, 104 f., 107
 Jary, Georg Tretter von 38, 44
 Jerger, Josef 173
 Jickeli 90
 Josef Landgraf von Hessen 15
 Joseph II., König von Ungarn (1780-1790) 16f.
 Junker, Johann 72
 Junkers, Oskar 181
- Kahlefeld, Heinrich 188
 Kalász, Márton (ursprünglich Martin Christmann) 203 ff.
 Kalmar, Heinrich 72
 Kaltenbach, Adolf 162 ff.
 Kammerhofer, Konstantin 113
 Kandinsky 186
 Karadjordjevic, Alexander 80
 Karlitzky, Albert 35
 Károlyi, Michael 71 f.
 Károlyi, Alexander 17
 Kausch, Michael 87
 Keks, Johann 82, 85

- Kehrer, Hans 140
 Kerényi-Christmann, Friedrich 38
 Klee, Paul 186
 Kobin, Otto, Prof. 190 f.
 Koch, Valeria 203
 Köhler, Dr. 74
 Koller, Franz 38
 Korn, Arthur 58
 Kossuth, Ludwig 37,39f., 42
 Kraft, Stefan 83, 85
 Krämer, Adam 173
 Krause, Otto Hermann 60
 Kräuter, Franz 87, 90
 Kremling, Ludwig 58 f.
 Kreutzer, Eduard 99
 Krisch, Alois 58
 Kunerth, Walter 162, 164 f.
 Kuns, Béla 72

 Lam, Friedrich 75
 Lamesfeld, Johann 148 f.
 Lanka, Gustav 38
 Lasslob, Isidor 173
 Laub, Jakob 173
 Laubach, A. 195
 Leber, Ludwig 75, 173
 Leh, Mathias 144, 146
 Lenau, Nikolaus 38, 41
 Lendl, Adolf 58
 Lerner, Daniel 141
 Lorenz, Werner 94 f.
 Lotz, Friedrich 183

 Mackensen, Gesandter 74
 Manz, Martin 159
 Maria Theresia, Königin von Ungarn (1740-1780) 16, 23, 26
 Marlin, Josef 38
 Martini, Karl Wilhelm 38
 Martini-Striegl, Hilde 181
 Mayer, Josef 162
 Mendelssohn 191
 Menuhin, Yehudi 190
 Merca, Graf 16
 Metternich 42
 Mihailo vié, General 128
 Milleker, Felix 87
 Minnich, Friedrich 90
 Moho, Theresia 195
 Mokka, Hans 181
 Möller, Karl von 87, 90
 Moor, Michael 144
 Mühl, Heinrich 80
 Müller-Guttenbrunn, Adam 57f., 60, 62, 64, 181
 Müller, Herta 208f., 210-214
 Munkácsy, Michael 50

 Münch, Aloys 153
 Murat I., Sultan 128
 Muth, Kaspar 50, 87-90

 Nedié, General 106,128
 Neipperg, Adalbert Graf von 186
 Neukomm, Julius 58
 Nischbach, Josef 179
 Nitsch, Mathes 75
 Novak, Josef 44

 Obilić, Milos 128
 Orendi-Hommenau, Viktor 58

 Pacha, Augustin, Domherr 89, 117
 Pasić, Nikola 128
 Pavelić, Ante 110
 Pedro, Kaiser 143
 Pertschy, Paul 159
 Pesch, Nikolaus 151, 182
 Pestalozzi, Johann Heinrich 38
 Petöfi, Alexander 42
 Pintér, Ladislaus (vormals Binder) 76,80
 Preyer, Johann N. 77
 Princip, Gavriilo 128
 Prohaszka, Ottokar 47
 Pukánszky, Béla 75
 Puksch, Josef 29
 Pulszky, Franz 37

 Rákóczy, Franz II., Fürst 17
 Rákosi, Eugen (hiess ursprünglich Kremsner) 50
 Reimann, Rudolf 174
 Reimann, Valentin 174
 Reitinger, Heinrich 172 f.
 Rettig, Stefan 173
 Ribbentrop, Joachim von 95, 98
 Riesz, Peter 140
 Röhm, Ernst 96
 Rosegger, Peter 38
 Röser, Johann 59 ff., 87
 Rothkrepf-Mátray, Gabriel 37
 Sagredo, Gerhard von 179
 Sauter, Hans 173
 Schäfer, Hans 181
 Schedel-Toldy, Franz 37
 Schiller, Friedrich von 82
 Schlarb, Sippe 152
 Schlesak, Dieter 208
 Schmidt, Andreas 114-119
 Schmidt-Endres, Anni 181

 Schmidt, Josef 173, 180
 Schmidt, Heinrich 75
 Schmid, Stefan 173
 Schneiderhan, Wolfgang 190, 192
 Schnetzer 72
 Schönborn, Sepp 99
 Schramm, Julius 185
 Schreyer, Viktor 58
 Schröder, Peter 153
 Schröer, Karl Julius 42
 Schröer, Tobias Gottfried 37f., 42f.
 Schumann, Robert 148
 Schümichen 58
 Schunbach, Franz 185
 Schwartz, Elmar von 75
 Schwarzenberg, Felix Fürst von 43
 Schwarz, Ludwig 140
 Schwarz, Mathias 160
 Sedlnitzky 42
 Sehl, Stefan 176
 Semmelweis, Ignaz Philipp 38-41
 Semmelweis, Joseph 39
 Semmelweis, Therese 39
 Senz, Ingomar 10, 195
 Senz, Josef 179 f.
 Siemens, Firma 164 f.
 Simović, General 105
 Sonnleitner, Hans 180
 Späth, Lothar 176
 Speiser, Franz 86
 Spreitzer, Josef 102
 Stadion, Franz Graf von 43 f.
 Staedel, Wilhelm 117
 Stand-Bérczy, Karl 38
 Steinacher 95
 Steinacker, Edmund 43, 51, 57-60
 Steinacker, Harold 49
 Stephan der Heilige 186
 Stettner-Zadar, Georg 37
 Stifter, Adalbert 38,190
 Stocker, Michael 173
 Stojadinovic, Ministerpräsident 105
 Straub, Andreas 179
 Stresemann, Gustav 74
 Strifler, Paul 173
 Széchenyi, Stefan, Graf 37, 42
 Szönyi, Prof. 184
 Szentágh, Gustav 37

 Tafferner, Anton 180
 Teleki, Graf 79, 97, 99
 Tengler, Hans 87
 Teppert 159
 Tettmann, J. 159
 Theodorovich 42
 Thurn, Hans 84

 Tisza, Koloman, Ministerpräsident (1875-1890) 47, 52
 Tisza, Stephan 49
 Tito, Josip 97,128,201 f.
 Trefort, August 37,47
 Triebnigg-Pirkhert, Ella 75
 Tripammer-Szigeti, Josef 38
 Trischler, Josef 102,173
 Truman, Präsident 151
 Tschanad, Bischof von 89

 Uray, Pfarrer 204

 Vaghy, Franz von 44
 Vaida-Voevod, Alexander 60
 Valentin, Anton 90, 173, 181
 Valjavec, Fritz 179
 Veterani, General 15
 Világos 42
 Volkmann, Robert 38 f.

 Wagner, Peter Max 151
 Wallner, Firma 162
 Weidenheim, Johannes 195-202
 Weidenhofer, Kaufmann 40
 Weifert, Georg 86
 Weissbarth, Hans 185
 Weizsäcker, von, Staatssekretär 95
 Weizsäcker, C. F. von 193
 Wekerle, Alexander 47, 49
 Wendel, Hans 116
 Werni, Sebastian 174
 Wesinger, Franz 179
 Westher, Sandor (Alexander) 43
 Wettel, Franz 87
 Wilhelm I., Kaiser 52
 Wilson, Präsident 70
 Wimmer, Gottlieb August 38, 42
 Wolf, Jakob 176
 Wulff, Hildegardis 89, 117

 Ybl, Nikolaus (eigentlich Eibl) 50

 Zala, Georg 50
 Zichy, Stefan Graf 15
 Zillich, Heinrich 178
 Zimmermann, Harald 176, 178
 Zinzendorf, Philipp Graf von, Kölner Domherr 15

Ortsregister

- Adam-Müller-Guttenbrunn-Siedlung 159
 Agram 82, 132
 Aix-en-Provence 148
 Alexanderhausen 19
 Altötting 179
 Amerika 41, 54, 126, 145, 150f., 158, 180
 Apatin/Batschka 20, 26f., 53, 86, 103, 153, 161 f., 166
 Arad 26, 32, 88f.
 Argentinien 145
 Aschaffenburg 158
 Aulendorf 158
 Australien 180
 Avignon 148

 Bad Buchenau 158 f.
 Bad Kreuznach 174
 Bad Niedemau 179
 Baden-Württemberg 11, 166, 174 ff.
 Bagarosch 56
 Baja 100, 134
 Bajmok 154
 Bakonywald 15, 17
 Balkan 14, 105
 Bamberg 159
 Banat 14-19, 24, 26, 32, 34, 38, 41, 43f., 54, 57, 61, 71, 81f., 84, 86f., 89 f., 96 f., 100, 102, 106-110, 112, 117, 119, 129 f., 140, 165, 180 f., 183
 Banater Heide 17, 183
 Baragan 138
 Baragansteppe 138, 182, 207
 Baranya 15, 35, 71, 74, 82, 133, 152, 176
 Baranyadreieck 81, 102
 Barcelona 189
 Batsch, Bodrog 59
 Batsch-Brestowatz 20
 Batsch-Sentiwan 20
 Batschka 15, 17f., 20, 24, 26, 44f., 52ff., 57, 61, 71, 81 f., 84f., 99-103, 105 f., 109, 129f., 165
 Bayerischer Wald 182

 Bayern 11, 74, 166, 182, 193
 Bega, Fluss 110
 Belgrad 14, 81 f., 87, 105, 108, 129, 151, 160, 173, 196
 Belye 15
 Berchtesgaden 114
 Berlin 78, 85, 95f., 98, 100f., 105 ff., 114ff., 190-193
 Bessarabien 114
 Betschkerek 21
 Biala/Galizien 62
 Bistritz 51
 Blumenthal/Banat 148
 Bogarosch 44
 Bohl 26
 Böhmen 53, 93, 104, 182
 Böhmerwald 17
 Bonn 173, 193
 Bosnien 81, 106, 114, 196
 Branau 44
 Branau/Baranya 26
 Braniskopass 43
 Brasilien 142, 144 f., 147, 165
 Brcko 129
 Brooklyn/USA 151
 Budakeszi 15, 184
 Budapest 26, 38ff., 60f., 63, 72, 74 f., 77, 86, 93, 97-100, 134, 136, 173, 184
 Bukarest 138 ff., 181
 Bukin 20, 154
 Bukowina 114
 Bulgarien 92, 105 f., 114
 Büttelbronn 155

 Cachoeira 143
 Carlos Pfannl 146
 Carpentras 148
 Charkow 130
 Chicago 150
 Chile 145
 Ciko/Schwäbische Türkei 79
 Ciko/Ungarn 154
 Cleveland 150
 Curitiba 142, 146
 Czernowitz/Bukowina 62

 Danzig 93
 Darmstadt 152 f., 156, 165, 185
 DDR 126
 Debreczin 51
 Deggendorf/Niederbayern 162
 Detroit 150
 Detta 89
 Dettingen 184
 Deutsch-Zerne 129
 Deutschbohl 26 f., 100
 Deutsches Reich 26, 49, 61, 70, 74, 76, 78, 83f., 91, 93f., 96, 98, 101ff., 105 f., 112, 114, 117, 172
 Deutschland 11, 41, 50 f., 54, 71, 74, 78, 90, 96 f., 99, 102-105, 114f., 117, 126, 128, 131 f., 134, 138, 141 ff., 148-152, 158 f., 161 f., 165, 172 ff., 182, 184, 196f., 199ff., 205, 207f.
 Donau, Fluss 14, 17, 24, 26, 62, 75, 84, 94, 106, 113 f., 129, 160, 176, 178, 180, 182, 196, 206
 Donezbecken 130
 Donezgebiet 137
 Donnersmarkt 115
 Drau, Fluss 129
 Dreizehnlinden 146
 Dresden 185
 Drittes Reich 91 f., 94 f., 97, 99, 101-105, 112, 114, 199, 205

 Eisenburg 59
 Ellwangen 179
 Elsass 148, 184
 England 42, 54
 Entre Rios 142, 144-147, 165, 176
 Erlau 14
 Ernsthäusen 109
 Essegg 84, 106, 114, 129, 132
 Esslingen 174, 193
 Europa 53, 94, 96, 103, 115, 140, 158, 164, 188 ff., 195

 Filipowa/Batschka 19 f., 54, 129, 159, 166
 Föhrenwald 182
 Franken 16
 Frankenholtz 182
 Frankfurt am Main 11, 152, 172
 Frankreich 16, 148 ff., 159, 174, 184
 Franzfeld 109
 Friedland 130
 Fünfkirchen 14, 18, 32, 35f., 52, 100, 103, 134 ff., 184
 Futok/Batschka 83, 101, 103, 105

 Gakowa 130 f.
 Gau Bergland 137
 George 183
 Ghana 158
 Gingen 176
 Gorjani 54
 Gräfenhausen 155 f.
 Gran 14
 Graz 85, 174
 Griechenland 97, 129
 Griesheim 152, 158
 Griesheim-Land 156
 Griesheimer Sand 154, 156, 158
 Gross-Betschkerek 26, 82, 106 f., 109
 Gross-Komlos/Banat 58
 Gross-St.-Nikolaus 26, 89
 Grosskarol 17, 92
 Grosskikinda 26, 57, 109
 Grosskomlosch 181
 Grossmühlen 109
 Grossserbien 80
 Grossturnwall 75
 Grosswardein 14
 Grossziegeleien 109
 Guarapuava 142
 Győr 135

 Haldensleben 190
 Hamburg 190
 Harsany 14
 Hassfurt 161
 Hatzfeld/Banat 26, 77, 82, 89 f., 160
 Hauerland 71

- Heideboden 75, 182
 Heilbronn 184
 Heltauöl
 Hermannstadt 115
 Herzegowina 106
 Hessen 16, 166
 Hessisches Ried 155
 Hidas 100
 Hodschag 26, 129, 158f.
 Hofmannsthal 183
 Homburg/Saar 182

 Ibar-Tal 96
 Iller, Fluss 184
 Italien 105 f., 114, 184

 Jajce 128
 Japan 114
 Jarek 130f., 201
 Jordao, Fluss 142
 Jordaozinho 143
 Jugoslawien 70 f., 80, 82
 f., 85-88, 92f., 102-
 106, 110, 119, 126-
 130f., 138, 142, 151,
 154, 157, 173f., 180,
 195 ff., 199 f., 202,
 214

 Kahlenberg 14
 Kalifornien 150
 Kalotscha 21, 72
 Kanada 126, 150
 Karasch-Severin 59, 88
 Karawukowo/Batschka
 154, 161
 Karlowitz 14, 18
 Karlsburg 87
 Karlsdorf 109
 Karlsfeld 159
 Karlsruhe 159
 Kärnten 105
 Karol 26, 92, 100
 Kaschau 51
 Katymar 154
 Kematen 148
 Kemei 20, 154
 Keszü 184
 Kikinda/Banat 129
 Klosterneuburg 59
 Kolbermoor 152
 Köln 157, 185
 Kolut 20
 Komorn 14
 Kotor 105
 Kragujevac 97
 Kraljevo 97
 Kriechbirlingen 158 f.
 Kroatien 43, 62, 81, 96
 f., 106, 110, 112ff.
 Krudija 131
 Kruschewlje/Batschka
 130f.
 Kubin 109, 129
 Kudritz/Banat 164

 La Roque-sur-Pernes
 148 ff.
 Laibach 106
 Lambach, Stift 160

 Lampertheim 155
 Laskafeld 154
 Lazarfeld/Banat 82
 Leipzig 38, 181
 Lenaheim/Banat 116
 Libanon 158
 Lika 106
 Linköpping 186
 Linz 159, 162
 Lippa 89
 London 93
 Lothringen 17, 184
 Lovrin/Banat 58
 Lowas 82
 Lübeck 185
 Lugosch 26, 89
 Luxemburg 17, 130
 Luzern 190, 192

 Magdeburg 190
 Mähren 104
 Makedonien 106
 Maresi 196, 200f.
 Maria-Theresiopel/Subo-
 tica 21
 Marienberg 57
 Mazedonien 106
 Mecsekgebirge 17
 Mediasch 116
 Memelgebiet 93
 Miletisch 159
 Miletisch 158
 Milititsch 20
 Mingolsheim 159
 Mitrovica 131
 Modosch 109
 Mohatsch 14
 Molidorf 130
 Molin 131
 Moor 47
 Moosach 159
 Mörfelden 156
 Mt. Ventoux 148
 München 157 f., 161 f.,
 164, 172, 179, 182,
 185, 188, 190, 192
 München-Trudering 159
 Münster/Westfalen 181
 Murinsel 102, 106

 Neu-Schowe 193
 Nr.-St.-Anna 26f.
 Neu-Werbass 18, 83, 189
 Neuarad 89
 Neusatz 32, 57, 71f., 82f.,
 87, 101, 103, 105 ff.,
 129
 New York 150
 Niederbayern 161
 Niederösterreich 53
 Nikolajew 116
 Nordsiebenbürgen 91, 99,
 114
 Nowoselo 20
 Nürnberg 96

 Oberkrain 105
 Oberschützen 38
 Oberschwaben 17
 Oberungarn 59, 63
 Ödenburg 51, 75, 135

 Ödenburg/Westungarn 59
 Ofen 14, 18, 24, 32f., 35
 f., 39, 45, 184, 186
 Ofenpest 103
 Ofner Bergland 15, 24,
 184
 Ontario 150
 Osjek 132
 Ost-Syrmien 110, 112,
 114
 Österreich 11, 14, 43, 46,
 50, 63, 71, 78, 104, 114,
 126, 128, 142, 146, 148,
 151f., 159f., 165, 174,
 202, 207
 Osteuropa 160, 172
 Ostkroatien 132
 Ostmitteleuropa 114
 Ostschweiz 72
 Ostsee 180

 Palanka 20
 Pannonien 49, 194, 201
 Pantschewo 57, 87
 Pantschowa 86, 109, 129
 Parabutsch 20
 Paraguay 146
 Parana 142, 144 f., 147
 Paris 87, 186
 Passarowitz 14 f.
 Pecsvarad, Abtei 15
 Pengös 74
 Perjamosch 26, 89
 Perlas/Theiss 86
 Pemes-les-Fontaines 148
 Persien 190
 Pest 14, 32 ff., 36, 38f.,
 41f., 45, 51, 74
 Pest-Pilis-Solt 59
 Peterwardein 106
 Petridorf 92
 Pfalz 16 f., 173
 Pfungstadt 153, 158
 Pinhao, Fluss 142
 Plattling 161
 Polen 63, 97, 114
 Pomaz 60
 Prades 190
 Pressburg 15, 38f., 51f.
 Pressburger Deutschtum
 71
 Preussen 16
 Promontor 15
 Provence 149
 Pussta 182

 Quebec 150

 Raab 14, 32, 52
 Rastatt 176
 Rattenberg 182
 Ravenna 188
 Regensburg 162, 164, 180
 Reich 78
 Reschitza 116
 Revay 18
 Rhein, Fluss 148
 Rhone-Ebene 158
 Rigitz 20
 Rom 84
 Rosenheim 152

 Rudolfsnad 109, 130f.
 Ruma/Slawonien 62, 113
 Rumänien 10 f., 63, 70ff.,
 87-93, 105, 114-117,
 126, 131, 137f., 141 f.,
 165, 173, 206f., 213 f.
 Russland 16, 63, 70, 128,
 137, 207, 209

 Saarland 173
 Sabac 97
 Sahovici/Montenegro 128
 Saloniki 105
 Salzburg 174, 186, 190
 Salzkammergut 17
 Samambaia 143
 Santa Catarina 146
 Sarajewo 129
 Sathmar 15, 17, 45, 87, 91,
 99
 Sathmarer Gebiet 17, 26,
 88
 Save, Fluss 14, 129
 Schambeck 75
 Scheindorf 92
 Schifferstadt 159
 Schomogy/Schomodei 15
 Schwaben 16
 Schwäbische Türkei 15-
 19, 24, 26, 32, 59, 63,
 71f., 75
 Schwaigern 184, 186
 Schwankenkirchen 161
 Schwarzes Meer 114
 Schwarzwald 212
 Schwechat 43
 Schweden 186
 Schwenningen 182
 Sekitsch/Batschka 151
 Sentivan 159
 Serbien 63, 81, 86, 96, 106,
 128
 Siebenbürgen 14, 42 f., 71,
 89, 97, 100, 102, 140
 Sindelfingen 174 f., 179,
 184f., 193
 Sinj 96
 Skopje 129
 Slankamen 14
 Slawonien 17, 54, 62, 81,
 84
 Slowakei 17, 71, 104 f.
 Slowenien 129, 161
 Socorro 143
 Sombor 32, 129
 Sowjetunion 92, 96, 99,
 129, 132
 Spaichingen 179
 Speyer 179
 Split 96, 106
 St. Georgen 110
 St. Stephan 98, 152-158,
 165
 Stadl-Paura 159, 165
 Stanischitz 20
 Stanisic 154
 Startschowa 129
 Steiermark 17, 105, 197
 Stockerau 41
 Strassburg 186

- Stuhlweissenburg 32, 50, 135
 Stuttgart 49, 164 f., 172, 176
 Südbaranya 106
 Süddobrudscha 114
 Sudetenland 78
 Südosteuropa 78, 93f., 96, 104f., 107, 114, 166, 172, 176, 178, 194
 Südslawien 10, 93
 Südungarn 17, 44f., 54-57, 59, 61, 63, 86, 102, 203f.
 Südwestfalen 17
 Syrmien 17, 44, 62, 81, 106
 Szeged 72, 89, 135
 Szekszárd 135 f.
 Tatabánya 135
 Temes-Rekas 58
 Temesch 59
 Temesch-Torontal 88
 Temescher Banat 43
 Temeswar 14, 26, 32, 34ff., 52, 57, 61, 71, 87ff., 92, 119, 139f., 181, 183, 207, 211, 213
 Terem 92
 Theiss, Fluss 24, 196
 Theisstiefland 15
 Tirol 17, 148
 Titel 101
 Tokaj 41
 Tolna/Tolnau 15, 74
 Tomaschanzi 54
 Torontal 59
 Torscha/Batschka 82
 Torscha/Torschau 52, 57
 Transdanubien 54, 75
 Traun, Fluss 159
 Traunreut 164
 Trianon 71, 87
 Trianonungarn 71
 Trudering 159
 Tschanad 89, 119
 Tschatad 41
 Tschatad-Lenauheim 41
 Tscheb 20, 72
 Tschechoslowakei 70 f.
 Tschepel, Insel 15
 Tscherwenka 93
 Tschonoplja 154
 Tschonoppe 120
 Tübingen 176, 178
 Tuttlingen 193
 Übersee 55, 126, 174
 Ukraine 130, 132
 Ulm 173, 185
 Ungarisch-Altenburg 41
 Ungarisch-Weisskirchen/Banat 56 f.
 Ungarisches Mittelgebirge 17, 24, 59, 71
 Ungarn 10, 14-18, 22, 24, 32, 37, 40-43, 45 ff., 49 ff., 53 f., 57, 59f., 62f., 70-79, 88, 91ff., 96-103, 105 f., 112, 114, 119, 126, 131ff., 136f., 142, 153f., 158, 172f., 180 f., 183, 186, 190, 194, 204ff.
 Unterkrain 106
 Ural 137
 USA 16, 47, 126, 150, 182
 Valporo 131
 Vaucluse, Département 148
 Veszprém 135
 Veszter 43
 Vitoria 143
 Vukowar 162
 Walldorf 156
 Weihenstephan b. Freising 86
 Weisskirchen/Banat 26, 58, 71, 86, 109, 129, 162, 181
 Weiterstadt 155 f.
 Wels 159, 174
 Werbass 93
 Werschetz 21, 24, 26, 32, 49, 56ff., 71, 82, 109, 129 f., 186
 Westpolen 93
 Westslawonien 114
 Westungarn 19, 43 f., 61, 63, 71 f.
 Wien 20, 37-41, 43f., 51, 58, 60ff., 86, 105, 116, 159, 162, 174, 184, 186, 188ff., 192
 Wieselburg 59
 Winterthur 191
 Wladiwostok 64
 Wojtak 89
 Wojwodina 43, 81 f., 85, 109, 129-132
 Worfelden 155
 Zadar 106
 Zagreb 132
 Zenta 14
 Zerne 129
 Ziegenhain 153
 Zips 48, 59, 71, 75
 Zürich 77